Heine

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Klassiker-Bibliothek.

Herausgeber und Mitarbeiter:

Arens, Prof. Dr. Eduard
Bartels, Prof. Adolf
Benzmann, Dr. Hans
Becker, Prof. Dr. Ph. A.
Berger, Prof. Dr. Karl
Bettelheim, Prof. Dr. Anton
Beyer, Dr. Paul
Biedermann, Fl. Frhr. v.
Biese, Geh.-Rat Prof. Dr. A.
Bölsche, Wilhelm
Brandenburg, Prof. Dr. Erich
Brukner, Dr. Fritz
Castle, Prof. Dr. Eduard
Engel, Prof. Dr Eduard
Fischer, Geh.-Rat Prof. Dr. H. (†)
Fürst, Dr. Rudolf
Geiger, Geh.-Rat Prof. Dr. L. (†)
Grisebach, Eduard (†)
Güntter, GHofR. Prof. Dr. O.
Hauffen, Prof. Dr. Adolf
Höfer, Sem.-Dir. Dr. Conrad
Houben, Prof. Dr. Heinr. Hubert
Kapp, Dr. Julius
Kappstein, Theodor
Keller, Dir. Prof. Ernst (†)
Kettner, Prof. Dr. G. (†)
Klaar, Prof. Dr. Alfred
Klee, Stud.-Rat Prof. Dr. Gotth.(†)
Koch, Geh.-Rat Prof. Dr. Max
Köster, Geh.-Rat Prof. Dr. A.
Krauß, Geh. Arch.-Rat Dr. R.
Krumm, Prof. Herm. (†)
Kühnemann, Prof. Dr. Eugen
Leitzmann, Prof. Dr. Albert
Litzmann, Geh.-Rat Prof. Dr. B.
Ludwig, Dir. Dr. Albert
Matthias, Ob. St.-R. Prof. Dr. Th.
Meisner, Prof. Dr. Heinrich
Meyer, Prof. Dr. R. M. (†)
Michels, Prof. Dr. Viktor
Minor, Prof. Dr. Jakob (†)
Morris, Dr. Max (†)
Muncker, Prof. Dr. Franz
Petzet, Ober-Biblioth. Dr. Erich
Prem, Prof. Dr. S. M.
Quenzel, Karl
Rabenlechner, Prof. Dr. M. M.
Reinöhl, Dr. Walter
Schaukal, Dr. Richard
Schlossar, Reg.-Rat Dr. Anton
Schlösser, Prof. Dr. Rud. (†)
Siegen, Prof. Dr. Karl (†)
Ullrich, Prof. Dr. Hermann
Walzel, Geh.-R. Prof. Dr. O.
Wegener, Dr. Karl Hanns
Weiß, Dr. Otto
Werner, Prof. Dr. R. M. (†)
Wetz, Prof. Dr. Wilhelm (†)
Wildenow, Prof. Dr. Eugen
Witkowski, Prof. Dr. Georg
Woerner, Prof. Dr. R.
v. Wurzbach, Dr. Wolfgang
Zoozmann, Richard

u. a. m.

L468B

Heinrich Heine

Sämtliche Werke in zwölf Teilen

Mit Einleitungen und Anmerkungen
herausgegeben von
Paul Beyer, Karl Quenzel
und Karl Hanns Wegener

Mit zwei Bildnissen und einer Handschriftprobe

Zwölfter Teil, 1. Hälfte

Briefe aus Berlin. — Über Polen. — Die Götter im Exil. — Die Göttin Diana. — Der Doktor Faust. — Geständnisse. — Waterloo. — Memoiren. — Gedanken und Einfälle

143629
5.9.23

Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Germany

Inhalt.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	5
Briefe aus Berlin	17
Über Polen	73
Die Götter im Exil	99
Die Göttin Diana	124
Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem	132
Geständnisse	173
Waterloo	226
Memoiren	234
Gedanken und Einfälle:	
I. Persönliches	287
II. Religion und Philosophie	288
III. Kunst und Literatur	297
IV. Staat und Gesellschaft	315
V. Frauen, Liebe und Ehe	328
VI. Vermischte Einfälle	330
VII. Bilder und Farbenstriche	335
Lesarten	339
Anmerkungen	352

Einleitung des Herausgebers.

Die „Briefe aus Berlin“ erschienen zuerst im „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“ vom 8. Februar bis 19. Juli 1822 (Nr. 6, 7, 16—19, 27—30) und später als Füllsel im zweiten Teil der „Reisebilder“ (Hamburg 1827, S. 297—326) in einem derartig zusammengestrichenen Auszuge, daß die Besonderheiten der ersten Fassung dieser Jugendarbeit vollständig verloren gingen. Wir bieten daher in unserer Ausgabe diese ursprüngliche Form der Briefe und setzen die in die erste Auflage der „Reisebilder“ aufgenommenen Bruchstücke in der späteren Fassung in eckige Klammern.

Ohne Systematik, ohne große künstlerische Sorgfalt, mit nervöser Hast sind diese ersten feuilletonistischen Versuche von Heine behandelt. Ganz der Natur des Darstellers entsprechend sind die zahlreichen Eindrücke des Berliner Lebens impressionistisch wiedergegeben. Witz und Satire, letztere schon persönlich werdend, ja sogar einige Gemeinheiten fehlen nicht. Der in den französierten Rheinlanden großgewordene Hasser des Preußentums regt sich schon hier bei aller scheinheiligen Schmeichelei. Seit September 1820 hat seine deutsch-patriotische Gesinnung ja ihr plötzliches Ende gefunden. Der „bittere, spottende Ton“ bringt dem Feuilletonschreiber gleich allerlei Mißhelligkeiten. Freund Keller, der Regierungsreferendar in Potsdam, zollt dem ersten Brief geringen Beifall, so daß Heine wünscht, der zweite möge ihm besser gefallen (Brief vom 27. April 1822). Demselben Keller berichtet er dann, daß im Brockhausischen Konversationsblatte jemand in einer Korrespondenz aus Berlin auf seinen ersten Brief und „die reflektierende Portiers in Wein- und Kaffeehäusern und ihre physiognomische Bemerkungen“ gestichelt und seine armen, unschuldigen Gedichte mit grimmiger rancune ausgehunzt habe. „Höchstwichtige Gründe“ veranlassen ihn, Keller um Vermittlung folgender anonymen Notiz für das Konversationsblatt zu bitten: „Der Verfasser des Briefes aus Berlin vom 18. April in Nr. 90 dieses Blattes wird ersucht, die einfachen Fragen zu beantworten: Ist Poesie in Heines Gedichten? und wenn sie denn so ganz ungenießbar sind, warum werden sie denn von so vielen ge-

nossen?" Weitere Verdrießlichkeiten bringt der zweite Berliner Brief. Der Verleger, Dr. Schultz, hat den Wunsch angedeutet, „bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen", wogegen sich Heine zu Beginn des zweiten Briefes verteidigen muß. Da die obige Anfrage im Konversationsblatte nicht gedruckt wird, Heine auch in Freund Köchy den Urheber jenes Ausfalls entdeckt hat, so hilft er sich einfach mit dem Entschluß, jenen jungen Mann im nächsten Briefe tüchtig zu loben. Gewichtiger ist der Umstand, daß Heine durch den zweiten Brief beinah in einen öffentlichen Federkrieg mit dem Baron W. von Schilling verwickelt wird (vgl. darüber „Zeitschrift für deutsche Philologie" 1912, S. 478f.), so daß er sich zu einer öffentlichen Erklärung und Entschuldigung im „Gesellschafter" genötigt sieht (abgedruckt 12. Teil, 2. Hälfte S. 224f.). Nichtsdestoweniger veröffentlicht der Baron im Berliner „Zuschauer" vom 23. Juli 1823 eine boshafte Parodie von Heines Traumbildern: „Götterdämmerung" und „Ratcliff" (vgl. Strodtmann, Heines Leben und Werke 2. Aufl., Bd. 1, S. 223f.).

Im dritten Brief endlich erregen „unverzeihliche" Zensureingriffe den Unwillen des in Polen herumreisenden Dichters. Er schreibt an Keller: „Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend, unerquicklich ausfiel, mußte die Zensurschere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach." Der Plan, noch zwei weitere Briefe zu schreiben, wird in Polen aufgegeben. „Wie ich gegenwärtig über das geistige Berlin denke," schreibt Heine an Schottky (4. Mai 1823), „darf ich jetzt nicht drucken lassen; doch werden Sie es einst lesen, wenn ich nicht in Deutschland mehr bin und ohne literarische Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutsche Literatur in einem eigenen Werkchen mich aussprechen werde." Auch später, als er sich an die Zusammenstellung des zweiten Teiles der „Reisebilder" macht, hat Heine die Absicht, unter Benutzung eines Auszuges aus den Berliner Briefen als äußeren Gerüstes in neuen Artikeln seine veränderte Meinung auszusprechen, nicht verwirklicht (vgl. an Varnhagen, 24. Oktober 1826).

Der Aufsatz „Über Polen" ist das Ergebnis einer Reise, die Heine, der Einladung seines polnischen Freundes Eugen von Breza folgend, im Herbst 1822 durch den preußischen Teil Polens machte. Aus Gnesen schreibt er an Hartmann vom Rheine (1. September 1822): „Das Land ist abscheulich; einen melancholischen Anblick gewähren die polnischen Dörfer, wo der Mensch wie das Vieh lebt. Ja, liebster Doktrinär, mir wurde gar wehmütig zu Mute, als ich

jene Resultate einer ausgebildeten Aristokratie, der elende Zustand der polnischen Bauern, betrachtete. Daß es in unserm geliebten Deutschland nie zu einem ähnlichen Zustand, zu einem Rückfall ins Mittelalter kommen wird, dafür bürgen mir die vielen Kämpfer für Recht und Wahrheit, deren eiserne Stimmen noch überall erschallen ... Aber die Menschen in Polen sind gut. Der Edelmann ist wacker und brav, er verdient, daß man ihn achte. Deutsche, die Polen durchreist haben und ein entgegengesetztes Urteil nach Deutschland mitgebracht, haben gewöhnlich die Polen durch die deutsche Brille betrachtet, oder sie trugen Nationalvorurteile in der Brust." Anders Heine. „Unter dem Wasser der Sturzbäder" bringt er in Berlin seine Eindrücke zu Papier und veröffentlicht sie im „Gesellschafter" des Professors Gubitz (17.—29. Januar 1823), wo sie freilich von dem Herausgeber „auf schändliche Weise mit Surrogatwitzen verändert" und von der Zensur „tüchtig zusammengestrichen" erscheinen (an Sethe, 21. Januar 1823). Dennoch machen sie den Verfasser bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt und tragen ihm auch Anschwärzungen höheren Ortes ein. Erst recht fällt man in dem besuchten Lande selbst über den freimütigen und scharfen Beurteiler der polnischen Verhältnisse her. Heine schreibt an Wohlwill (7. April 1823): „Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogtum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal soviel als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen[1]), die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben." Ja sogar an den „Gesellschafter" werden Berichtigungen geschickt (vgl. Beilage zum 26. Februar 1823), worüber Heine an Schottky schreibt (4. Mai 1823): „Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im ‚Gesellschafter' gegen mein Memoire über Polen abgedruckt war; daß in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewußt. Daß ich hierbei ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte Weise, wie der Schmierer jener Blätter bei dieser Gelegenheit auch Sie, guter Schottky, mit Kot bespritzte.

[1]) Darin irrt Heine; denn die Angriffe stammten aus der Feder des Assessors Raabski, eines geborenen Polen.

Ich stelle es Ihnen ganz frei, meinen Namen zu nennen; ich würde es selbst getan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obskuren Skriblers nur im mindesten Notiz zu nehmen." (Über die Einzelheiten vgl. Adolf Warschauer, Heine in Posen. Posen 1911.) Eine spätere Umarbeitung des Aufsatzes unterblieb, obwohl sie beabsichtigt war, ebenso wie die der Berliner Briefe. Schon früh hat Heine in das große Lob, das man der Arbeit von vielen Seiten zollte, nicht einstimmen können (an Wohlwill, 7. April 1823), und bei der Aufstellung seiner „Gesammelten Werke" urteilt er gar (an Campe, 22. März 1852), daß der „sehr frühjugendliche und sehr vergubitzte Aufsatz" stark restauriert und „der Schwanz, welcher von altdeutschen Gedichten handelt, ganz abgeschnitten werden" müsse. — Hervorgehoben sei noch, daß die Schrift während des Weltkrieges von Concetto Pessinato ins Italienische übersetzt wurde (Milano, Treves 1914).

„Die Götter im Exil" erschienen zuerst in der „Revue des Deux Mondes" vom 1. April 1853, dann in deutscher Fassung in den „Blättern für Literarische Unterhaltung" vom 30. April 1853 (Nr. 18) unter dem Titel: Die Götter im Elend. Erst in den „Vermischten Schriften" von Heine (1854, I, S. 215ff.) erhielt die Überschrift die obige Form.

Indem Heine ein oft berührtes Thema wieder aufnahm, nämlich die Verteufelung der griechisch-römischen Götter unter dem Einfluß des Christentums, war er bestrebt, es durch eine Illustration, durch mehr oder minder ausgeführte Radierungen und Holzschnitte zu erweitern. So drückt er sich selbst in einer Vorbemerkung zur ersten deutschen Ausgabe aus. Hatte er in den „Elementargeistern" die Nachwirkung und Umwandlung altgermanischen Götterglaubens dargestellt, so galt es hier das Fortleben griechisch-römischer Religionsanschauungen und den Kampf hellenischer Heiterkeit, Schönheitsliebe und Lebenslust mit der trübsinnigen christlichen Asketik aufzuzeigen. Die Stimmung des ganzen Schriftchens ist eine verzweifelt pessimistische; der aus ihr geborene Spott und Hohn grenzt ans Tragische. „Wir gehen alle dahin", heißt es in der kurzen französischen Vorrede, „Menschen und Götter, Glaubenslehren und Sagen . . . Es ist vielleicht ein frommes Werk, diese letzteren vor völliger Vergessenheit zu bewahren, indem man sie einbalsamiert, nicht nach dem häßlichen Verfahren Gannals, sondern mit den Geheimmitteln, die sich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubens-

lehren und mit ihnen die Sagen gehen dahin. Sie erlöschen, nicht allein in unsern zivilisierten Ländern, sondern bis zu den nördlichsten Weltgegenden, wo vor kurzem noch der bunteste Aberglaube blühte. Die Missionare, die jene kalten Regionen durchwandern, beklagen sich über den Unglauben ihrer Bewohner. In dem Bericht einer Reise nach dem Norden Grönlands erzählt uns ein dänischer Prediger, er habe einen Greis nach den gegenwärtigen Glaubenslehren des grönländischen Volkes befragt. Der gute Mann antwortete: Früher glaubte man noch an den Mond, aber heute glaubt man nicht mehr daran."

Auf „Die Götter im Exil" folgt in den „Vermischten Schriften" Heines (Bd. 1, S. 269ff.) das Ballett „Die Göttin Diana". Es ist in der Idee schon vor dem „Faust" entworfen, wie aus dem Brief vom 3. Mai 1847 an Lumley hervorgeht. Niedergeschrieben wird es, unmittelbar nachdem Ferdinand Lassalle Paris verlassen hat, und zwar „in zwei Morgenstunden" (vgl. Brief vom 27. Februar 1846), d. h. zu Beginn des Jahres 1846 (vgl. Brief vom 10. Februar 1846). Die gelungene und reizvolle Pantomime kam ebensowenig zur Aufführung wie das Tanzpoem „Der Doktor Faust".

Heines Beschäftigung mit dem Faustproblem reicht in die Jahre 1824 bis 1826 zurück. Aus dem Tagebuch seines Freundes Eduard Wedekind wissen wir (vgl. Blumenthals „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" Bd. V, S. 325ff., auch Strodtmann, Dichterprofile. Berlin 1883. S. 253ff.), daß er am 20. Juni 1824 bereits den Plan eines Faust gefaßt hatte — „nicht um mit Goethe zu rivalisieren, nein, jeder Mensch sollte einen Faust schreiben". Am 16. Juli stand die Idee fest. Wedekind berichtet: Der Faust solle genau das Gegenteil vom Goetheschen werden, Mephistopheles werde das handelnde, positive Prinzip sein, er solle den Faust zu allen Teufeleien verführen. Faust, ein Göttinger Professor, langweile sich in seiner Wissenschaft und werde von dem Teufel, der einer seiner Zuhörer sei, zu liederlichem Leben kirre gemacht, bis er infolge der Witzeleien seiner Studenten mit dem Verführer auf Reisen gehe. „Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Teegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort beratschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daß sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird.

die bei den Engeln nicht sind. Diese Teegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Über das Ende ist sich Heine noch nicht gewiß. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vorteil erhält, manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört . . ." Mag man sich zu diesen spärlichen Mitteilungen stellen, wie man will, eins geht aus ihnen als sicher hervor: in Heines Kopf spukten damals die Kobolde einer phantastisch-satirischen Faustdichtung, die freilich nur in geringen Partien zur Ausführung gekommen ist. Das beweisen auch die wenigen Briefstellen über den Faust aus diesen Jahren (an Moser, 25. Oktober 1824; an Moser, 1. April 1825; an Varnhagen, Mitte Mai 1826; an Merckel, 28. Juli 1826). Auch gegen Goethe soll Heine sich 1824 über seine Dichtung geäußert haben (worüber Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine", Berlin 1868, S. 123 berichtet).

Diese ersten Pläne stehen zu dem späteren Ballett in keinerlei Beziehung. Letzteres verfaßte Heine 1847 auf Anregung des Londoner Theaterdirektors Benjamin Lumley, dem er am 27. Februar mit der Übersendung der Handschrift schrieb: „Ich versichere Ihnen, daß ich nie wieder ein Versprechen dieser Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Versuch geschadet, meine Aufgabe würdig zu lösen . . . Meine Broschüre müßte für diejenigen, die nur den Goetheschen ‚Faust' kennen, sehr interessant sein. Ich werde sie daher später einmal in deutscher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Gestalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unserer hochweisen Faustologen verfalle. Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nötigenfalls ‚Astaroth'. Ich habe in meinem Briefe bewiesen, daß dieser Name, ebensogut wie Mephistopheles, dem von Faust angerufenen Dämon gebühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denselben als provisorischen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm sein zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, daß Sie den wirklichen Faust der Legende vorführen."

Obwohl die geplante Aufführung in Her Majesty's Theatre infolge technischer Einwände des Ballettmeisters nie zustande kam, erhielt Heine doch im April den ansehnlichen Vorschuß von 6000 Franks. Gedruckt wurde das Tanzpoem zuerst in französischer Sprache. Von

dieser Privatausgabe hinterlegte Heine zu seiner eigenen Sicherstellung vor „dramatischen Piraten" zwei Exemplare im Ministerium des Innern zu Paris und bot am 20. Juli das Gedicht, das, wie er sagte, „vom Ballett nur die Form hat, sonst aber eine meiner größten und hochpoetischsten Produktionen ist", seinem Hamburger Verleger für 1000 Mark Banko in deutscher Sprache an. Campe lehnte dieses Angebot stillschweigend ab. Nachdem im Sommer 1851, gelegentlich des Besuchs Campes in Paris, eine Einigung erzielt war, sandte Heine die Handschrift am 10. September ab, ließ jedoch auf Campes Vorschlag den anfänglichen Plan, das Ballett mit dem „Romanzero" zu vereinigen, wegen der Verschiedenheit beider Werke fallen, und so erschien der „Faust" als selbständiges Büchlein im November 1851. Im Februar 1852 brachte die „Revue des Deux Mondes" die von St.-René Taillandier hergestellte und von der Redaktion willkürlich geänderte französische Fassung unter der Überschrift: „Méphistophéla et la légende de Faust" (15. Februar). — Eine rühmende Schilderung einer fiktiven Aufführung des Faustballetts enthält Hermann Schiffs Tanznovelle „Die Waise von Tamaris", Hamburg 1855. (Vgl. Hirth in Schiff, Lebensbilder von Balzac. München 1913. Bd. I, S. CLXXIII.)

Die im Winter 1853/54 verfaßten „Geständnisse" erschienen zuerst unter dem Titel: „Aveux d'un poète" in der „Revue des deux Mondes" vom 15. September 1854. Schon vom 21. September ab brachte die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (Beilage Nr. 264/69) eine unrechtmäßige Übersetzung dieses Textes. Durch die in der französischen Ausgabe von der Redaktion vorgenommenen Veränderungen und Streichungen ward Heines Wut „fast zur Raserei" gesteigert. Noch mehr wurde er aufgebracht durch die „hundsföttisch miserable" Übersetzung „in das plumpste Bairisch" und durch ein Nachwort in der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. September (Beilage Nr. 270), das die gröbsten Schmähungen gegen den Dichter, ihren früheren Mitarbeiter, enthielt: man könne an dem über deutsches Geistesleben schlecht unterrichteten Autor nur noch ein pathologisches Interesse nehmen. Trotz dieser Verunglimpfung, worüber Baron Cotta freilich sein Bedauern aussprach, machten die „Geständnisse" viel Aufsehen und rechtfertigten Heines Urteil, diese Vorläufer seiner Memoiren (Brief vom 7. März 1854) seien eine „höchst wichtige Lebensurkunde" (Brief vom 15. April 1854). Schon die französische Ausgabe brachte ihm einen großen Triumph. „Mein Artikel", schrieb er an Campe (21. September 1854), „macht trotz seiner

Verstümmelung die ungeheuerste Furore, und wie mir gestern der Redakteur der Revue sagte, wird in diesem Augenblick nur von diesem Artikel geredet, und viele, welche deutsch verstehen, erwarten mit Spannung das Ganze im Deutschen zu lesen. Mein Zweck, eine ungeheure Annonce zu machen, ist erreicht, aber es ist, wie ich Ihnen schon gesagt, nötig, daß Sie das Buch rasch aus der Presse jagen. Wie mir der Direktor der Revue sagte, habe noch nie ein Aufsatz ein so großes Aufsehen erregt ... Ich kann Ihnen dies nicht ohne Schadenfreude schreiben, denn eben dieser Pièce stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon ... der Sukzeß meines Artikels gibt mir große Hoffnung, meinen Hamburgschen Fabius Kunktator durch einen großen Absatz zu beschämen und auch zugleich die 2000 Mark Banko zu gewinnen, die ich gewiß ehrlich genug verdient haben würde."

Die rechtmäßige deutsche Ausgabe der „Geständnisse" erschien im 1. Bande der „Vermischten Schriften", Hamburg 1854 (S. 1—122). So große Bedeutung Heine selbst dieser Schrift beimißt, müssen wir uns bei ihrem überraschenden Gegensatz zu den Auslassungen gesunder Tage doch hüten, jedes ihrer Worte als des Dichters letzte Überzeugung, als Endergebnis seiner geistigen Entwicklung zu betrachten. In ruhigem Rückblick möchte er zwar Rechenschaft über sich geben, doch schon bevor er zu den Schilderungen der ersten Pariser Eindrücke und seiner religiösen Umkehr gelangt, entlädt sich die Leidenschaft seiner reizsamen Seele in Zuckungen des Hasses und der Anklage gegen Personen und Verhältnisse, denen der Kampf seines Lebens gegolten.

Nur eins dürfen wir mit weniger Vorbehalt als aufrichtigere Beichte des kranken Mannes hinnehmen. Der Schiffbrüchige, dem „nichts geglückt in dieser Welt", wie er seiner Mutter am 3. Dezember 1853 gesteht, findet, daß nichts als ein Dichter aus ihm geworden. Dieser Dichter, der Sänger des letzten freien Waldliedes der Romantik, der durch die Qual seiner jahrelangen Leiden zu ernsterer Betrachtung gestimmt ist, will nun seines Wesens philosophische und religiöse Wandlungen aufdecken. Auf seinem Krankenlager öffnet er endlich die geheimsten Pforten seiner Seele. Längst in ihr schlummernde Anlagen und niedergehaltene Regungen wachen auf. Am 17. Januar 1849 gesteht er an Mignet: „Ich bin dem deutschen Atheismus abtrünnig geworden und stehe auf dem Punkte, in den Schoß der banalsten Glaubenslehren zurückzukehren." Doch will er beileibe nicht als Frömmler, als frommes Lämmlein gelten. Der Gottheit ist er

zwar nahegekommen, doch der Himmel steht ihm noch ziemlich fern. Mag er auch einmal an Campe berichten (1. Juli 1850), das Krankenbett habe durchaus wenig Anteil an seiner religiösen Umwälzung, er gibt sonst immer zu, daß sie durch die Krankheit bedingt ist, die seine Göttlichkeit erschüttert hat. Als Grund seiner Abkehr von den atheistischen Lehren bezeichnet er deren demokratisch-kommunistische Ausartung: „als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken, da gingen mir die Augen auf". Das aristokratische Empfinden des Künstlers sträubt sich gegen die Berührung mit der täppischen Souveränität des Volkes. Und da die Philosophie Hegels diesem Atheismus „den furchtbarsten Vorschub geleistet", so verwirft er auch sie als sündhaften Irrtum. Nach schweren Kämpfen gegen das Nazarenertum ist der verlorene Sohn zu Gott zurückgekehrt, „nachdem er lange bei den Hegelianern die Schweine gehütet". Wir sehen, daß in diese Enthüllungen auch das Bekenntnis veränderter politischer Anschauungen verwoben ist. Denken und Fühlen des Künstlers erwärmen sich in der Begeisterung für den Bonapartismus, werden jedoch abgestoßen von dem rohen Treiben des Kommunismus. So ist diese durch künstlerische Gründe bedingte Umkehr mit der religiösen Wandlung aufs engste verknüpft. Von neuem klingt aus der todwunden Seele, was schon im „Romanzero" und in den merkwürdigen Geständnissen des Nachwortes klar und ergreifend ausgesprochen worden ist. Der Gott der Juden tritt wieder in seinen Gesichtskreis. Die Bibel wird die große Erweckerin seines religiösen Gefühls. Der sich einen Griechen nannte, einen Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen, er stellt jetzt Moses, den Religionsschöpfer, und dessen echten Künstlergeist über die ihm verblassende Künstlergröße der Griechen. Aber bei dieser ausgesprochenen Hinwendung zum Deismus bricht der große lyrische Dichter, der seine Bekehrung so glaubwürdig berichtet, zu guter Letzt in die hier freilich tragisch und erschütternd wirkende Lästerung des „Aristophanes des Himmels" aus, dessen grausam langer Spaß den „kleinen irdischen, sogenannten deutschen Aristophanes" zur Erkenntnis der Ohnmacht und zu dem schauerlichen Vergleich mit dem miselsüchtigen Klerikus der Limburger Chronik zwingt. In solcher Stimmung schrieb der gequälte und verzweifelnde Mann schon vorher an Laube (12. Oktober 1850): „Ich liege zusammengekrümmt, Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Tierquälers liegt schwer auf mir. Welch

ein gutmütiger und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen!" Zu einer kirchlichen Gemeinschaft oder zum Dogma einer bestimmten Religion hat Heine sich nicht bekannt. Der große Skeptiker hat den Schleier nicht gelüftet, der sein wahres Verhältnis zu den letzten Fragen und Dingen verhüllte. Vielleicht ist ihm selbst die völlige Klarheit nicht zuteil geworden.

Das der napoleonischen Dynastie schmeichelnde Waterloo-Fragment enthält neben abfälligen Bemerkungen gegen die „provisorische Regierung" 1848, besonders gegen Louis Blanc und Lamartine, Heines bitterste Äußerung über die Befreiungskriege. Auf Campes Rat war es aus den „Geständnissen" ausgeschieden worden. Mag der Verleger auch aus geschäftlichen Gründen diesen Rat erteilt haben, er durfte als Freund des Dichters seine Bedenken nicht verhehlen; denn hier vergaß Heine, daß er ein deutscher Schriftsteller war, da er mit geballter Faust der ganzen deutschen Bevölkerung ins Gesicht schlug.

Die Abfassung von Memoiren hat Heine schon früh beschäftigt. Am 27. November 1823 schreibt er an Ludwig Robert: „Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeit und Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht." Den „Hamburger Menschentroß" will er darin schildern, von dem er einige liebt, mehrere haßt und die meisten verachtet (an Wohlwill, 7. April 1823). Den reichen Ohm Salomon, der oft in ihnen besprochen werden muß, hat er, da er damals noch brillant mit ihm steht, con amore gezeichnet (an Campe, 20. Dezember 1836). Am 17. März 1837 schätzt er das große Buch, den Roman seines Lebens, dessen Stoff sich unter der Hand dehnt, auf zwei Bände. Dieses Buch, das man ganz eigens von ihm erwartet, das Resultat seiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, soll die ganze Zeitgeschichte umfassen, die er in ihren größten Momenten mitgelebt, samt den markantesten Personen seiner Zeit, ja ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution und die Resultate seines Aufenthalts im Foyer der politischen und sozialen Revolution (an Campe, 1. März 1837). Am 14. September 1840 gibt er den Umfang der Lebensbeschreibung auf 4 Bände an. Doch die Herausgabe, die er Campe schon 1837 angetragen, verzögert sich. Die tiefgreifenden Umwandlungen der 40er Jahre und der bedauerliche Erbschaftsstreit mit Karl Heine werden den Me-

moiren verhängnisvoll. Über die Hamburger „Sippen und Magen" darf der Dichter nichts schreiben. Und so entschließt er sich, da er keine Sünde gegen den Heiligen Geist, keinen Verrat an seinen eigenen Überzeugungen und keine zweideutige Handlung begehen will (an Campe, 1. Juni 1850), den größten Teil der Memoiren zu verbrennen. In der Reue über diese Tat macht er sich zu Beginn des Jahres 1854 mit Heroismus an eine ganz neue Niederschrift, nachdem es nicht gelungen ist, die entstandenen Lakunen notdürftig zu füllen. Alfred Meißner hat sie gesehen und schätzte sie damals auf 3 Bände. Nur ein kleines Bruchstück ist 28 Jahre nach des Dichters Tode bekannt geworden, obendrein noch vom eigenen Bruder Maximilian Heine freventlich verstümmelt. Alles übrige ist nach Heines Tode noch vorhanden gewesen, aber bis heute verborgen geblieben. (Vgl. Alfr. Meißner, Geschichte meines Lebens. Wien und Teschen 1884. Bd. 2, S. 348 ff.; Ed. Engel, Heines Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa, Briefe. Hamburg 1884; Rob. Proelß, H. Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften. Stuttgart 1886. S. 360 ff.; Legras, Heine in Paris. „Deutsche Rundschau" 1894. Heft 10, S. 88 ff.)

Ob Heine in der letzten Fassung seiner Memoiren überhaupt bis zur Darstellung seiner Pariser Zeit gekommen ist, muß nach Legras' Einwänden als höchst zweifelhaft erscheinen. Geht doch aus einem wahrscheinlich im April 1855 an Guizot gerichteten Schreiben hervor, daß Heine in seiner Arbeit damals noch nicht „bis zu der intellektuellen Bewegung und den politischen Ereignissen" gekommen war, in denen Guizot eine Rolle spielte.

Die „Gedanken und Einfälle" stellen eine von ihrem ersten Herausgeber willkürlich geordnete Sammlung einzelner Notizen Heines dar, die der Zeit von 1826—1847 angehören. Die oft nur in Stichworten gemachten Aufzeichnungen Heines sind außerdem von Strodtmann bearbeitet und zu vollständigen Sätzen geformt worden. Eine Neuordnung und Besserung auf Grund der Handschriften zeigt F. Hirth in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1918—1919, Heft 5 bis 6, S. 126 ff.

Karl Hanns Wegener.

Briefe aus Berlin.

1822.

Seltsam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei so zweideut'gem Vorfall, Lärm.
Kleists „Prinz v. Homburg".

Erster Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1821 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnis. Die schönen Täler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B., Sie, W., die Altertümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanentum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen! — Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mitteilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — am Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h., was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, sowenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte usw. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind, und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den einen interessiert's, wenn ich erzähle: daß Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffel-Eis vermehrt hat; den andern interessiert die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematie; das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Assoziation der Ideen soll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnismäßig lang werden; da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlins andeuten muß. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange also mit der Stadt an, und denke mir, ich sei wieder soeben an der Post auf der Königstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem Schwarzen Adler auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der Schwarze Adler auf der Königstraße? Ein andermal beantworte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der Langen Brücke. Sie wundern sich: „Die ist aber nicht sehr lang?" Es ist Ironie, mein Lieber. Laßt uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des Großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguß, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlins. Und ist ganz um-

sonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf; nur daß hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt und die bunten, leuchtenden Warenausstellungen fast das Auge blenden. Laßt uns weitergehen, wir gelangen hier auf den Schloßplatz. Rechts das Schloß, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breite-Straße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Josty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich Euch Eur Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet Ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Creme, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier,
Das Auge sieht die Türe offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloß gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. „Wo ist aber der Garten?" fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen; es sind Keith, Zieten, Seidlitz, Schwerin und Winterfeldt, beide letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Turms zwei neue Türmchen erhielt. Der große,

oben gerundete Turm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Türmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?" habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet." In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an den Prediger Theremin. Doch laßt uns draus bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß. Betrachten Sie lieber gleich rechts, neben dem Dom, die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des alten und des neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub ich mich angeschrien: „Gib mir all dein Geld!" Mögen schon viel zusammengescharrt haben. Die Reichsten sind gewiß die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Mißmut am tiefsten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisdor rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den rotausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militärwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die preußischen Offiziere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dumm-stolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglotzen. Doch findet man beim größern Teile der hiesigen Offiziere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße, wenigstens ein Jahr, Soldat

sein muß, und, vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers, keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend; doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsre Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit wären. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerziert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen, und Branntewein trinken, und wenig tun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke; der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk da stehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon — die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als vor der Hundebrücke stehend nach den Linden hinaufzusehen. Rechts das hohe, prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek usw. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Überall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt. Außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier. Einfach und bürgerlich. Hut ab! da fährt der König selbst vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner; der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in den schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Offiziersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer

Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweiheten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König jedem freundlich wiedergrüßt. Hören Sie: „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi," brüllte der Husarenoffizier, „es ist der beste Reuter in unserer Armee." —

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muß der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquin-ledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Dozenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen, und sich ergötzen an das pittoreske Schauspiel der leuchtenden Equipagen, der vorüberziehenden Soldaten, der dahinhüpfenden Nymphen, und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: „Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphegeneia." „Apollini et Musis" steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draus bleiben? — Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehn denn so viele Philister ins Kollegium?" fragen Sie. Still, still, das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Ebensowenig wie die rote Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herrn nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit

und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studierenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die, unter dem Namen Arminia, aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, soll ebenfalls aufgelöst sein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediziner, Liebschütz und Febus, gerieten im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da beide gleichen Anspruch machten an den Sitz Nr. 4. Sie wußten nicht, daß es in diesem Auditorium zwei mit Nr. 4 bezeichnete Sitze gab; und beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. „Dummer Junge!" rief der eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebschütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde drauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, das sind die berühmten Linden, wovon Sie so viel gehört haben. Mich durchschauert's, wenn ich denke, auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist just 12, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die geputzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er parfümiert ist? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt, und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbau'n,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Frau'n.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig:
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenschals!
Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals!

Nein, diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. — Sie wundern sich, daß alle Männer hier plötzlich stehenbleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlins, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter, soll bei solchen Gelegenheiten nicht sonderlich zuvorkommend sein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen so vielverheißend zulächelt. Und einem solchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen lassen? Wie sie allerliebst das Lockenköpfchen schüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muß es Ihnen angemerkt haben, daß Sie ein Fremder sind. Welch eine Menge besternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wo man hinsieht, nichts als Orden! Wenn man sich einen Rock anmessen läßt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einschnitt (für den Orden)?" Aber halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenstraße? Das ist das Café royal! Bitte, laßt uns hier einkehren; ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzusehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müssen Sie mit hinein. Hier schrägüber sehen Sie das Hôtel de Rome, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angesehensten Gasthöfe. Nahebei ist die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons sind hier die besten Berlins; aber in den Ku-

chen ist zuviel Butter. Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restauration neben Teichmann auf die erste Etage. Jetzt sehen Sie mal rechts und links. Das ist die große Friedrichstraße. Wenn man diese betrachtet, kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Laßt uns hier nicht zu lange stehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es wehet ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und dem Oranienburger Tore. Hier links drängt sich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über diese Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des Darius Hystaspis? Kniet nieder, Ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam, nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Café royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagorschen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen nebeneinander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher! Wie die Holde lächelt! O sähen Sie sie als Julie, wenn sie dem Pilger Romeo den ersten Kuß erlaubt. Musik sind ihre Worte,

Grace is in all her steps, heav'n in her eye,
In ev'ry gesture dignity and love. (Milton.)

Wie sieht Neander wieder zerstreut aus! Er denkt gewiß an die Gnostiker, an Basilides, Valentinus, Bardesanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon. Er nennt sich Kosmopolite, Sokrates der Violinisten, scharrt ein rasendes Geld zusammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laßt uns schnell vorbeigehn; hier ist wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetischer Name. Betrachten Sie die schönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden stehn. Hier wohnt die vornehmste Welt Berlins. Laßt uns eilen. Das große Haus links ist die Konditorei von Fuchs.

Wunderschön ist dort alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marzipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber alles, was man dort genießt, ist am schlechtesten und teuersten in Berlin. Unter den Konditorwaren ist wenig Auswahl, und das meiste ist alt. Ein paar alte, verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das lange aufwartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Laßt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontinis „Cortez" oder „Olympia". — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Letzten-Straße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Tor und die daraufstehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von 12 großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der mutigen Wagenlenkerin. Laßt uns durchs Tor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Tiergarten, in der Mitte die breite Chaussee nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen. Denn es hat sich gewiß schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnet. Die Polizei sollte sich dreinmischen.

Jetzt laßt uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Tore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kurant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nötig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammenstehen. Laßt uns einsteigen. Schnell, Kutscher. Wie das unter den Linden wogt! Wie mancher läuft da herum, der noch nicht weiß, wo er heut zu

Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher. — Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher. Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion. — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so macht sie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt sehr scharfsinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y aperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt sagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengerasſels. Gut, wir sind am Ziel. Halt! Hier ist das Café royal. Das freundliche Menschengesicht, das an der Türe steht, ist Beyermann. Das nenne ich einen Wirt! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerksamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Diensteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirt. Laßt uns hineingehn. Ein schönes Lokal; vorn das splendideste Kaffeehaus Berlins, hinten die schöne Restauration. Ein Versammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die interessantesten Menschen sehen. Bemerken Sie dort den großen breitschultrigen Mann im schwarzen Oberrock? Das ist der berühmte Kosmeli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die gegen ihn über sitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Rezension des Katers geliefert hat.

Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" so sehr touchiert hat. Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltitz. Aber raten Sie mal, wer diese determinierte Figur ist, die am Kamine steht? Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisenguſſe. Aber was kümmern mich alle diese Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal diese Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derselben melodisch und schmelzend klingen, as music on the waters! Es sind geheime Zauberformeln, die uns das Geisterreich aufschließen. Und Champagner dabei! Erlauben Sie, daß ich eine Träne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloser, haben gar keinen Sinn für alle diese Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armselige Stadtneuigkeiten. Sie sollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was gibt es Neues? Er schüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achseln. Wir wollen uns an das kleine rotbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taschen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, so geht's wie ein Mühlrad. Was gibt's Neues, mein lieber Herr Kammermusikus?

Gar nichts. Die neue Oper von Hellwig „Die Bergknappen" soll nicht sehr angesprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geschrieben. Er soll aus der preußischen Geschichte sein. Auch erhalten wir bald Koreffs „Aukassin und Nikolette", wozu Schneider die Musik setzt. Letztere wird erst noch etwas zusammengestrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Kleins „Dido", eine heroische Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Konzerte angekündigt. Wenn der Freischütz gegeben wird, ist es noch immer schwer, Billette zu erhalten. Der Bassist Fischer ist hier, wird nicht auftreten, singt aber viel in Gesellschaften. Graf Brühl ist noch immer sehr krank; er hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theaterintendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonin war hier, verlangte 100 Louisdor für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Po-

litiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blüchers und Scharnhorsts Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhns Tragödie „Die Damaszener" wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Karoline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit gehalten. Vom Brockhausischen Konversationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisziert. Von Görres neuester Schrift „In Sachen der Rheinlande usw." spricht man gar nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer totgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehn. Hoffmann gibt jetzt bei Wilmans in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh" einen Roman heraus, der sehr viel politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarows gegen die Türken", ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen", die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohltätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in Staberles Reiseabenteuer auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben „Der neue Markt". Sein Lustspiel „Quintus Messys" wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg" wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Tri-

logie „Die Argonauten", welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurückgesandt worden. Markör, ein Glas Wasser. Nicht wahr, der Kammermusikus, der weiß Neuigkeiten! An den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, das braucht auch Westfalen nicht zu wissen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberale noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes sagt, so ist er so unschuldig dabei, wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eselsohren!"

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.

Ihr sehr wertes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daß mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht mißverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu tun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß jeder, daß sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch tut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhl der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schau-

keln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn.“

Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wiedersieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber nie hätte ich gedacht, daß Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatschliese, gebärden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mißmut hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Ursache sei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daß etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sei; die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papilloten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daß vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüt quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübnis: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von B., ist vorgestern abgereist! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.

Doch Schmerz beiseite; ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klingeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Konzert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg

mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, daß einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Konzert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen,
— — — — — —
Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillots, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protégé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italienische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daß das Konzert der Seidler drückend voll war, und daß wir jetzt auf Drouets Konzert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —

[Haben Sie noch nicht Maria von Webers „Freischütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper „das Lied der Brautjungfern" oder „den Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Tore, und vom Brandenburger nach dem Königs-Tore, ja selbst, wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Tore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder — „den Jungfernkranz".

Wie man in den Goethischen Elegien den armen Briten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt sieht, so werde auch ich von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

Chor:
Schöner, schöner, schöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:
Schöner, schöner, schöner, usw.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz". Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz" die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrt und Thymian". So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig ich ab. „Ist's Fräulein zu sprechen?" Der Diener läuft. „Ja." Die Türe fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten." —

„Sie singen wie ein Engel!" ruf ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen," lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf, Samiel!"

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im Freischützen; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Not: „Hilf Samiel;" es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der sich den Sokrates der Violinisten nennt, hat einst sogar im Konzerte, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: „Hilf Samiel!"

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange, und lispelt: „Was fehlt Ihnen?" „Es ist pures Entzücken," ächze ich mit forciertem Lächeln.

„Sie sind krank," lispelte sie, „gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Tür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Tore. Ich steige aus und laufe hinein in den Tiergarten.

Ich rate Ihnen, wenn Sie hierher kommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen, um diese Zeit, um halb eins, in den Tiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Luise von den Einwohnerinnen des Tiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußeren Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht: der König müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Tiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Mut und Hoheit auf den edeln Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne, jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Hei-

ligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz usw.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tisch sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fistulieren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich, zur Abwechselung, in das Gesumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz ist permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andre wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich ohch immer juht sint,“ und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise „die Katharre“ und spielt und singt „die Kravatte“ aus Tankred: „Nach so viel Leiden,“ und ich ruhe aus nach so vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ —

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.]

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört

haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im Gegenteil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix? Sie verstehen mich. Der ganze Freischütz ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum 30sten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls furore. Dieses beweiset hinlänglich, daß man unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlichern Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Picciniſten ungefähr ausgesehen haben mag — Aber ich sehe, ich muß hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens, weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrezensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, daß man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und daß sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Webers geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberrute, alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, daß die Leitung des großen Ritters an einige Teile der Oper höchst nachteilig gewirkt habe. Aber ich

behaupte durchaus, daß seit der völligen Trennung der Oper von dem Schauspiel, und Spontinis unumschränkter Beherrschung derselben, diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muß, durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder befreundeter Genies, und durch seine ebenso natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daß ich mein eignes Urteil über den Wert der Spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michelangelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!" So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Paläste schallen wider von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontinis Musik angesprochen wird und demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läßt. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicherweise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Ausländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Teil der Gegenpartei besteht, ist wohl leicht zu erraten. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Teil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille vieler — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontinis „Olympia" auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik

dieser Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so daß ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden Olympia, hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief atemschöpfend: „Endlich hört man doch sanfte Musik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elefanten in den Prachtaufzügen dieser Oper. Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, daß sie diese schöne, dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elefant! Er ist ein Posaunenengel!"

Kurz darauf kam Karl Maria v. Weber nach Berlin, sein Freischütz wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: er jage nach edlerm Wilde, als nach Elefanten. Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Wert des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Rezension desselben vom Professor Gubitz im Gesellschafter. Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Webers Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich

angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontinis! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmütige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel genannt werden muß: — alles läßt uns gleich den Mann erkennen, aus dessen Geiste die Vestalin, Cortez und Olympia hervorgingen.

Von den hiesigen Komponisten erwähne ich gleich nach Spontini unsern Bernhard Klein, der sich schon längst durch einige schöne Kompositionen rühmlichst bekannt gemacht hat, und dessen große Oper „Dido" vom ganzen Publikum mit Sehnsucht erwartet wird. Diese Oper soll, nach dem Ausspruche aller Kenner, denen der Komponist einiges daraus mitteilte, die wunderbarsten Schönheiten enthalten, und ein geniales, deutsches Nationalwerk sein. Kleins Musik ist ganz original. Sie ist ganz verschieden von der Musik der oben besprochenen zwei Meister, sowie neben den Gesichtern derselben das heitere, angenehme, lebenslustige Gesicht des gemütlichen Rheinländers einen auffallenden Kontrast bildet. Klein ist ein Kölner, und kann als der Stolz seiner Vaterstadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs „Aukassin und Nikolette" vom 26. Februar bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlichschlicht entfaltete, mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder, in loser Verknüpfung, abenteuerlich dahin-

gaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik. — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor Schneider und der Geheimrat Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsre Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daß die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daß Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Rezitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm Berliner Pöbel, durch Tradition, noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsre Ureltern in den Tälern Kaschimirs. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrigen Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammeltume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daß sie ihre Sprache verloren, und bloß das gemütliche „J-A" und das kindlich-fromme „Bäh" behielten.

Wie komme ich aber vom J-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott?

Denn von diesen muß ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie „der Jungfernkranz" der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wiederliest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen, liest alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley", stehen auf mit „Robin dem Roten", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar besonders furore gemacht. Da hier sehr wenige mit vollkommner Kenntnis des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Teil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Übersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scottischen Roman „Der Pirat" sind vier Übersetzungen auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglaut bei Schlesinger, und die des Doktor Spiker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Daß es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scottischen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Übersetzung Scotts erwarten. Ich glaube sogar, daß diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüte der schönen Frau die frömmig-heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Scotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka geraten, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scotts Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scottischen Romane in ihrer charakteristischen Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet, und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nackteinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der

Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenoffizier, wird hier sehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schillers? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind endlich unsre großen Dichter selbst? Still, still, das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edeln Weichbilde Frankfurts ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurts haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen" —
So denken sie — „daß Wir des Manns Genossen,
Daß Unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen."

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet Euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er Euch nah, doch jetzt
Trennt Euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Landsleuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter", das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um frankfurtisch zu sprechen — 99

Prozent im Werte gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Akquisition. Aber — um wieder frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Kontor ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Warenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luthers sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wettische Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendas.). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgeg-

nung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, andere Beckendorf selbst, andere Klindworth, andere Buchholz, andere andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt, ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten niederzureden. Daß die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muß, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, teils in Berlin, teils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. Soeben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrat), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) usw. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzogtums Berg, trotz seiner haßerregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimütigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändler-Augen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte, vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glüheten und flammten die Philologen.

Es muß den Griechen sehr viel geholfen haben, daß sie von unsern Tyrteen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein Brillen trägt, sondern auch Brillen zu beurteilen weiß, hatte sich am meisten tätig gezeigt. Der Hauptmann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel tyrteische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Taten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbeern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, daß das Kleistische Schauspiel „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Wert hat, als all jene Farcen und Spektakelstücke und Houwaldsche Rührеier, die man uns täglich auftischt. „Anna Boleyn", die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudiert. Herr Röllstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund". Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier viel darüber geschwatzt, als man hörte, daß bei Wilmans in Frankfurt der neue Hoffmannsche Roman „Meister Floh und seine Gesellen" auf Requisition unserer Regierung konfisziert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren: das fünfte Kapitel dieses Romans persifliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daß unserer Regierung an solchen Persiflagen wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da, unter ihren Augen, hier in Berlin, bei Reimer, der Jean Paulsche „Komet", mit Erlaubnis der Zensur gedruckt wurde, und wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Teile dieses Romans die Umtriebeuntersuchungen aufs heilloseste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übelzunehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrat

Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; Er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „der Floh" wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Tor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinettis! der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daß der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italienischer Offizier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, das muß man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die, wie ein funkelnder Lichterwald, vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparate besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat seinen Schauplatz vom Jagorschen Saale nach dem Englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, daß die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logierschen Methode Klavierspielen und Generalbaß lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruh wird noch in einer neuen Posse „Staberles Hochzeit" auftreten. Herr und Madame Wolff geben

jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Aragonien" und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreffs „Sappho". Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrat Falk in Weimar. Kosmeli hat in der Schüppelschen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil Rußlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obszöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. dergl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat soeben herausgegeben: „Licht- und Schattenseiten von Berlin", eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke u. Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die Neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menü Menutuli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Pr. Idler, damit derselbe es zum Druck befördere. Pr. Bopp, dessen Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehn erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind, wegen demagogischer Umtriebe, arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrichs vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Teilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzessin Wilhelmine mit ihren Kindern darstellend. Wilhelm Hensel wird erst diesen Mai nach Italien reisen. Kolbe ist beschäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Deko-

rationen zu Spontinis „Milton". Dieses ist eine schon alte Oper in einem Akte, die hier nächstens zum erstenmal gegeben werden soll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Nischen am Eingang des Doms aufgestellt wird. Rauch ist noch immer beschäftigt mit den Basreliefs zu Bülows Statue; diese und die schon fertige Statue Scharnhorsts werden an beiden Seiten des neuen Wachthauses (zwischen dem Universitätsgebäude und dem Zeughause) aufgestellt. — Die ständischen Arbeiten gehn, dem äußern Anscheine nach, rasch vorwärts. Die Notabeln von Ost- und Westpreußen werden dieser Tage von unserer Regierung entlassen, und alsdann durch die Notabeln unserer sächsischen Provinzen ersetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen, sagt man, sollen die letzten sein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man nichts, da sie, wie man sagt, Juramentum silentii abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen, wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bonn, scheinen nicht beigelegt zu sein; es will sogar verlauten, als sei unser Gesandte am Kasseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Lobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königl. Sächsischen und bei dem großherzoglich Darmstädtischen Hofe, Herr v. Jordan und Baron v. Otterstedt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird hier erwartet. — Von der Heirat des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radziwill wird hier viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine[1]). — Die Assembleen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein stattfinden. Unser Staatskanzler befin-

[1]) Spontini komponiert zu diesen Festlichkeiten „Das Rosenfest in Kaschimir", worin zwei Elefanten erscheinen.

det sich jetzt ganz hergestellt, und ist teils hier, teils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: Jahrbücher der königl. Preuß. Universitäten. Der Bibliothekar Spiker gibt das Festspiel „Lalla Rookh" heraus. — Der Riese, der auf der Königsstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Konzerte in Wien. Maria von Webers neue Opern heißen „Euryanthe", Text von Helmine von Chezy, und „Die beiden Pintos", Text von Hofr. Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mitteilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daß jene Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Leutnant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Leutnant aus $^2/_3$ Watte und $^1/_3$ Fleisch, oder aus $^2/_3$ Fleisch und $^1/_3$ Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte?

[Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst erraten. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Konzerte, Assembleen, Bälle, Tees (sowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten usw., das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammenzuziehen als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Zivilbeamten, die Kaufleute, die Offiziere usw. usw., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Ge-

sandten sind die Assembleen eigentlich große Tees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich, durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen, ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben, mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Sekondeleutnant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend-kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.]

Ein einziger, allen Ständen gemeinsamer Ball gibt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maskeraden" genannten Bälle im Konzertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, letzterer eröffnet sie gewöhnlich, und für ein geringes Entree kann jeder anständige Mensch daran teilnehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemütreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren „Briefen über Berlin", die ich, wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels, und ich habe deshalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rotröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen kristallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.

[Wenig Schnee, und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in

allen protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quincaillerie-handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern, wie Schmetterlinge, von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kurantgroschen Entree und besehen sich con amore die „Ausstellung", eine Menge Zucker- oder Drageepuppen, die, harmonisch nebeneinander aufgestellt, rings beleuchtet, und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.] Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne, als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvolle Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen himmelhoch auffauchzen: „Neh, des ist schehne!" Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus Lalla Rookh, wie man sie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurteilung der Ausstellung bei allen Konditoren; der Kriegsrat Karl Müchler, der, wie man sagt, Berliner Korrespondent in der „Eleganten Welt" ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Rezension geliefert.

Von den Redouten im Jagorschen Saale läßt sich nichts Erhebliches sagen, außer daß bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist: daß es jedem, der sich dort zu Tode zu ennuyieren

fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen. [Die Redouten im Opernhause sind sehr schön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das gibt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entree, und kann, von der Galerie aus, auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königl. Loge sieht man den Hof, größtenteils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge.] Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu entscheiden, ob der Kerl ein Graf oder Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge. [Fast alle Männer tragen hier nur einfache, seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," ist die Antwort. „Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüstlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose," entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Donna verschwindet wie ein Wind.

Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Men-

schen. Und Mensch ist man erst recht auf dem Maskenballe, wo die wächserne Larve unsere gewöhnliche Fleischlarve bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erschmettern, und liebliche Flöten und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen: dann stürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die tosende, buntbeleuchtete Menschenflut, und tanze, und renne, und scherze, und necke jeden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bacchantischer Geist hatte mein ganzes Wesen ergriffen, und wär' mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: „Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen." Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachäffen des welschen Babeltums, und donnerte im urteutonischen Bierbaß: „Auf einer teutschen Mummerei soll der Teutsche teutsch sprechen!" O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist als die der Deutschen. Die Liebe gibt dem Menschen seinen Wert. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr wert als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.]

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.

[Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst: die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erb-Groß-Herzoge von Mecklenburg-Schwerin.]

Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiß schon in der Vossischen oder Haude- und Spenerschen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr wenig darüber sage, und das ist: weil ich wirklich wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat das so sehr viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, daß am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. [Man trug sich damit herum, diese Feier solle noch etwas länger aufgeschoben werden, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich selbst nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung stattfinden werde. Es ging manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen usw. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Offizier: folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kurfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livreen an, und in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe als das ganze Hausperſonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der

Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein wert, daß man deshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumphelefant in der Olympia gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen? An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrotes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, alles mit breiten goldnen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert, und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Samtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung einer an dem andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wakkelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse,

„zerrend zog er die Zügel, und rasch hinflogen die Rosse".

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er es mir wohl ansah, daß die Fenster meines Logis mit rotseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beschreiben, aus stadtvogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berlinerinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten, und Goldstickereien, und Blumen, und Gaze, und Atlasse, und lange Schleppen, und Frisuren. Ich hingegen be-

wunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewundererinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug, und mir das rotbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung, und hüpfte wie ein Laubfrosch. „Carissime," quäkte er, „sehen Sie dort die schöne Komtesse? Zypressenwuchs, Hyazinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepreßt wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, mußte heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sofa, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen und die Lippen tun mir weh vor lauter Lächeln —" Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu'à la tour de Notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen, baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat soviel Verstand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Räsonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Collot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

„Eine feste Burg, O lieber Gott,
Ist Spandau, usw."

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch geriet jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir, zu meinem Glück, seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: „Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden?" Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesicht, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln akkompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten, in dem Augenblick, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Offizier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Karl usw.] Der Berliner lebt gleichsam in die königl. Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner z. B., daß der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben. [Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muß; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten

Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: „Jetzt habe ich sie zwar verheiratet, aber sie verläßt mich jetzt.“ Auf dem Gesichte meines jugendlichen Nachbars stand: „Als Herzogin von Mecklenburg ist sie doch nicht so viel, wie sie als Königin aller Herzen war.“ Auf den roten Lippen einer hübschen Brünette las ich: „Ach, wär' ich schon so weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zusammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben sich, die Jungen schrien, die Leute trabten nach Hause, und die Sonne ging blutrot unter hinter Monbijou.]

Besonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienste in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtspännigen goldnen Kutsche mit großen Glasfenstern, und wurden von einer gewaltigen Menschenmenge bestaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an diesem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskur, und hierauf Polonäsenball im Weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Rittersaale, und des Abends verfügten sich die hohen und höchsten Personen nach dem Opernhause, wo die von Spontini zu diesem Feste eigens komponierte Oper „Nurmahal, oder das Rosenfest in Kaschemir“ gegeben wurde. Es kostete den meisten Leuten viele Mühe, Billetts zu dieser Oper zu erlangen. Ich bekam eins geschenkt; aber ich ging doch nicht hin. Ich hätte es zwar tun sollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daß ich mich für meine Korrespondenz aufopfern soll? Mit Grausen denke ich noch an die „Olympia“, der ich kürzlich, aus einem besondern Grunde, nochmals beiwohnen mußte, und die mich mit fast zerschlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermusikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper sei? Der antwortete: „Das Beste dran ist, daß kein Schuß drin vorkömmt.“ Doch kann ich mich hierin auf den Kammermusikus nicht verlassen, denn erstens komponiert er auch, und nach seiner Meinung besser als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daß letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen schreiben wolle. Man spricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der Nurmahal. Ein Meisterstück kann sie nicht sein. Spontini hat viele Musikstücke seiner ältern

Oper hineingeflickt. Dadurch enthält diese Oper freilich sehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zusammengestoppeltes Ansehn, und entbehrt jene Konsequenz und Einheit, die das Hauptverdienst der übrigen Spontinischen Opern ist. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in diesem Stücke eingewebt ist, soll unvergleichlich sein. Der Dekorationsmaler und der Theaterschneider haben sich selbst übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elefanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die Staatszeitung vom 4. Juni rügt einen Artikel der Magdeburger Zeitung, worin stand, daß zwei Elefanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit shakespeareschem Witze: diese Elefanten „sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten". Hat die Magd. Zeitung diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedauere ich mit tiefem Seelenschmerz, daß Ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so demund wehmütiger Gebärde, daß die Staatszeitung Tränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein für allemal, daß ich bereit bin, alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Daß zwei Elefanten im Rosenfest vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, daß keine schwarze Dominos zugelassen wurden, daß alle Anwesende in Schuhen waren, daß man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und daß die Einlaßbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, daß die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daß der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine un-

günstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büfett sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das alles mit einer ungraziösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, daß es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büfettphalanx zu durchbrechen, um, bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten entzückte alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulichdunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daß über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennität. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrat Heims Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin; das will viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heims Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystifizierte, als ihm derselbe einstmals erklärte: er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden, und das Kurieren zu lernen. Mehrere andre Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das tut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten und in der „Eleganten" ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Portd'épée-jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geder gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, Rieb schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?" usw. usw.

Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer g

sungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden: daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemütlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrichs wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körnersches Lied hört; sie legt die Hand graziöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich mutig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau."

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann

sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Rezensenten? Was nicht alles ein schönes Gesicht tut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich ebenso in ein graues Tierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der Vossischen Zeitung, und das andre in der Haude- und Spenerschen zum Vorschein kömmt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer derselben ist schon wasserscheu, und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in „Kabiljau und Liebe". Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer belästigt werden. Man erzählt: ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all den Menschen, die jeden Augenblick sein Zimmer aufrissen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?" und er habe endlich auf seine Türe schreiben lassen: „Hier wohnt Madame Neumann *nicht*."

Man hat sogar die schöne Frau in Eisen gegossen, und verkauft kleine, eiserne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt ist. Ich sage Ihnen, der Enthusiasmus für die Neumann grassiert hier wie eine Viehseuche. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst seine Einflüsse. Mir klingen noch die begeisterten Worte in die Ohren, womit gestern ein Graukopf von ihr sprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helenas nicht stärker schildern, als indem er zeigt, wie Greise bei ihrem Anblick in Entzücken gerieten. Sehr viele Mediziner machen ebenfalls der schönen Frau den Hof, und man nennt sie hier scherzweise „die Medizinische Venus". Aber was brauche ich soviel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unsere Theaterkritiken genau gelesen, und bemerkt, wie sich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphischen Ode an die Venus. Ja, sie ist eine Venus, oder, wie ein Altonaer Kaufmann sagte, eine Venussin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Wespenstachel in die Schale hymettischen Honigs, die der fromme Rezensent unserer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieses Blattes ist Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: in der Rezension über das Gastspiel der Mad. Neumann Nr. 63 der Spenerschen Zeitung vom 25. Mai muß Zeile 26 statt „von

leichtbewegten Minnespiel", „von leichtbewegten Mienenspiel" gelesen werden. — Gestern spielte die schöne Frau in Claurens neuem Lustspiele „Der Bräutigam aus Mexiko". In diesem Stücke gaukelt auf eine höchst anmutige Weise eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune ansprechen muß. Dieses Stück hat auch vielen gefallen, sowie überhaupt alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers kömmt, hier erstaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber sie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, ist aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Taler jährlich. Der ehemalige Schauspieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, ist dem Prof. Gubitz die Direktion des poetischen Teils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daß sich derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker, und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles das verbindet, was zu einer solchen Direktion notwendig wäre. Aber man zweifelt, daß er sie annehmen wird, da die Redaktion des Gesellschafters, für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Dezenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Leutnant Leithold, der kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „der märksche Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daß ein Teil meines zwei-

ten Briefes aus dem Anzeiger darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Zensur das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daß ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen Nr. 24 Unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort ausgezogen bin. — Blondin mit seiner Gesellschaft gibt vor dem Brandenburger Tore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läßt Kolumbus in Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. — Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden diese Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauchs Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blüchers Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer. Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern Westf. Anzeiger sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer, und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvorkommende Artigkeit zu verpflichten. — Josty besorgt die Restauration und die Konditorei Die Aufwärter tragen alle braune Livreen mit goldnen Tres-

sen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konsumiert in derselben, was in der Provinz produziert wird. Außer dem jungen Felix Mendelssohn, der, nach dem Urteile sämtlicher Musiker, ein musikalisches Wunder ist, und ein zweiter Mozart werden kann, wüßte ich unter den hier lebenden Autochthonen Berlins kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, daß unser Landsmann Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden, und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüt an, und es ist vorauszusehen, daß dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verläßt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia" nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italienische Buffone haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Tiere und eine Minerva gezeigt. — Fonks Prozeß ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung" und im „Konversationsblatte" enthaltenen Aufsätzen über den Fonkschen Prozeß, und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffent-

lich für ihn, und zwar aus Mitleiden gegen den Unglücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte, man sage: daß der Kölner Pöbel Fonks arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurteilt wird." Ich bin ebenfalls überzeugt, daß unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche dieses ebenso herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Prozeß selbst nicht teile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinräsonieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herrn die von der ganzen Sache gar nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt, meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge nichts. „Wozu," sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder ein anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch, referiere darüber, bei verschlossenen Türen urteilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurteilt ihn, und es kräht kein Hahn danach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristisch Kollegien wohl testiert hat, und das Examen bestanden, besitz doch mehr Judizium als solche unwissenschaftliche Menschen. Am Ende meint solch ein Mensch Wunders, welch höchst wichtig Person er sei, weil soviel von seinem Ja und Nein abhängt. Und das schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlecht Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschell zu geben —" Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man mißgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gern erlösen von diesen „Fesseln der französische Tyrannei", wie einst der unvergeßliche Justus Gruner —

Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmlender Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität gibt's gar nichts Neues, außer daß zweiunddreißig Studenten relegiert worden, wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konsiliiertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daß jenes strenge Urteil gegen die 32 noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten verteidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, daß jene Verbindungen notwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und daß sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Teil, ich glaube gegen zwanzig, werden noch in unsern Stadtgefängnissen verwahrt. Die meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befaßt haben.

Man spricht davon, daß Ludw. Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakespeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen, wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung, regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll-(Wohl-)habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte

Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussee bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen gibt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Hauptmarktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keine mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja ich habe noch nicht mal die falschen Wanderjahre gelesen, die soviel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, daß unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiß keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verf. sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrat Schütz machte öffentlich bekannt, daß er es nicht sei. Den Legationsrat v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber dieser machte dasselbe bekannt. Von letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethes gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Altertum am Rhein" selbst erklärte: daß Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis gibt. — Außerdem spricht man von dem deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Teil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eins der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daß andre Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Teil von Goethes Biographie wird aber erst nach seinem

Tode erscheinen, da er alle seine Weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, ebenso wie seine Dramen, mehr Gemütschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Southey in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule". Aber Childe-Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt", die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgibt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabriziert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italienische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venezianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Teil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu bekommen, da, wie ich höre, die Zensur bei dem Brockhausischen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte". In der poetisierenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird näch-

stens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte, echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluß, und ich erwarte viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eins derselben „Der heilige Chrysostomus" in Druck erscheinen, und ich glaube, daß es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind. — Über Hoffmanns „Meister Floh" versprach ich Ihnen in meinem Vorigen mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir anfangs sehr unanständig vorkommen; in Gesellschaft mußten, bei Erwähnung desselben, meine Wangen jungfräulich erröten, und ich lispelte immer: „Hoffmanns Roman, mit Respekt zu sagen." Aber in Knigges „Umgang mit Menschen" (3r Teil, 9s Kap. über die Art mit Tieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daß letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Tiere", die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Zitat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheuter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsen-

tieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis, ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im goldnen Topf und in andern Romanen Hoffmanns, worin derselbe naturphilosophische Theatercoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemütswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen andre sich daran ergötzt haben; ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmanns frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die Phantasiestücke ergötzen. In den „Elixieren des Teufels" liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen „The monk" von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den Nachtstücken ist das Gräßlichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel „Serapionsbrüder" gesammelt sind, und wozu auch „Klein Zaches" zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeist" ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber „Prinzessin Brambilla" ist eine gar köstliche Schöne, und wem diese durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf schwindlicht macht, der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den einen noch den andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean-Paul-

scher Roman fängt höchst barock und burleske an, und geht sofort, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemütswelt, eine mondbeleuchtete, rötlich blühende Palmeninsel, die, mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit, schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines exzentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmanns Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich-geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlich-verzerrte Alteweiberfratze, die, mit unheimlicher Hastigkeit, ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Briefen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser läßt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzosen, der Engländer usw. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostelequipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter, (Goldsmith), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen; mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajolieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlech-

honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja, der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren, der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchstpoetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpius-Zeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann usw., und dieser Romancharakter hat viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!

Über Polen.

1.

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Teil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Teil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Teilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urteils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzuteilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallengehölze usw.; hier gibt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke,

mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie gibt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemütswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen ebenso unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polen-Röcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören, und drittens, sich vollzusaufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmütiger Gruppierung, die Betrachtung zu machen scheinen: daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die meisten lassen dasselbe lang herunterwallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmutige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Lange-Haartum in den deutschen

Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße." Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigentümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffaßt, und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist: um so mehr, da er gar nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigentümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend geraten würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigentum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er gibt ihm

Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciuszko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emanzipation und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüter. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Teil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht: daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnisse des Alten Testaments — Gefallen finden — — — und weil dieselben vom Ideal gemütlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirtschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung ge-

fühlvoller Romanenschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogtums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen; ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogtum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Wallischei, einer Vorstadt Posens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacherschilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakespeares „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Zitaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogtums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirtshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande

sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen usw. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckssche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Judenjargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes, und mit Polnisch fassoniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige rieten, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurückzuzwingen, antwortete derselbe: „Sum rex populorum sed non conscientiarum!“ — Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb, und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehag-

lichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf, und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel, ist mir noch immer lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturszenen, herrlicher Kunstwerke usw. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Medizeerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, mutig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebensluftig, edelmütig und übermütig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenskribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollnhändler jähnen sahen, auf der Stelle eine Beurteilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Übel. Es ge-

hört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen: und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale, und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Teil der Polen es ungerechterweise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriziert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten, durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen, durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Teil mag im Lande selbst vorrätig gewesen sein; aber in der neuern Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur, in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutezia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht allen hierzu dieselben Mittel zu Gebot stehen, so ist es einleuchtend, daß man einen Unterschied machen muß zwischen armen Edelleuten,

reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem ärmsten wie bei dem reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werte. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis, die Potockis usw. werden zwar ebensogut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschnürte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung Starost findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name Graf ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Österreich einige derselben verteilt. Von Adelstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen nichts und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger, und mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird, und der polnische Jude sich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei diesem der Adelstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelstolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieses hier nur flüchtig angedeutete Wesen des polnischen Adels hat, wie man sich denken kann, am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nationalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens.

Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den Höchsten beseelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte: da Polen meistens ein Wahlreich war. Herrschen hieß die süße Frucht, nach der es jedem Polen gelüstete. Nicht durch Geisteswaffen wollte der Pole sie erbeuten, diese führen nur langsam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb sollte die süße Frucht zum raschen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärstand, wozu ihr heftiger und streitlustiger Charakter sie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige seidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer zusammenfließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und das nennen die Kerls ein Vaterland!" Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciuszkos: vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüt gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern, Lessing, Herder, Schiller usw.

am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristentum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, ebensogut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Teil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Teil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen: es gibt Stunden, wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht und wenn auch alle Lichter der Enzyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird, und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washingtonsche; nur ein geringer Teil, nur Männer wie Kosciuszko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emanzipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige soviel Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern, und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der Tat, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig, wie in Augsburg, aussprechen lassen. Jener Grund-

satz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch, trotz seiner Herrlichkeit, die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüter ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen das besser; die Freiheiten müssen untergehn, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges, und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaja, der Oschadhi, der Nagakesarblüten, der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Cirischa usw.!! Hätte ich den Pinsel Raffaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raffaelsche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls, auf gut Calderonisch, Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werter Weltweiser, der zehn Oktavbände „weib-

liche Charktere" geschrieben, hat endlich seine eigne Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Beileibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrtum sein. Wir loben das, und nennen es „Charakter haben", wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Konsequenz, wenn jemand dabei bleibt, was er ein für allemal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt: daß sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammenfällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüts. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktions-Laternen, die uns Männer so oft irreleiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die einen durch Amor, die andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß, bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber, die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden.

Das ganze deutsche Volk hat, durch seinen angeborenen Tiefsinn, ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgeteilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben: sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumentale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demut und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Teile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Teile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermißt, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei diesen ist es doch nie der Fall, daß auf diesen Mangel sogar ein Wert gelegt wird, daß man sich etwas darauf einbildet; wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie

durch einen schönen Redoutensaal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe, und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Literatur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben, wegen ihrer Großartigkeit, zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurteilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen, aus bekannten Gründen, dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind, und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmutiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen als die stillen Wasser der seichten Spree.

2.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemütszustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine törichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer

inneren Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung usw.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Dezennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wißbegier und musterhaftem Fleiße in alle Teile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsaale Hegels, schöpften, und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls teil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wieviel zur Erhaltung derselben durch eine Nationalliteratur bewirkt wird, und (wie drollig

es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrtengesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrtümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben ebensogut romantische Dichter als ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause! — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben; aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deshalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburg gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschaus verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor, wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt, oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder ebensogut führen wie die Lanze, und wird sich ebenso tapfer zeigen auf

dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europas ist der Geist, eben durch seine vielen Reibungen, schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Turmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge, mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit, das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser gibt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen: nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich, wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft wochenlang mit der sämtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herumreisen; so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogtum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit voneinander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich alle kennen, jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des andern genau bekannt ist, und diese gar oft, auf kleinstädtische Weise, Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in seinen Ton-

arten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stilleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen, oder, wie man es nennt, versauern möchte: eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; dieses bedarf der Gelehrte ebensogut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes getan, ihre Jugend im Stilleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Klosterschulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war, die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische als praktisch-Basedowsche. Geschähe dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause, und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensio-närrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär usw. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamten werden oft, ohne ihren Willen, nach Polen versetzt, suchen aber sobald als möglich wieder herauszukommen; andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch solche, die sich darin gefallen, daß sie von Deutschland isoliert sind; die

sich bestreben, das bißchen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter, zum Behuf des Examens, erworben haben mußte, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphilosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die, bei ihrer Kanne schlechten Bieres, geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu sagen; dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt; aber von einem näheren Gefühle ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogtums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder aufzusuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen gegossene Kirchentür, die einst das Tor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch sein Schwerthieb zu sehen ist. Der Kaiser Napoleon hat sich, als er in Gnesen war, ein Stückchen aus dieser Tür herausschneiden lassen, und diese hat, durch solche hohe Aufmerksamkeit, noch mehr an Wert gewonnen. In dem Gnesener Dom hörte ich auch, nach der ersten Messe, einen vierstimmigen Gesang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, selbst komponiert haben soll und der alle Sonntage gesungen wird. Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen; und folglich gefiel er mir nicht. Neben demselben liegt der Palast des Erzbischofs, der auch zugleich Erzbischof von Gnesen, und folglich zugleich römischer Kardinal ist, und folglich rote Strümpfe trägt. Er ist ein sehr gebildeter, französisch-urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmsten adligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, ist roh, unwissend und rauschliebend. — Ideen-Assoziation führt

mich direkt auf das Theater. Ein schönes Gebäude haben die hiesigen Einwohner den Musen zur Wohnung angewiesen; aber die göttlichen Damen sind nicht eingezogen, und schickten nach Posen bloß ihre Kammerjungfern, die sich mit der Garderobe ihrer Herrschaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Wesen treiben. Die eine spreizt sich wie ein Pfau, die andere flattert wie eine Schnepfe, die dritte kollert wie ein Truthahn und die vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulettmensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!" — Auch einen Theater-Rezensenten gibt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Rezensionen dieses trefflichen Rezensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadt-Zeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessingschen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daß mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme, und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posensche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demois. Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Sukzeß gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demois. Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine „Elisabeth" so gut wie eine „Maria". Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als „Pauline" in „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorge". Bei Demois. Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohltuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolffs „Cäsario"; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme

zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demoiſ. Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Äußere, und es wäre ſchade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madam Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte „Schieberles" gefiel ſie mir beſonders. Sie ſpielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauſpielerinnen, die zwar mit vieler Kunſt ſolche Alte-Weiberrollen darſtellen, uns aber doch gern merken laſſen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine ämable Frau ſtecke. Herr Oldenburg, ein ſchöner Mann, iſt als Liebhaber im Luſtſpiel unerquicklich und ein Muſter von Steifheit und Unbeholfenheit; als Held-Liebhaber im Trauerſpiel iſt er ziemlich erträglich. Es iſt nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragiſchen hat; aber ſeinen langen Armen, die bei den Knien perpendikelartig hin und her fliegen, muß ich alles Schauſpielertalent durchaus abſprechen. Als „Richard" in „Roſamunde" gefiel er mir aber, und ich überſah manchmal den falſchen Pathos, weil ſolcher im Stücke ſelbſt liegt. In dieſem Trauerſpiel gefiel mir ſogar Herr Munſch, als König, am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektſzene. Herr Munſch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenſchaft gerät, einem Gebell ähnliche Töne auszuſtoßen. Demoiſ. Franz, ebenfalls erſte Liebhaberin, ſpielt ſchlecht aus Beſcheidenheit; ſie hat etwas Sprechendes im Geſicht, nämlich einen Mund. Madam Fabrizius iſt ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel „Des Herzogs Befehl" den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daß ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madam Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daß man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daß er demſelben getreu blieb als „Fels von Felſenburg", als dummer „Baron" im „Alpenröschen", als „Spießbürgeranführer" im „Vogelſchießen" uſw. Es war immer ein

und derselbe Herr Ernst Vogt mit seiner Fistelkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den „Staberle" und die „falsche Catalani" mit vielem Vergnügen gesehen. Madam Leutner ist die Direktrice der Posener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die, ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe, in dem fremden, kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmut. Ich habe sie bei Gnesen, auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castelnero", ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel darin geschossen, und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Taler Abstandsgeld überließ ihr Madam Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten usw.; aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, preziöse und graziöse Gravität deutscher Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczynski, Staroſt von Rawa", Schauspiel in drei Akten, nach dem

Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madam Szymkaylowa, welche die „Jadwiga", Tochter des in Anklagezustand gesetzten Staroſts, spielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber „Jadwigas", trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempski", substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmut zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie Italienisch, als ich es singen hörte. Madam Skibinska beseligte meine Seele als „Prinzessin von Navarra", als „Zetulba" im „Kalifen von Bagdad" und als „Aline". Eine solche „Aline" habe ich noch nie gehört. In der Szene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golconda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madam Zawadzka ist eine liebliche „Lorezza", ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madam Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den „Olivier" ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski gibt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzt. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammensaßen, und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogtums überhaupt will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Altertumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mitteilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus

ür diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlich-
ten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine lite-
rarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Altertumsfor-
cher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen
Fleiße und einer rastlosen Tätigkeit muß derselbe in Wien ge-
arbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und
zwar sehr dicke, und fast sämtlich schön geschriebene Quartbände
Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Ab-
schriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die
Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten
diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige, große,
meistens historische Gedichte und Dichterblüten des 13ten Jahr-
hunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Hand-
schriftenvergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthal-
ten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten,
die größtenteils dem Sagenkreise des König Arthus angehören,
und auch die größere Lesewelt ansprechen können; ferner viele
mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen
aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschrif-
ten den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen
Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese
Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupt-
teilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maxi-
milian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend,
und eine Sammlung alter Urkunden, aus späterer Zeit, am
wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und
den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit
der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele
Familienverhältnisse des östreichischen Hauses Licht verbrei-
ten, und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Pro-
fessor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet wer-
den. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend
Lieder, aus alten, verschollenen Sammlungen, aus seltenen
fliegenden Blättern, und aus dem Munde des Volkes nieder-
geschrieben: Materialien zur Geschichte der östreichischen Dicht-
kunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Aus-
züge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volks-
sprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten,
eine Menge Hexenprozesse in Originalakten, Nachrichten über
Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und

eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert — wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Rittertum gleich alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube usw. Über den Glauben im Mittelalter gibt Professor Schottky (bei Marx in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Christus und Maria". In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart", welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munck in Posen) herausgibt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Teil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek, wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkysche Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Alter-

tumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneider-Patriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem „Nibelungenlied" und der „Odyssee", wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

Die Götter im Exil.

Schon in meinen frühesten Schriften besprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mitteilungen entsprossen. Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechisch-römischen Gottheiten erlitten haben, als das Christentum zur Oberherrschaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube schrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Existenz zu, in dieser Ansicht ganz übereinstimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philosophen getan, für Schimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrtums, sondern sie hielt sie

vielmehr für böse Geister, welche, durch den Sieg Christi vom Lichtgipfel ihrer Macht gestürzt, jetzt auf Erden, im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder, ihr Wesen trieben und die schwachen Christenmenschen, die sich hierhin verirrt, durch ihre verführerischen Teufelskünste, durch Wollust und Schönheit, besonders durch Tänze und Gesang, zum Abfall verlockten. Alles was auf dieses Thema Bezug hat, die Umgestaltung der alten Naturkulte in Satansdienst und des heidnischen Priestertums in Hexerei, diese Verteuflung der Götter, habe ich sowohl im zweiten wie im dritten Teile des „Salon" unumwunden besprochen, und ich glaube mich jetzt um so mehr jeder weitern Besprechung überheben zu können, da seitdem viele andre Schriftsteller, sowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenstandes erteilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfassender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der sich das Verdienst der Initiative erworben, so war dieses gewiß eine Vergeßlichkeit von geringem Belange. Ich selbst will einen solchen Anspruch nicht sehr hoch anschlagen. In der Tat, es ist wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit solchem Vulgarisieren alter Ideen immer dieselbe Bewandtnis wie mit dem Ei des Kolumbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat sie gesagt. Ja, was ich sagte, war keine Novität und befand sich längst gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in diesen Katakomben der Gelehrsamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit schrecklicher ist als wüste Willkür, die heterogensten Gedankenknochen aufgeschichtet — Auch gestehe ich, daß ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber sie haben es sozusagen eingesargt in die hölzernen Mumienkasten ihrer konfusen und abstrakten Wissenschaftssprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptische Hieroglyphen halten dürfte. Aus solchen Grüften und Beinhäusern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeschworen, durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volkstümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, dessen Grundidee

wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden soll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leser darauf aufmerksam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Christentums, also im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten gerieten, die mit älteren traurigen Zuständen ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden sich nämlich jetzt in dieselben betrübsamen Notwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orkus heraufbrachen und, den Pelion auf den Ossa türmend, den Olymp erkletterten. Sie mußten damals schmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen sie sich bei uns auf Erden. Die meisten begaben sich nach Ägypten, wo sie zu größerer Sicherheit Tiergestalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derselben Weise mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verstecken ein Unterkommen suchen, als der wahre Herr der Welt sein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklastischen Zeloten, die schwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigstens das liebe Brot zu erwerben. Unter solchen Umständen mußte mancher, dessen heilige Haine konfisziert waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Not dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervor-

ziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung, er müsse ein Vampir gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probate Hausmittel genesen; aber man fand das Grab leer.

Über die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars, seit dem Siege der Christen, weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnet ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mitteilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frondsberg in der Eigenschaft eines Landsknechtes und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zumute war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden, sowie auch die Tempel seiner Verwandten, so schmählich verwüsten sah. Ebenfalls hieß es, daß er lange Zeit als Scharfrichter in Padua gehaust. Die darauf bezügliche Tradition will ich mit wenigen Worten hier mitteilen.

Ein junger Westfale, welcher Hans Werner hieß und um zu studieren nach Padua gereist war, hatte bei seiner Ankunft dort spät in der Nacht mit seinen Landsleuten pokuliert. Als er nach der Herberge zurückkehrend über den Marktplatz schritt, ergriff ihn eine so übermütige Laune, daß er sein Schwert aus der Scheide zog, es an den Steinen wetzte und laut ausrief: „Wer mit mir fechten will, der komme!" Der menschenleere Marktplatz glänzte still im Mondschein, und die Glocke schlug Mitternacht. Hans Werner wetzte immerfort sein Schwert, daß es klang und klirrte, und rief nochmals seine Ausforderung. Als er zum dritten Male die frevlen Worte gerufen, nahte sich ein Mann von hoher Gestalt, der unter einem roten Mantel ein breites, blankes Schwert hervorzog und schweigend damit einhieb auf den kecken Westfalen. Dieser setzte sich gleich zur Wehr, schlug seine besten Quarten und noch besseren Quinten, aber vergebens; er konnte seinen Gegner weder verwunden noch entwaffnen. Des unnützen Kampfes müde, hielt Hans Werner endlich inne und sprach: „Du bist kein lebender Mensch, denn meine Mutter hat einen so guten Segen über meine Waffen gesprochen, daß mir kein lebender Mensch widerstehen kann, du bist also entweder ein Teufel oder ein Toter." — „Ich bin weder das eine noch das andre," antwortete jener

„Ich bin der Gott Mars und stehe als Scharfrichter im Dienste der Republik Venedig. Dieses ist mein Richtschwert. Es ist mir ganz recht, daß man eine abergläubische Scheu hegt vor jeder Berührung mit mir, und das langweilige Tagesvolk bleibt mir vom Leibe. Es fehlt mir jedoch nicht an Umgang, und gar heute nacht habe ich den Vorsitz bei einem Bankett, welches die schönsten Damen mit ihrer Gegenwart beehren werden. Komm mit, wenn du keine Furcht hast!" — „Ich habe keine Furcht," antwortete jener, „und nehme die Einladung mit Vergnügen an."

Arm in Arm schritten nun beide durch die öden Gassen, hinaus vors Tor, und nachdem sie eine Strecke gewandert, gelangten sie zu einem erleuchteten Garten. Als sie hineintraten, gewahrte Hans Werner geputzte Gruppen, die unter den Bäumen sich ergingen und wisperten. Manche hatten einen ganz eigentümlichen Gang, und da war besonders ein langer Mensch, dessen Beine beständig krampfhaft zuckten, als hätte er das Zipperlein, und auch den Kopf immer schief auf einer Seite trug. „Ist das Spaß oder Krankheit?" frug der Westfale seinen Gefährten, indem er darauf hindeutete. „Das kommt vom Gehenktwerden," antwortete letzterer ganz trocken. „Was fehlt aber jenen beiden Personen," fuhr Hans Werner fort, „die so mühsam, wie mit gebrochenen Gliedern, einherschwanken?" — „Es fehlt ihnen gar nichts," erhielt er zur Antwort; „wenn man gerädert worden ist, behält man auch nach dem Tode eine gewisse schlottrige Bewegung." Auch die Damen hatten ein sonderbares Ansehen. Sie waren außerordentlich kostbar gekleidet, nach den bunten Moden damaliger Zeit, nur etwas abenteuerlich übertrieben, und ihr Putz und ihr ganzes Wesen offenbarte eine frevelhafte, verruchte Üppigkeit. Manche waren darunter von außerordentlicher Schönheit, die Gesichter mehr oder minder rot geschminkt. Doch bei einigen kam eine kreideweiße Blässe zum Vorschein, und um die Lippen schwebte ein Lächeln, das zugleich schmerzlich und höhnisch. Der junge Westfale ergötzte sein Herz an dem Anblick dieser schönen Weiber, und als man zu Tische ging, gab er einer jungen Blondine, die ihm besonders wohlgefiel, den Arm. Man speiste auf einer Terrasse oder vielmehr auf einem hohen Viereck, welches von Lampen- und Blumengirlanden eingefaßt; die Gesellschaft bestand aus einigen fünfzig Personen, und der Gefährte des jungen Deutschen saß gleichsam als Wirt am Oberende der Tafel.

Er selber saß an der Seite der jungen Blondine, die sehr witzig war und durchaus nicht spröde schien, wenn auch seine Galanterien sehr stark gefärbt. Auch hier finden wir wieder den unheimlichen Umstand, daß das Salz fehlte. Auch noch andre Sonderbarkeiten mußten dem jungen Deutschen bei Tische auffallen. Er sah nämlich viele schwarze Vögel, Raben und Dohlen, umherflattern, die sogar auf die Häupter der Gäste herabschossen und ihnen die Frisur zerpickten; nur mit vieler Mühe wurden sie verscheucht. Bei mehreren Damen, deren Krause sich verschoben, bemerkte der junge Westfale einen breiten blutroten Streif, der sich rund um den Hals zog. „Was ist das?" frug er seine Nachbarin. Diese öffnete die Häkchen ihres Mieders, und an ihrem Halse kam ein ähnlicher blutroter Streif zum Vorschein, und sie antwortete: „Das kommt vom Geköpftwerden." — Ich übergehe das grauenhaft wollüstige Ereignis, womit das Fest schloß, und den blutigen Spaß, womit der heidnische Gott seine Gäste zuletzt regalierte. Die Geschichte endigt ungefähr wie die, welche ich zuerst erzählte: der Held, welcher in den Armen seiner Schönen eingeschlafen, erwacht des Morgens auf der Schädelstätte des Hochgerichts.]

Besser als dem Mars und dem Apollo war es nach der großen Retirade dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt folgendes:

In Tirol gibt es sehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume sich prachtvoll in der blauen Flut abspiegeln. Baum und Wasser rauschen so geheimnisvoll, daß einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einsam wandelt. An dem Ufer eines solchen Sees stand die Hütte eines jungen Fischers, der sich mit dem Fischfang ernährte und auch wohl das Geschäft eines Fährmanns besorgte, wenn irgendein Reisender über den See gesetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumstämmen angebunden unfern von seiner Wohnung lag. In dieser letztern lebte er ganz allein. Einst, zur Zeit der herbstlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an sein Fenster klopfen, und als er vor die Türe trat, sah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und sehr eilig zu sein schienen. Einer von ihnen bat ihn hastig, ihnen seinen Kahn zu leihen, und versprach, denselben in wenigen Stunden an dieselbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer

drei, und der Fischer, welcher unter solchen Umständen nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einstiegen und über den See fortfuhren, ging er nach seiner Hütte zurück und legte sich aufs Ohr. Jung wie er war, schlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberstück als Fährgeld in die Hand, und alle drei eilten rasch von dannen. Der Fischer ging, nach seinem Kahn zu schauen, den er fest angebunden fand. Dann schüttelte er sich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich sonderbar fröstelnd durch die Glieder gefahren, und es hatte ihm fast das Herz erkältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereignis, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht, an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgnis, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fährgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereignis wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit in derselben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier, das Geheimnis, das sich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit, und es gelang dem Fischer, sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Überfahrt teilzunehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er ans entgegengesetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war sein Erstaunen, als er hier, wo die Gegend ihm so gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vege-

tation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell, daß der Fischer die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, sehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Teil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Teil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine höchst anstößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andre Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich, und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die mutwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß, wie das der übrigen Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunika eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibisches Aussehen; doch sein Gesicht trug gleichwohl einen gewissen kühnen, fast übermütig heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Efeukranz aufs Haupt und

warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Gebärden und oben erwähnte unanständige Übertriebenheit das Publikum ergötzte, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst, den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldnen Pokal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofkapelle des Triumphators: der hübsche pausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die ebenso holdselige Schöne mit dem Triangel; dann die Hornisten, bocksfüßige Gesellen mit schönen, aber lasziven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Tierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenspieler —

Doch, lieber Leser, ich vergesse, daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysus. Du hast oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem klassisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken, wenn dir einmal plötzlich in der mitternächtlichen Abgeschiedenheit eines Waldes der schöne Spuk eines solchen Bacchuszuges nebst dem dazugehörigen betrunkenen Personale leiblich vor Augen träte — höchstens würdest du einen leisen lüsternen Schauer, ein ästhetisches Grüseln empfinden beim Anblick dieser bleichen Versammlung, dieser anmutigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen sind, um den alten fröhlichen Gottesdienst noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenlust, zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Hei-

dentums, den Cancan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, ganz ohne Dazwischenkunft der Sergeants-de-ville einer spiritualistischen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche! Aber ach! lieber Leser, der arme Fischer, von welchem wir berichten, war keineswegs wie du in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologischen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angst ergriffen bei dem Anblick jenes schönen Triumphators mit seinen zwei wunderlichen Akoluthen, als sie ihrer Mönchstracht entsprungen; er schauderte ob der unzüchtigen Gebärden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyre, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz besonders diabolisch erschienen, und die gesamte Sozietät hielt er für einen Kongreß von Gespenstern und Dämonen, welche durch ihre Malefizien allen Christenmenschen Verderben zu bereiten suche. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Positur einer Mänade sah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und sich nur durch den Thyrsus im Gleichgewicht erhielt. Ihm selber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Korybanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobsüchtig die Wollust suchend in dem Schmerze selbst. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne der Musik, die er vernahm, drangen in sein Gemüt wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Mensch jenes verrufene ägyptische Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem schamlosen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde: da verging ihm Hören und Sehen — und er stürzte nach seinem Kahne zurück und verkroch sich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße fest. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und stießen ab. Als sie endlich am andern Seeufer landeten und ausstiegen, wußte der Fischer so geschickt seinem Versteck zu entschlüpfen, daß die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten sie stracks von hinnen.

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet

glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebnis dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franziskanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorzist in großem Ansehen stand, beschloß er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demütigen Blickes stand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in seiner Bücherei, die Kapuze weit übers Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß und in dieser nachdenklichen Positur sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung, daß Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen, den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen: es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Christo! wir glauben herzlich gern, daß Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantastische Spukgeschichte gibt dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen beileibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für diejenigen, die nicht viel vertragen können, und zu diesen scheint Ihr zu gehören. Wir raten Euch daher, hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebensaftes zu genießen und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen.

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich dieser verblüfft nach der Küche trollte und den

Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken — denn diese beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des einen, ebenso wie die grinsend geilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des andern. Doch hielt er reinen Mund, und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speyer am Rhein.

An der ostfriesischen Küste herrscht eine analoge Tradition, worin die altheidnischen Vorstellungen von der Überfahrt der Toten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zugrunde liegen, am deutlichsten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, ist zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieser alte Kauz sich nicht in der Volkssage, sondern nur im Puppenspiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologische Personnage erkennen wir in dem sogenannten Spediteur, der die Überfahrt der Toten besorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charons Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fischer ist, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Person bald erraten, und ich will daher die Tradition selbst so getreu als möglich hier mitteilen:

In Ostfriesland, an der Küste der Nordsee, gibt es Buchten, die gleichsam kleine Hafen bilden und Siele heißen. An den äußersten Vorsprüngen derselben steht das einsame Haus irgendeines Fischers, der hier mit seiner Familie ruhig und genügsam lebt. Die Natur ist dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöwen, welche manchmal mit einem fatalen Gekreische aus den Sandnestern der Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätscher der brandenden See paßt sehr gut zu den düstern Wolkenzügen. Auch die Menschen singen hier nicht, und an dieser melancholischen Küste hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menschen hierzulande sind ernst, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und stolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute sind nicht phantastisch aufregbar und grübeln nicht viel. Die Hauptsache für den Fischer, der auf seinem einsamen Siel wohnt, ist der Fischfang, und dann und

wann das Fährgeld der Reisenden, die nach einer der umliegenden Inseln der Nordsee übergesetzt sein wollen. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres, heißt es, just um die Mittagsstunde, wo eben der Fischer mit seiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tische sitzt, tritt ein Reisender in die große Wohnstube und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geschäft mit ihm zu besprechen. Der Fischer, nachdem er den Gast vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit teilzunehmen, erfüllt am Ende dessen Begehr, und beide treten beiseite an ein Erkertischchen. Ich will das Aussehen des Fremden nicht lange beschreiben in müßiger Novellistenweise; bei der Aufgabe, die ich mir gestellt, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke also folgendes: Der Fremde ist ein schon bejahrtes, aber doch wohlkonserviertes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig, aber nicht fett, die Wänglein rot wie Borsdorfer Äpfel, die Äuglein lustig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen sitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodische Kleidung, die wir auf Porträten holländischer Kaufleute finden, und welche eine gewisse Wohlhabenheit verrät: ein seidenes papageigrünes Röckchen, blumengestickte Weste, kurze schwarze Höschen, gestreifte Strümpfe und Schnallenschuhe; letztere sind so blank, daß man nicht begreift, wie jemand durch den Schlamm der Sielwege zu Fuße so unbeschmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme ist asthmatisch, feindrähtig und manchmal ins Greinende überschlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins ist gravitätisch gemessen, wie es einem holländischen Kaufmann ziemt. Diese Gravität scheint jedoch mehr erkünstelt als natürlich zu sein, und sie kontrastiert manchmal mit dem forschsamen Hin- und Herlugen der Äuglein, sowie auch mit der schlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daß der Fremde ein holländischer Kaufmann ist, bezeugt nicht bloß seine Kleidung, sondern auch die merkantilische Genauigkeit und Umsicht, womit er das Geschäft so vorteilhaft als möglich für seinen Kommittenten abzuschließen weiß. Er ist nämlich, wie er sagt, Spediteur und hat von einem seiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine bestimmte Anzahl Seelen, soviel in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der ostfriesischen Küste nach der Weißen

Insel zu fördern; zu diesem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wissen, ob der Schiffer diese Nacht die erwähnte Ladung mit seiner Barke nach der erwähnten Insel übersetzen wolle, und für diesen Fall sei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuversichtlich hoffend, daß er aus christlicher Bescheidenheit seine Forderung recht billig stellen werde. Der holländische Kaufmann (dieses ist eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann ist) macht diesen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es sich von einer Ladung Käse, und nicht von Seelen der Verstorbenen. Der Fischer stutzt einigermaßen bei dem Wort Seelen, und es rieselt ihm ein bißchen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daß von den Seelen der Verstorbenen die Rede sei, und daß er den gespenstischen Holländer vor sich habe, der so manchen seiner Kollegen die Überfahrt der verstorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, diese ostfriesischen Küstenbewohner sind mutig und gesund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft, welche uns für das Gespenstische und Übersinnliche empfänglich macht: unsres Fischers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; seine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald seine Fassung, und mit dem Anschein des größten Gleichmuts ist er nur darauf bedacht, das Fährgeld so hoch als möglich zu steigern. Doch nach einigem Feilschen und Dingen verständigen sich beide Kontrahenten über den Fahrlohn, sie geben einander den Handschlag zur Bekräftigung der Übereinkunft, und der Holländer, welcher einen schmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinsten, die je in Holland geschlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fahrgelds in dieser putzigen Münzsorte. Indem er dem Fischer noch die Instruktion gibt, gegen Mitternacht, zur Zeit wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, sich an einer bestimmten Stelle der Küste mit seiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabschiedet er sich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitspeisen wiederholte, und die eben noch so gravitätische Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die bestimmte Zeit befindet sich der Schiffer an dem bestimmten Orte mit seiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geschaukelt wird; aber nachdem der Vollmond sich

gezeigt, bemerkt der Schiffer, daß sein Fahrzeug sich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Flut einsinkt, so daß am Ende das Wasser nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieser Umstand belehrt ihn, daß seine Passagiere, die Seelen, jetzt an Bord sein müssen, und er stößt ab mit seiner Ladung. Er mag noch so sehr seine Augen anstrengen, doch bemerkt er im Kahne nichts als einige Nebelstreifen, die sich hin und her bewegen, aber keine bestimmte Gestalt annehmen und ineinander verquirlen. Er mag auch noch so sehr horchen, so hört er doch nichts als ein unsäglich leises Zirpen und Knistern. Nur dann und wann schießt schrillend eine Möwe über sein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Flut ein Fisch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und frostiger weht die Seeluft. Überall nur Wasser, Mondschein und Stille; und schweigsam, wie seine Umgebung, ist der Schiffer, der endlich an der Weißen Insel anlangt und mit seinem Kahne stillhält. Auf dem Strande sieht er niemand, aber er hört eine schrille, asthmatisch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; derselbe scheint ein Verzeichnis von lauter Eigennamen abzulesen, in einer gewissen verifizierenden, monotonen Weise; unter diesen Namen sind dem Fischer manche bekannt und gehören Personen, die in demselben Jahr verstorben. Während dem Ablesen dieses Namenverzeichnisses wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch so schwer im Sande des Ufers, so hebt er sich jetzt plötzlich leicht empor, sobald die Ablesung zu Ende ist; und der Schiffer, welcher daran merkt, daß seine Ladung richtig in Empfang genommen ist, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach seinem lieben Hause am Siel.

So geht es jedesmal mit dem Überschiffen der Seelen nach der Weißen Insel. Als einen besondern Umstand bemerkte einst der Schiffer, daß der unsichtbare Kontrolleur im Ablesen des Namenverzeichnisses plötzlich innehielt und ausrief: „Wo ist aber Pitter Jansen? Das ist nicht Pitter Jansen.“ Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ik bin Pitter Jansens Mieke un häb mi op mines Manns Noame inskreberen laten.“ (Ich bin Pitter Jansens Mieke, und habe mich auf meines Mannes Namen einschreiben lassen.)

Ich habe mich oben vermessen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologische Person zu erraten, die in

obiger Tradition zum Vorschein kommt. Dieses ist keine geringere als der Gott Mercurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Psychopompos. Ja, unter jener schäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergestalt verbirgt sich der brillanteste jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen steckt auch nicht der geringste Federwisch, der an die Fittiche der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den stählernen Schnallen mahnen nicht im mindesten an beflügelte Sandalen; dieses holländisch schwerfällige Blei ist so ganz verschieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott sogar seinen Namen verliehen: aber eben der Kontrast verrät die Absicht, und der Gott wählte diese Maske, um sich desto sicherer verstellt zu halten. Vielleicht aber wählte er sie keineswegs aus willkürlicher Laune: Merkur war, wie ihr wißt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daß er bei der Wahl einer Maske, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf seine Antezedenzien und Talente Rücksicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichste der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnenglas erfunden, er bestahl Menschen und Götter, und schon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der seiner Wiege entschlüpfte, um ein paar Rinder zu stibitzen. Er hatte zu wählen zwischen den zwei Industrien, die im wesentlichen nicht sehr verschieden, da bei beiden die Aufgabe gestellt ist, das fremde Eigentum so wohlfeil als möglich zu erlangen: aber der pfiffige Gott bedachte, daß der Diebesstand in der öffentlichen Meinung keine so hohe Achtung genießt wie der Handelsstand, daß jener von der Polizei verpönt, während dieser von den Gesetzen sogar privilegiert ist, daß die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchste Staffel erklimmen, während die vom Diebesstand manchmal eine minder angenehme Leiter besteigen müssen, daß sie Freiheit und Leben aufs Spiel setzen, während der Kaufmann nur seine Kapitalien oder nur die seiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigste der Götter ward Kaufmann, und um es vollständig zu sein, ward er sogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Psychopompos, als Schattenführer, machte ihn besonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der Weißen Insel, wie wir sahen, durch ihn betrieben wird.

Die Weiße Insel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelsen der englischen Küste? Es wäre eine humoristische Idee, wenn man England als ein Totenland, als das plutonische Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der Tat manchem Fremden in solcher Gestalt erscheinen.

In einem Versuche über die Faust-Legende habe ich den Volksglauben in bezug auf das Reich des Pluto und diesen selbst hinlänglich besprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finstre Beherrscher desselben ganz diabolisiert wurde. Aber nur durch den Kanzeleistil der Kirche klingen die Dinge so grell; trotz dem christlichen Anathema blieb die Position des Pluto wesentlich dieselbe. Er, der Gott der Unterwelt, und sein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, diese beiden sind nicht emigriert wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Christentums blieben sie in ihren Domänen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das Tollste von ihm fabeln, der alte Pluto saß unten warm bei seiner Proserpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als sein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten sein Ohr verletzen da unten in seinem Ozean, wo er ruhig saß bei seiner weißbusigen Frau Amphitrite und seinem feuchten Hofstaat von Nereiden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgendein junger Seemann zum ersten Male die Linie passierte, tauchte er empor aus seiner Flut, in der Hand den Dreizack schwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der silberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er erteilte alsdann dem Neophyten die schreckliche Seewassertaufe, und hielt dabei eine lange, salbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebst der gelben Lauge des gekauten Tabaks mehr ausspuckte als sprach, zum Ergötzen seiner beteerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beschrieb, wie ein solches Wassermysterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragiert wird, versicherte, daß eben jene Matrosen, welche am tollsten über die drollige Fastnachtsfratze des Neptuns lachten, dennoch keinen Augenblick an der Existenz eines solchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb also der Beherrscher des Wasserreichs, wie

Pluto trotz seiner Diabolisierung der Fürst der Unterwelt blieb. Ihnen ging es besser als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturz seines Vaters die Herrschaft des Himmels erlangt hatte und sorglos als König der Welt im Olymp mit seinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen sein ambrosisches Freudenregiment führte. Als die unselige Katastrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proklamiert ward, emigrierte auch der große Kronide, und er verschwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, niemand wußte mir Auskunft zu geben über sein Schicksal. Ich habe in derselben Absicht viele Bibliotheken durchstöbert, wo ich mir die prachtvollsten Kodizes, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, wahre Odalisken im Harem der Wissenschaft, zeigen ließ, und ich sage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und sogar Affabilität, womit sie mir jene leuchtenden Schätze erschlossen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es scheint, als hätten sich keine volkstümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und alles, was ich aufgegabelt, besteht in einer Geschichte, welche mir einst mein Freund Niels Andersen erzählte.

Ich habe soeben Niels Andersen genannt, und die liebe drollige Figur steigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenschaften, damit der geneigte Leser selbst beurteile, inwieweit sie sein Vertrauen verdienen. Also einige Worte über meine Quelle.

Niels Andersen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Walfischjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm sehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntnisse in bezug auf den Walfischfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Tier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegslisten, womit man seine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir, wie man mit dem Knie des rechten Beines sich gegen den Vorderrand des Kahnes stemmen muß, wenn man die Harpune nach dem Walfisch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen gesalzenen Fußtritt dem Matrosen versetzt, der das Seil, das an der Harpune befestigt

ist, nicht schnell genug nachschießen ließ. Ihm verdanke ich alles, und wenn ich kein großer Walfischjäger geworden, so liegt die Schuld weder an Niels Andersen noch an mir, sondern an meinem bösen Schicksal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgendeinen Walfisch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf bestehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfischen und lausigen Heringen. Was hilft die beste Harpune gegen einen Hering? Jetzt muß ich allen Jagdhoffnungen entsagen, meiner gesteiften Beine wegen. Als ich Niels Andersen zu Ritzebüttel bei Kuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifisch, der vielleicht sein rechtes Bein für ein Zuckerstängelchen ansah, ihm dasselbe abbiß und der arme Niels seitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln mußte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu sitzen und auf dem Bauche derselben mit seinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine seiner wunderlichen Fischersagen erzählte.

Wie Muhamet Eben Mansur seine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, so begann Niels Andersen alle seine Geschichten mit einer Apologie des Walfisches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelt nicht einer solchen Lobspende. Der Walfisch, sagte Niels Andersen, sei nicht bloß das größte, sondern auch das schönste Tier. Aus den zwei Nasslöchern auf seinem Kopfe sprängen zwei kolossale Wasserstrahlen, die ihm das Ansehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben und gar besonders des Nachts im Mondschein einen magischen Effekt hervorbrächten. Dabei sei er gutmütig, friedliebig und habe viel Sinn für stilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Walfisch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisscholle sich hingelagert und jung und alt sich um ihn her in Liebesspielen und harmlosen Neckereien überböten. Manchmal springen sie alle auf einmal ins Wasser, um zwischen den großen Eisblöcken Blindekuh zu spielen. Die Sittenreinheit und die Keuschheit der Walfische wird weit mehr gefördert durch das Eiswasser, worin sie beständig mit den Flossen herumschwänzeln, als durch moralische Prinzipien. Es sei auch leider nicht zu leugnen, daß sie keinen religiösen Sinn haben, daß sie ganz ohne Religion sind —

Ich glaube, das ist ein Irrtum — unterbrach ich meinen Freund — ich habe jüngst den Bericht eines holländischen Missionärs gelesen, worin dieser die Herrlichkeit der Schöpfung beschreibt, die sich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen und das Tageslicht die abenteuerlichen, riesenhaften Eismassen bestrahlt. Diese, sagte er, welche alsdann an diamantne Märchenschlösser erinnern, geben von Gottes Allmacht ein so imposantes Zeugnis, daß nicht bloß der Mensch, sondern sogar die rohe Fischkreatur, von solchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit seinen eigenen Augen, versichert der Domine, habe er mehre Walfische gesehen, die, an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht standen und sich mit dem Oberteil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Andersen schüttelte sonderbar den Kopf; er leugnete nicht, daß er selber zuweilen gesehen, wie die Walfische, an einer Eiswand stehend, solche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betstuben mancher Glaubenssekten bemerken; aber er wollte solches keineswegs irgendeiner religiösen Andacht zuschreiben. Er erklärte die Sache physiologisch: er bemerkte, daß der Walfisch, der Chimborasso der Tiere, unter seiner Haut eine so ungeheuer tiefe Schichte von Fett besitze, daß oft ein einziger Walfisch hundert bis hundertundfunfzig Fässer Talg und Tran gebe. Jene Fettschichte sei so dick, daß sich viele hundert Wasserratten darin einnisten können, während das große Tier auf einer Eisscholle schliefe, und diese Gäste, unendlich größer und bissiger als unsre Landratten, führen dann ein fröhliches Leben unter der Haut des Walfisches, wo sie Tag und Nacht das beste Fett verschmausen können, ohne das Nest zu verlassen. Diese Schmausereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirte etwas überlästig, ja unendlich schmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat wie der Mensch, der sich gottlob kratzen kann, wenn es ihn juckt, so sucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daß er sich an die scharfen Kanten einer Eiswand stellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünstiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde sich an einer Bettstelle zu scheuern pflegen, wenn sie mit zu viel Flöhen behaftet sind. Diese Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und sie der religiösen Andacht zugeschrieben, während

sie doch nur durch die Rattenorgien hervorgebracht wurden. Der Walfisch, soviel Tran er auch enthält, schloß Niels Andersen, ist doch ohne den mindesten religiösen Sinn. Er ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und sogar den kleinen Propheten Jonas, den solch ein Walfisch einmal aus Versehen verschluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen spuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und so ein Walfisch verehrt unsern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, ebensowenig wie den falschen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-insel sitzt, wo er denselben zuweilen besucht.

Was ist das für ein Ort, die Kaninchen-insel? fragte ich unsern Niels Andersen. Dieser aber trommelte mit seinem Holzbein auf der Tonne und erwiderte: Das ist eben die Insel, wo die Geschichte passiert, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Insel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, seit sie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; solches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die sich um die Insel türmen und vielleicht nur selten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines russischen Walfischjägers, welche einst die Nordstürme so hoch hinauf verschlugen, betraten den Boden der Insel, und seitdem sind schon hundert Jahre verflossen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden sie die Insel ganz wüst und öde. Traurig bewegten sich die Halme des Ginsters über dem Flugsand; nur hie und da standen einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarste Buschwerk. Eine Menge Kaninchen sahen sie umherspringen, weshalb sie dem Orte den Namen Kaninchen-insel erteilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daß ein menschliches Wesen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten sie einen uralten Greis, der, kümmerlich bekleidet mit zusammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinstuhl vor dem Herde saß und an dem flackernden Reisig seine magern Hände und schlotternden Knie wärmte. Neben ihm zur Rechten stand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu sein schien, den aber die Zeit so unwirsch gemausert hatte, daß er nur noch die langen struppigen Federkiele seiner Flügel behalten, was dem nackten Tiere ein höchst närrisches und zugleich grausenhaft häßliches Aussehen ver-

lich. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarlose Ziege, die sehr alt zu sein schien, obgleich noch volle Milcheutern mit rosig frischen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den russischen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-insel landeten, befanden sich mehrere Griechen, und einer derselben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verstanden zu werden, als er in griechischer Sprache zu einem Kameraden sagte: Dieser alte Kauz ist entweder ein Gespenst oder ein böser Dämon. Aber bei diesen Worten erhub sich der Alte plötzlich von seinem Steinsitz, und mit großer Verwunderung sahen die Schiffer eine hohe stattliche Gestalt, die sich trotz dem hohen Alter mit gebietender, schier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Gesimses mit dem Haupte berührte; auch die Züge desselben, obgleich verwüstet und verwittert, zeugten von ursprünglicher Schönheit, sie waren edel und streng gemessen, sehr spärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und stier, aber doch stechend, und dem hoch aufgeschürzten Munde entquollen in altertümlich griechischem Dialekt die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Mensch, ich bin weder ein Gespenst noch ein böser Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einst bessere Tage gesehen. Wer aber seid Ihr?"

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeschick ihrer Fahrt und verlangten Auskunft über alles, was die Insel beträfe. Die Mitteilungen fielen aber sehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, sagte der Alte, bewohne er die Insel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen seine unerbittlichen Feinde eine sichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptsächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr, wenn die treibenden Eismassen sich gesetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er seine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenstände des unmittelbarsten Bedürfnisses überließen. Die Walfische, welche manchmal an die Insel heranschwämmen, seien seine liebste Gesellschaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder seine Muttersprache zu reden, denn er sei ein Grieche; er bat auch seine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zustände Griechenlands zu erteilen. Daß von den Zinnen der Türme der griechischen Städte das Kreuz ab-

gebrochen worden, verursachte dem Alten augenscheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daß an seiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt steht. Sonderbar war es, daß keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte sich erkundigte, und die nach seiner Versicherung zu seiner Zeit blühend gewesen; in gleicher Weise waren ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten erteilt wurden. Der Greis schüttelte deshalb oft wehmütig das Haupt, und die Schiffer sahen sich verwundert an. Sie merkten, daß er alle Örtlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der Tat, er wußte die Buchten, die Erdzungen, die Vorsprünge der Berge, oft sogar den geringsten Hügel und die kleinsten Felsengruppen so bestimmt und anschaulich zu beschreiben, daß seine Unkenntnis der gewöhnlichsten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erstaunen setzte. So befrug er sie mit besonderm Interesse, ja mit einer gewissen Ängstlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Doch keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit aussprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geschildert hatte, ein junger Matrose nach der Beschreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, sagte der junge Mensch, sei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beschriebenen Platze lange Zeit die Schweine seines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, sagte er, fänden sich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hie und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, entweder einzeln oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und roten Glockenblumen, wie Haarflechten, herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön gemeiseltem Blätter- und Blumenwerk beständen. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baumes, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zu-

gebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit konterfeit waren und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Efeu. Sein Vater, den er um die geheimnisvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst, daß dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht bloß die nackteste Liederlichkeit, sondern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch, ihm zu Ehren, vor seinem Altar manchmal hundert Ochsen auf einmal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer geflossen, sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog, den er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin gesammelten Regenwasser seine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So sprach der junge Mensch. Aber der Greis stieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuersten Schmerz verriet; gebrochen sank er nieder auf seinen Steinstuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreischte entsetzlich, spreizte weit aus seine ungeheuern Flügel und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände und meckerte traurig und wie besänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei diesem Anblick, sie verließen schleunig die Hütte, und waren froh, als sie das Geschluchze des Greises, das Gekreisch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten sie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannschaft befand sich ein russischer Gelehrter, Professor bei der philosophischen Fakultät der Universität zu Kasan, und dieser erklärte die Begebenheit für höchst wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Nase legend, versicherte er den Schiffern: Der Greis auf der Kaninchen-Insel sei unstreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an seiner Seite sei augenscheinlich der Adler, der einst die fürchterlichen Blitze in seinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine andre Person sein, als die Althea, die alte Amme,

die den Gott bereits auf Kreta säugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Andersen, und ich gestehe, diese Mitteilung erfüllte meine Seele mit Wehmut. Schon die Aufschlüsse über das geheime Leid der Walfische erregte mein Mitgefühl. Arme große Bestie! Gegen das schnöde Rattengesindel, das sich bei dir eingenistet und unaufhörlich an dir nagt, gibt es keine Hilfe, und du mußt es lebenslang mit dir schleppen; und rennst du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibst dich an seinen Eiskanten — es hilft dir nichts, du wirst sie nicht los, die schnöden Ratten, und dabei fehlt dir der Trost der Religion! An jeder Größe auf dieser Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter selbst müssen am Ende schmählich zugrunde gehen. So will es das eiserne Gesetz des Fatums, und selbst der Höchste der Unsterblichen muß demselben schmachvoll sein Haupt beugen. Er, den Homer besungen und Phidias abkonterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erschüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kallisto, Jo, Leto, Europa usw. — er muß am Ende am Nordpol sich hinter Eisbergen verstecken und, um sein elendes Leben zu fristen, mit Kaninchenfellen handeln wie ein schäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daß es Leute gibt, die sich schadenfroh an solchem Schauspiel laben. Diese Leute sind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochsen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiters geschlachtet wurden — Freut euch, gerächt ist das Blut eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen sind, uns erschüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unser frömmigstes Mitleid. Diese Empfindsamkeit verhinderte uns vielleicht, unsrer Erzählung jenen kalten Ernst zu verleihen, der eine Zierde des Geschichtschreibers ist; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Bescheidentlich empfehlen wir uns der Nachsicht des Lesers, für welchen wir immer die höchste Ehrfurcht bezeugten, und somit schließen wir hier die erste Abteilung unserer Geschichte der Götter im Exil.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise wie mein Tanzpoem „Faust". In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Direktor des Londoner Theaters der Königin, wünschte derselbe, daß ich ihm einige Ballettsujets vorschlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Dekorationen und Kostümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich mancherlei der Art improvisierte, worunter auch die Dianalegende, schien letztere den Zwecken des geistreichen Impresarios zu entsprechen, und er bat mich sogleich, ein Szenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch späterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall nachschnüffeln, zu verhindern, sich allzustolz mit fremden Pfauenfedern zu schmücken. Die Fabel meiner Pantomime ist nämlich im wesentlichen bereits im dritten Teile meines „Salon" enthalten, aus welchem auch mancher Maestro Barthel schon manchen Schoppen Most geholt hat. Diese Dianenlegende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetsten Stelle, da sie sich unmittelbar dem Sagenkreise der „Götter im Exil" anschließt, und ich mich also hier jeder besondern Bevorwortung überheben kann.

Paris, den 1. März 1854.

Erstes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Diese Ruine ist noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da ist eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere sieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Aussicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derselben kauern hie und da auf dem

Boden, in nachlässigen Gruppen. Sie scheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal springt eine derselben in die Höhe, tanzt einige Pas und scheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere gesellen sich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen sie um die Statue der Göttin, halb scherzhaft, halb feierlich, als wollten sie Probe halten zu einem Tempelfeste. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, stürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdkostüme, wie sie auch hier als Statue konterfeit ist. Sie scheint erschrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren bestürzten Nymphen, daß jemand sie verfolgt. Sie ist in der höchsten Aufregung der Angst, aber nicht bloß der Angst. Durch ihren spröden Unmut schimmern zärtlichere Gefühle. Sie schaut immer nach dem Wald, scheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und versteckt sich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutscher Ritter tritt auf. Er sucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fernzuhalten von der Bildsäule ihrer Gebieterin. Sie kosen, sie drohen. Sie ringen mit ihm, er verteidigt sich neckend. Endlich reißt er sich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend seine Arme zu ihr empor, stürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Piedestal und erbietet sich ihr ewig dienstbar zu sein mit Leib und Leben. Er sieht auf dem Altar ein Messer und eine Opferschale, ein schauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert sich, daß die Göttin einst Menschenopfer liebte, und in der Trunkenheit seiner Leidenschaft ergreift er Messer und Schale — Er ist im Begriff, dieselbe als Libation mit seinem Herzblut zu füllen, schon kehrt er den Stahl nach seiner Brust: da springt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Versteck hervor, ergreift seinen Arm, entwindet seiner Hand das Messer — und beide schauen sich an, während einer langen Pause, mit wechselseitiger Verwunderung, schauerlich entzückt, sehnsüchtig, zitternd, todesmutig, voll Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und suchen sie sich, aber diesmal nur, um sich immer wiederzufinden, sich immer wieder einander in die Arme zu sinken. Endlich setzen sie sich kosend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piedestal der Statue, während die Nymphen sie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Kommentar bilden von dem, was sich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daß die alten Götter nicht tot

sind, sondern sich nur versteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo sie sich nächtlich besuchen und ihre Freudenfeste feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich sanfteste Musik, und es treten herein Apollo und die Musen. Jener spielt den Liebenden ein Lied vor, und seine Gefährtinnen tanzen einen schönen, gemessenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Musik wird brausender, es erklingen von draußen üppige Weisen, Zimbel- und Paukenklänge, und das ist Bacchus, welcher seinen fröhlichen Einzug hält mit seinen Satyren und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu seiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Esel. Tolle ausgelassene Tänze der Satyren und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geschmückt, schwingen ihre Thyrsen und zeigen jene übermütigen, unglaublichen, ja unmöglichen Posituren, welche wir auf alten Vasen und sonstigen Basreliefs sehen. Bacchus steigt zu den Liebenden herab und ladet sie ein, teilzunehmen an seinem Freudendienste. Jene erheben sich und tanzen einen Zweitanz der trunkensten Lebenslust, dem sich Apollo und Bacchus, nebst beider Gefolge, sowie auch die Nymphen Dianas anschließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gotischen Ritterburg. Bediente in buntscheckigen Wappenröcken sind beschäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Estrade, wo Musiker zu sehen, die ihre Instrumente probieren. Rechts ein hoher Lehnsessel, worauf der Ritter sitzt, brütend und melancholisch. Neben ihm stehen seine Gattin im enganliegenden, spitzkrägigen Chatelainekostüm, und sein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritsche; sie bemühen sich beide vergeblich, den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrsam gemessene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und gerät fast in Sentimentalität; der Narr scheint dieselbe übertreibend zu parodieren und macht die barockſten Sprünge. Die Musikanten präludieren ebenfalls allerlei Zerrmelodien. Draußen Trompetenstöße, und bald erscheinen die Ballgäste, Ritter und Fräulein, ziemlich

steife, bunte Figuren, im überladensten Mittelalterputz; die Männer kriegerisch roh und blöde, die Frauen affektiert sittsam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Burgherr, der Ritter, und es gibt die zeremoniösesten Verbeugungen und Knickse. Der Ritter und seine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätisch germanischer Walzer. Es erscheinen der Kanzler und seine Schreiber in schwarzer Amtstracht, die Brust beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; sie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr aufs Orchester hinaufspringt und dasselbe dirigiert; er schlägt verhöhnend den Takt. Wieder hört man draußen Trompetenstöße.

Ein Diener kündigt an, daß unbekannte Masken Einlaß begehren. Der Ritter winkt Erlaubnis; es öffnet sich im Hintergrunde die Pforte und herein treten drei Züge vermummter Gestalten, worunter einige in ihren Händen musikalische Instrumente tragen. Der Führer des ersten Zuges spielt auf einer Leier. Diese Töne scheinen in dem Ritter süße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert — Während der erste Zugführer auf der Leier spielt, umtanzt ihn feierlich sein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Zymbal und Handpauke — Bei diesen Tönen scheinen den Ritter die Gefühle der höchsten Wonne zu durchschauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und spielt selbst und tanzt dabei, gleichsam ergänzend, die rasend lustigsten Tänze. — Mit ebenso wildem, ausschweifendem Jubel umspringen ihn die Gestalten des zweiten Zugs, welche Thyrsusstäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und Damen, und gar die Hausfrau weiß sich vor züchtigem Erstaunen nicht zu fassen. Nur der Narr, welcher vom Orchester herabspringt, gibt seinen behaglichsten Beifall zu erkennen und macht wollüstige Kapriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm mit gebieterischer Gebärde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los und scheint sie zu fragen: wer sie sei? Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdkostüme. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich: es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der

dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen, und er scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz und gibt dem Ritter durch Gebärden zu erkennen, daß sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau läßt endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien Lauf, und wir sehen ein Pas-de-deux, wo griechisch-heidnische Götterlust mit der germanisch-spiritualistischen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites satt, wirft der ganzen Versammlung verachtende Blicke zu, und nebst ihren Begleitern entfernt sie sich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von seiner Gattin, ihren Zofen und seiner übrigen Dienerschaft zurückgehalten — Draußen bacchantische Jubelmusik, im Saale aber dreht sich wieder der unterbrochene steife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantastische Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorspringend steile Felswand, worin ein großes Portal sichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnsinniger umher. Er scheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beschwören, ihm seine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See steigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weise. Sie tragen lange weiße Schleier und sind geschmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Wasserreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume springen die Luftgeister, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten, mit heiterer, ja ausgelassener Lust. Die Undinen entweichen und stürzen sich wieder in den See.

Die Sylphen sind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen sie den Ritter. Sie necken ihn, sie trösten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet sich zu seinen Füßen der Boden, und es stürmen hervor die Erdgeister, kleine Gnomen mit langen

weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen wie erschrokkenes Gevögel. Einige derselben flüchten sich auf die Bäume, wiegen sich auf den Baumzweigen, und ehe sie ganz in den Lüften verschwinden, verhöhnen sie die Gnomen, welche sich unten wie wütend gebärden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter und scheinen ihn ermutigen und ihm den boshaften Trotz, der sie selber beseelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müsse; sie halten Waffentanz und spreizen sich wie Weltbesieger — da erscheinen plötzlich die Feuergeister, die Salamander, und schon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angst wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander sind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerroten Kleidern. Sie tragen sämtlich große goldene Kronen auf den Häuptern und Zepter und sonstige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenschaft; sie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Zepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgerissen in die lodernde Flammenlust; diese hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund, in den Lüften, die wilde Jagd sich zeigte. Der Ritter reißt sich los von den Feuergeistern, welche wie Raketen versprühen und verschwinden; der Befreite breitet sehnsüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das ist Diana. Sie sitzt auf einem schneeweißen Roß und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Rossen, die Nymphen der Göttin, sowie auch die Götterschar, die wir schon als Besuchende in dem alten Tempel gesehen, nämlich Apollo mit den Musen und Bacchus nebst seinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelrossen bilden einige große Dichter des Altertums und des Mittelalters, sowie auch schöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält einen Einritt in die weit sich öffnende Pforte zur linken Seite der Szene. Nur Diana steigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauschten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden. Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daß dieses der berühmte Venusberg sei, der Sitz aller Üppig-

keit und Wollust. Sie will ihn, wie im Triumphe, dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher seine Seele im heidnischen Venusberge ausgesetzt sei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör schenkt, greift der greise Krieger (welcher der treue Eckart genannt ist) zum Schwerte und fordert jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angstbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmischung zu stören; er wird aber gleich nach den ersten Ausfällen niedergestochen. Der treue Eckart wackelt täppisch zufrieden von dannen, wahrscheinlich sich freuend, wenigstens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Über die Leiche desselben wirft sich verzweiflungsvoll und trostlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdischer Palast, dessen Architektur und Ausschmückung im Geschmack der Renaissance, nur noch weit phantastischer, und an arabische Feenmärchen erinnernd. Korinthische Säulen, deren Kapitäler sich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotische Blumen in hohen Marmorvasen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebschaften der Venus abgebildet. Goldne Kandelaber und Ampeln verbreiten ein magisches Licht, und alles trägt hier den Charakter einer zauberischen Üppigkeit. Hie und da Gruppen von Menschen, welche müßig und nachlässig am Boden lagern oder bei dem Schachbrett sitzen. Andere schlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen sich paarweis in galanten Gesprächen. Die Kostüme dieser Personen sind aus den verschiedensten Zeitaltern, und sie selber sind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube, wegen ihres sensualistischen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit, in den Venusberg versetzt hat. Unter den Frauen sehen wir z. B. die schöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Kleopatra, die Herodias, unbegreiflicherweise auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes,

dann auch verschiedene Heldinnen der bretonischen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Mazedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dieterich von Bern, König Artus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verraten.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas-de-deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermütigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Gebärden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Szene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber jene zuckt die Achſel, ſie iſt ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft ſich wie wahnſinnig auf den Toten und benetzt mit Tränen und Küſſen ſeine ſtarren Hände und Füße.

Es wechſelt wieder die Muſik, und ſie verkündet Ruhe und harmoniſche Beſeligung. An der Spitze der Muſen erſcheint, zur linken Seite der Szene, der Gott Apollo. Aufs neue wechſelt die Muſik; bemerkbar wird ihr Übergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Szene erſcheint Bacchus

nebst seinem bacchantischen Gefolge. Apollo stimmt seine Leier, und spielend tanzt er nebst den Musen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieser Töne erwacht dieser gleichsam wie aus einem schweren Schlafe, er reibt sich die Augen, schaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in seine Todeserstarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge seiner rasendsten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfaßt eine allmächtige Begeisterung den Gott der Lebenslust, er zerschlägt fast das Tamburin. Diese Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesschlaf, und er erhebt sich halben Leibes, langsam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus läßt sich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat dieser den Trunk genossen, als er wie neugeboren vom Boden emporspringt, seine Glieder rüttelt und die verwegensten und berauschtesten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin ist wieder heiter und glücklich, sie reißt den Thyrsus aus den Händen einer Bacchantin und stimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Versammlung nimmt teil an dem Glücke der Liebenden und feiert in wieder fortgesetzten Quadrillen das Fest der Auferstehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Rosenkranz auf das Haupt Dianas und Tannhäusers Rosenkranz auf des Ritters Haupt setzt. Glorie der Verklärung.

Der Doktor Faust.

Ein Tanzpoem,

nebst

kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst.

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballett zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich

das nachfolgende Poem. Ich nannte es: Doktor Faust, ein Tanzpoem. Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, teils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Sukzeß der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, teils auch weil der Ballettmeister aus Esprit de corps de ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Ballettmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletts gedichtet hatte, während doch solche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art, in Kollaboration mit irgendeiner dürftigen Literatenseele, geliefert worden. Armer Faust! armer Hexenmeister! so mußtest du auf die Ehre verzichten, vor der großen Viktoria von England deine Schwarzkünste zu produzieren! Wird es dir in deiner Heimat besser gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgendeine deutsche Bühne ihren guten Geschmack dadurch bekunden, daß sie mein Opus zur Aufführung brächte, so bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieser Gelegenheit auch nicht zu versäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu lassen. Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, daß ich, um das Eigentumsrecht meines Balletts in Frankreich zu sichern, bereits eine französische Übersetzung drucken ließ und die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponiert habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Ballettmanuskript einzuhändigen, und wir, bei einer duftigen Tasse Tee, uns über den Geist der Faustsage und meine Behandlung derselben unterhielten, ersuchte mich der geistreiche Impresario, das Wesentliche unseres Gespräches aufzuzeichnen, damit er späterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung seinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch solchem freundlichen Begehr nachkommend, schrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieses Büchleins mitteile, da vielleicht auch dem deutschen Leser diese flüchtigen Blätter einiges Interesse gewähren dürften.

Wie über den historischen Faust habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythischen Faust nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin, in bezug auf die Ent-

stehung und Entwickelung dieses Faustes der Sage, der Faustfabel, hier das Resultat meiner Forschungen mit wenigen Worten zu resümieren.

Es ist nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneschall des Bischofs von Adama in Sizilien, sondern eine alte angelsächsische, dramatische Behandlung derselben, welche als die Grundlage der Faustfabel zu betrachten ist. In dem noch vorhandenen plattdeutschen Gedichte vom Theophilus sind altsächsische oder angelsächsische Archäismen, gleichsam Wortversteinerungen, fossile Redensarten enthalten, welche darauf hinweisen, daß dieses Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals ist, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz nach der Invasion Englands durch die französischen Normannen muß jenes angelsächsische Gedicht noch existiert haben, denn augenscheinlich ward dasselbe von einem französischen Poeten, dem Troubadour Rüteboeuf, fast wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich aufs Theater gebracht. Für diejenigen, denen die Sammlung von Mommerque, worin auch dieses Mystère abgedruckt, nicht zugänglich ist, bemerke ich, daß der gelehrte Magnin vor etwa sieben Jahren im Journal des savants über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft gibt. Dieses Mysterium vom Troubadour Rüteboeuf benutzte nun der englische Dichter Marlow, als er seinen Faust schrieb, indem er die analoge Sage vom deutschen Zauberer Faust nach dem älteren Faustbuche, wovon es bereits eine englische Übersetzung gab, in die dramatische Form kleidete, die ihm das französische auch in England bekannte Mysterium bot. Das Mysterium des Theophilus und das ältere Volksbuch vom Faust sind also die beiden Faktoren, aus welchen das Marlowsche Drama hervorgegangen. Der Held desselben ist nicht mehr ein ruchloser Rebell gegen den Himmel, der, verführt von einem Zauberer und um irdische Güter zu gewinnen, seine Seele dem Teufel verschreibt, aber endlich durch die Gnade der Mutter Gottes, die den Pakt aus der Hölle zurückholt, gerettet wird, gleich dem Theophilus: sondern der Held des Stücks ist hier selbst ein Zauberer, in ihm, wie im Nekromanten des Faustbuchs, resümieren sich die Sagen von allen früheren Schwarzkünstlern deren Künste er vor den höchsten Herrschaften produziert, und zwar geschieht solches auf protestantischem Boden, den die retende Mutter Gottes nicht betreten darf, weshalb auch de

Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenspiel-Theater, die zur Shakespeareschen Zeit in London florierten und sich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiß auch nach dem Marlowschen Vorbilde einen Faust zu geben gewußt, indem sie das Originaldrama mehr oder minder ernsthaft parodierten, oder ihren Lokalbedürfnissen gemäß zustutzten, oder auch, wie oft geschah, von dem Verfasser selbst für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es ist nun jener Puppenspiel-Faust, der von England herüber nach dem Festland kam, durch die Niederlande reisend auch die Marktbuden unserer Heimat besuchte, und in derb deutscher Maulart übersetzt und mit deutschen Hanswurstiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutschen Volkes ergötzte. Wie verschieden auch die Versionen, die sich im Laufe der Zeit, besonders durch das Improvisieren, gebildet, so blieb doch das Wesentliche unverändert, und einem solchen Puppenspiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen sah, hat unser großer Dichter die Form und den Stoff seines Meisterwerks entlehnt. In der ersten Fragmentausgabe des Goetheschen Faustes ist dieses am sichtbarsten; diese entbehrt noch die der Sakontola entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, sie weicht noch nicht ab von der schlichten Puppenspielform, und es ist kein wesentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntnis der älteren Originalbücher von Spieß und Widman schließen läßt.

Das ist die Genesis der Faustfabel, von dem Theophilusgedichte bis auf Goethe, der sie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in dessen Händen das Zepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt, oder den er gar verleugnen möchte.

Geschrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Der Doktor Faust.

Ein Tanzpoem.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustglut —
Jetzt kannst du die Glut nicht stillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Toten sind unersättlich.

Erster Akt.

Studierzimmer, groß, gewölbt, in gotischem Stil. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherschränke, astrologische und alchimistische Gerätschaften (Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und seltsame Gläser), anatomische Präparate (Skelette von Menschen und Tieren) und sonstige Requisiten der Nekromanzie.

Es schlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgestapelten Büchern und physikalischen Instrumenten bedeckten Tische, in einem hohen Lehnstuhl, sitzt nachdenklich der Doktor Faust. Seine Kleidung ist die altdeutsche Gelehrtentracht des sechzehnten Jahrhunderts. Er erhebt sich endlich und schwankt mit unsichern Schritten einem Bücherschranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeschlossen; er öffnet das Schloß und schleppt das entfesselte Buch (den sogenannten Höllenzwang) nach seinem Tische. In seiner Haltung und seinem ganzen Wesen beurkundet sich eine Mischung von Unbeholfenheit und Mut, von linkischer Magisterhaftigkeit und trotzigem Doktorstolz. Nachdem er einige Lichter angezündet und mit einem Schwerte verschiedene magische Kreise auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in seinen Gebärden offenbaren sich die geheimen Schauer der Beschwörung. Das Gemach verdunkelt sich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der sich prasselnd öffnet, steigt empor ein flammend roter Tiger. Faust zeigt sich bei diesem Anblick nicht im mindesten erschreckt; er tritt der feurigen Bestie mit Verhöhnung entgegen und scheint ihr zu befehlen, sogleich zu entweichen. Sie versinkt auch als

bald in die Erde. Faust beginnt aufs neue seine Beschwörungen, wieder blitzt und donnert es entsetzlich, und aus dem sich öffnenden Boden schießt empor eine ungeheure Schlange, die, in den bedrohlichsten Windungen sich ringelnd, Feuer und Flammen zischt. Auch ihr begegnet der Doktor mit Verachtung, er zuckt die Achsel, er lacht, er spottet darüber, daß der Höllengeist nicht in einer weit gefährlichern Gestalt zu erscheinen vermochte, und auch die Schlange kriecht in die Erde zurück. Faust erhebt sogleich mit gesteigertem Eifer seine Beschwörungen, aber diesmal schwindet plötzlich die Dunkelheit, das Zimmer erhellt sich mit unzähligen Lichtern, statt des Donnerwetters ertönt die lieblichste Tanzmusik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus einem Blumenkorb, steigt hervor eine Ballettänzerin, gekleidet im gewöhnlichen Gaze- und Trikotkostüme und umhergaukelnd in den banalsten Pirouetten.

Faust ist anfänglich darob befremdet, daß der beschworene Teufel Mephistopheles keine unheilvollere Gestalt annehmen konnte als die einer Ballettänzerin, doch zuletzt gefällt ihm diese lächelnd anmutige Erscheinung, und er macht ihr ein gravitätisches Kompliment. Mephistopheles oder vielmehr Mephistophela, wie wir nunmehr die in die Weiblichkeit übergegangene Teufelei zu nennen haben, erwidert parodierend das Kompliment des Doktors und umtänzelt ihn in der bekannten koketten Weise. Sie hält einen Zauberstab in der Hand und alles, was sie im Zimmer damit berührt, wird aufs ergötzlichste umgewandelt, doch dergestalt, daß die ursprüngliche Formation der Gegenstände nicht ganz vertilgt wird, z. B. die dunkeln Planetenbilder erleuchten sich buntfarbig von innen, aus den Pokalen mit Mißgeburten blicken die schönsten Vögel hervor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll sprießen an den Wänden hervor die kostbarsten güldenen Geräte, venetianische Spiegel, antike Basreliefs, Kunstwerke, alles chaotisch gespenstisch und dennoch glänzend schön: eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne scheint mit Faust ein Freundschaftsbündnis zu schließen, doch das Pergament, das sie ihm vorhält, die furchtbare Verschreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von ihr die übrigen höllischen Mächte zu sehen, und diese, die Fürsten der Finsternis, treten alsbald aus dem Boden hervor. Es sind Ungetüme mit Tierfratzen, fabelhafte Mischlinge des Skurrilen und Furchtbaren, die mei-

sten mit Kronen auf den Köpfen und Zeptern in den Tatzen. Faust wird denselben von der Mephistophela vorgestellt, eine Präsentation, wobei die strengste Hofetikette vorwaltet. Zeremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Majestäten ihren plumpen Reigen, doch indem Mephistophela sie mit dem Zauberstabe berührt, fallen die häßlichen Hüllen plötzlich von ihnen, und sie verwandeln sich ebenfalls in lauter zierliche Ballettänzerinnen, die in Gaze und Trikot und mit Blumengirlanden dahinflattern. Faust ergötzt sich an dieser Metamorphose, doch scheint er unter allen jenen hübschen Teufelinnen keine zu finden, die seinen Geschmack gänzlich befriedige; dieses bemerkend, schwingt Mephistophela wieder ihren Stab, und in einem schon vorher an die Wand hingezauberten Spiegel erscheint das Bildnis eines wunderschönen Weibes in Hoftracht und mit einer Herzogskrone auf dem Haupte. Sobald Faust sie erblickt, ist er wie hingerissen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden Bildnis mit allen Zeichen der Sehnsucht und Zärtlichkeit. Doch das Weib im Spiegel, welches sich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von sich ab mit hochmütigstem Naserümpfen; er kniet flehend vor ihr nieder, und sie wiederholt nur noch beleidigender ihre Gesten der Verachtung.

Der arme Doktor wendet sich hierauf mit bittenden Blicken an Mephistophela, doch diese erwidert sie mit schalkhaftem Achselzucken und sie bewegt ihren Zauberstab. Aus dem Boden taucht sogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephistophela, die ärgerlich den Kopf schüttelt, schleunigst wieder hinabsinkt in den Boden, woraus im nächsten Augenblicke ein schöner, schlanker Ballettänzer hervorspringt, welcher die banalsten Pas exekutiert. Der Tänzer naht sich dem Spiegelbilde, und indem er demselben mit der fadesten Süffisance seine buhlerischen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das schöne Weib aufs holdseligste entgegen, sie streckt die Arme nach ihm aus mit schmachtender Sehnsucht und erschöpft sich in den zärtlichsten Demonstrationen. Bei diesem Anblick gerät Faust in rasende Verzweiflung, doch Mephistophela erbarmt sich seiner und mit ihrem Zauberstab berührt sie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurücksinkt, nachdem er sich zuvor in einen Affen verwandelt und seine abgestreifte Tänzerkleidung auf dem Boden zurückgelassen

hat. Jetzt reicht Mephistophela wieder das Pergamentblatt dem Faust dar, und dieser, ohne langes Besinnen, öffnet sich eine Ader am Arme, und mit seinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er, für zeitliche irdische Genüsse, seiner himmlischen Seligkeit entsagt. Er wirft die ernste, ehrsame Doktortracht von sich und zieht den sündig bunten Flitterstaat an, den der verschwundene Tänzer am Boden zurückgelassen; bei dieser Umkleidung, die sehr ungeschickt vonstatten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps de ballet der Hölle.

Mephistophela gibt dem Faust jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunststücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichsten Effekte und Kontraste. Die teuflischen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, jede sucht auf eigene Weise die Lehre durch Beispiel zu erklären, eine wirft den armen Doktor in die Arme der andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberstabs, der die unfolgsamen Glieder allmählich gelenkig schlägt, erreicht der Lehrling der Choreographie zuletzt die höchste Fertigkeit: er tanzt ein brillantes Pas-de-deux mit Mephistophela, und zur Freude seiner Kunstgenossinnen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichsten Figuren. Nachdem er es zu dieser Virtuosität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem schönen Frauenbilde des Zauberspiegels zu erscheinen, und dieses beantwortet seine tanzende Leidenschaft mit den Gebärden der glühendsten Gegenliebe. Faust tanzt mit immer sich steigernder Seelentrunkenheit; Mephistophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberstabes wieder verschwindet, und fortgesetzt wird der höhere Tanzunterricht der altklassischen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schlosse, welches zur rechten Seite sichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgesinde, Rittern und Damen, sitzen in hohen Thronsesseln der Herzog und die Herzogin, ersterer ein steifältlicher Herr, letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches

der Zauberspiegel des ersten Akts dargestellt hat. Bemerklich ist, daß sie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Szene ist prachtvoll geschmückt zu einem Hoffeste. Es wird ein Schäferspiel aufgeführt, im ältesten Rokokogeschmacke: graziöse Fadheit und galante Unschuld. Diese süßlich gezierte Arkadientänzelei wird plötzlich unterbrochen und verscheucht durch die Ankunft des Faust und der Mephistophela, die in ihrem Tanzkostüm und mit ihrem Gefolge von dämonischen Ballettänzerinnen unter jauchzenden Fanfaren ihren Siegeseinzug halten. Faust und Mephistophela machen ihre springenden Reverenzen vor dem Fürstenpaar, doch ersterer und die Herzogin, indem sie sich näher betrachten, sind betroffen wie von freudigster Erinnerung: sie erkennen sich und wechseln zärtliche Blicke. Der Herzog scheint mit besonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephistophelas entgegenzunehmen. In einem ungestümen Pas-de-deux, welches letztere jetzt mit Faust tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürstenpaar im Auge, und während die teuflischen Tänzerinnen sie ablösen, kost Mephistophela mit dem Herzog und Faust mit der Herzogin; die überschwengliche Passion der beiden letztern wird gleichsam parodiert, indem Mephistophela den eckigen und steifleinenen Graziösitäten des Herzogs eine ironische Zimperlichkeit entgegensetzt.

Der Herzog wendet sich endlich gegen Faust und verlangt als eine Probe seiner Schwarzkunst, den verstorbenen König David zu sehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf solches allerhöchste Verlangen nimmt Faust den Zauberstab aus der Händen Mephistophelas, schwingt ihn in beschwörender Weise und aus der Erde, welche sich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, steht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, possenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt, gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen schaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polnische Juden in lang herabschlotternd schwarzseidenen Kaftan und mit hohen Pelzmützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs neue springen Faust und Mephistophela hervor z

einem glänzenden Pas-de-deux, wo der eine wieder die Herzogin und die andre wieder den Herzog mit verliebten Gebärden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, gibt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Hexensabbat. Sie ist erschrocken und will leugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt. Verschämt gestattet sie das Rendezvous. Parodistisch gebärden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab und berührt damit die eben dahinwirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungetüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus dem graziösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in den sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, gebärdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittierenden Pantomimen ihre Gegenliebe kundgibt: vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zufällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wütend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog, und auf dem Haupte desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre

Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Szene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schar von Kopf bis zu Füßen geharnischter Ritter. Indem die Höflinge sich gegen diese zu ihrer Verteidigung umwenden, fliegen Faust und Mephistophela durch die Luft davon, auf zwei schwarzen Rossen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im selben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterschar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexensabbats: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen seltsame Lampen hängen, welche die Szene erleuchten; in der Mitte ein steinernes Postament, wie ein Altar, und darauf steht ein großer schwarzer Bock mit einem schwarzen Menschenantlitz und einer brennenden Kerze zwischen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die, einander überragend, gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nämlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Akten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Szene ist bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verschiedensten Länder und Zeitalter erinnern, so daß die ganze Versammlung einem Maskenball gleicht, um so mehr, da wirklich viele darunter verlarvt und vermummt sind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieser Gestalten, so dürfen sie dennoch den Schönheitssinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenwesens wird gemildert oder verwischt durch märchenhafte Pracht und positives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, beide mit einer schwarzen Fackel in der Hand, sie verbeugen sich vor der Rückseite des Bocks, knien davor nieder und leisten das Homagium des Kusses. Unterdessen kommen neue Gäste durch die Luft geritten, auf Besenstielen, Mistgabeln, Kochlöffeln, auch

auf Wölfen und Katzen. Diese Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigster Willkommbegrüßung mischen sie sich unter die tanzenden Gruppen. Auch Ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; sie ist so entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie scheint jemanden mit Ungeduld zu suchen. Endlich erblickt sie den Ersehnten, nämlich Faust, welcher mit Mephistophela auf schwarzen Rossen zum Feste heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand, und seine Gefährtin schmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutschen Edelfräuleins. Faust und die Herzogin stürzen einander in die Arme, und ihre überschwellende Inbrunst offenbart sich in den verzücktesten Tänzen. Mephistophela hat unterdessen ebenfalls einen erwarteten Gespons gefunden, einen dürren Junker in schwarzer, spanischer Manteltracht und mit einer blutroten Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Faust und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenschaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, ist der Zweitanz der Mephistophela und ihres Partners, als Gegensatz, nur der buhlerische Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der sich selbst persiflierenden Lüsternheit. Alle vier ergreifen endlich schwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weise dem Bocke ihre Huldigung und schließen sich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermischte Gesellschaft den Altar umwirbelt. Das Eigentümliche dieser Ronde besteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen und nicht das Gesicht, welches nach außen gewendet bleibt.

Faust und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entschlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren sich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Szene. Die Ronde ist beendet, und neue Gäste treten vor den Altar und begehen dort die Adoration des Bocks; es sind gekrönte Häupter darunter, sogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geistlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen sich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkasprüngen erquicken sich die dämonischen Zuschauer auf den Bergspitzen und sie applaudieren mit lang hervorgestreckten Tatzen. Faust und die Herzogin kommen wieder zum Vorschein, doch sein Antlitz ist

verstört, und verdrossen wendet er sich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüstigsten Karessen verfolgt. Er gibt ihr seinen Überdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weise zu erkennen. Vergebens stürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er stößt sie mit Abscheu zurück. In diesem Augenblicke erscheinen drei Mohren in goldnen Wappenröcken, worauf lauter schwarze Böcke gestickt sind; sie bringen der Herzogin den Befehl, sich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meister Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeschleppt. Man sieht im Hintergrunde, wie der Bock von seinem Postamente herabsteigt und, nach einigen sonderbaren Komplimentierungen, mit der Herzogin ein Menuett tanzt. Langsam gemessene zeremoniöse Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübsinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blasierten Fürsten; in allen Zügen der Herzogin verrät sich die trostloseste Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes steigt der Bock wieder auf sein Postament; die Damen, welche diesem Schauspiel zugesehen, nahen sich der Herzogin mit Knicks und Huldigung und ziehen dieselbe mit sich fort. Faust ist im Vordergrunde stehen geblieben, und während er jenem Menuett zuschaut, erscheint wieder an seiner Seite Mephistophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Faust auf die Herzogin und scheint in betreff derselben etwas Entsetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt seinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor sich sehe, ob all dem gotischen Wuste, der nur eine plump schnöde Verhöhnung der kirchlichen Aszetik, ihm aber ebenso unerquicklich sei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnsucht nach dem Reinschönen, nach griechischer Harmonie, nach den uneigennützig edlen Gestalten der Homerischen Frühlingswelt! Mephistophela versteht ihn, und mit ihrem Zauberstab den Boden berührend, läßt sie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorsteigen und sogleich wieder verschwinden. Das ist es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürstende Herz des Doktors begehrte; er gibt seine volle Begeisterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephistophela erscheinen wieder die magischen Rosse, worauf beide davonfliegen. In demselben Momente erscheint die Herzogin wieder auf der Szene; sie bemerkt die Flucht des Geliebten, gerät in die unsinnigste Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande wird sie von einigen wüsten Gestalten auf-

gehoben und mit Scherz und Possen, wie im Triumphe, umhergetragen. Wieder Hexenronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgelchoral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmusik ist. Alles drängt sich zum Altar, wo der schwarze Bock in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft burlesken Freveltöne der Satansmesse.

Vierter Akt.

Eine Insel im Archipel. Ein Stück Meer, smaragdfarbig glänzend, ist links sichtbar und scheidet sich lieblich ab von dem Turkoisenblau des Himmels, dessen sonniges Tageslicht eine ideale Landschaft überstrahlt: Vegetation und Architekturen sind hier so griechisch schön, wie sie der Dichter der Odyssee einst geträumt. Pinien, Lorbeerbüsche, in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvasen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumengirlanden umwunden; kristallene Wasserfälle; zur rechten Seite der Szene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorschimmert; und das alles belebt von blühenden Menschen, die Jünglinge in weißen Festgewanden, die Jungfrauen in leichtgeschürzter Nymphentracht, ihre Häupter geschmückt mit Rosen oder Myrten, und teils in einzelnen Gruppen sich erlustigend, teils auch in zeremoniösen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienste derselben beschäftigt. Alles atmet hier griechische Heiterkeit, ambrosischen Götterfrieden, klassische Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenseits, an mystische Wollust- und Angstschauer, an überirdische Ekstase eines Geistes, der sich von der Körperlichkeit emanzipiert: hier ist alles reale plastische Seligkeit ohne retrospektive Wehmut, ohne ihnende leere Sehnsucht. Die Königin dieser Insel ist Helena von Sparta, die schönste Frau der Poesie, und sie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venustempel: Tanz und Posituren, im Einklang mit der Umgebung, gemessen, keusch und zierlich.

In diese Welt brechen plötzlich herein Faust und Mephistopheles, auf ihren schwarzen Rossen durch die Lüfte herabflie-

gend. Sie sind wie befreit von einem düstern Alpdruck, von einer schnöden Krankheit, von einem tristen Wahnsinn, und erquicken sich beide an diesem Anblick des Urschönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gastlich entgegen, bieten ihnen Speise und Trank in kostbar ziselierten Geräten, und laden sie ein bei ihnen zu wohnen auf der stillen Insel des Glücks. Faust und seine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und alle, einen Festzug bildend, begeben sich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doktor und Mephistophela ihre mittelalterlich romantische Kleidung gegen einfach herrliche griechische Gewänder vertauschen; in solcher Umwandlung wieder mit der Helena auf die Vorderszene tretend, tragieren sie irgendeinen mythologischen Dreitanz.

Faust und Helena lassen sich endlich nieder auf einen Thron zur rechten Seite der Szene, während Mephistophela, einen Thyrsus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelassensten Posituren einherspringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beispiel dieser Lust, sie reißen die Rosen und Myrten von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfesselten Locken, und mit flatternden Haaren und geschwungenen Thyrsen taumeln sie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen sich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich rasenden Mädchen und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegerischen Pantomimen, welche von den alten Autoren so wohlgefällig beschrieben sind.

In dieser heroischen Pastorale mag auch eine antike Humoreske eingeschaltet werden, nämlich eine Schar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieses artige Spiel wird aber plötzlich gestört: die erschreckten Liebesbübchen werfen sich rasch auf ihre Reitschwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Faust und Helena ruhig sitzen. Sie scheint jenem die wahnsinnigsten Vorwürfe zu machen und diese zu bedrohen. Mephistophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena sich ebenfalls wieder tanzend beigesellen, so daß diese Freudenchöre mit dem Zorn der Herzogin gleichsam verhöhnend kontrastieren. Letztere kann sich zu

letzt vor Wut nicht mehr lassen, sie schwingt den Zauberstab, den sie in der Hand hält, und scheint diese Bewegung mit den entsetzlichsten Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel, Blitz und Donnerschlag, das Meer flutet stürmisch empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena sitzt als eine fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Faust; die tanzenden Frauenzimmer sind ebenfalls nur noch knöcherne Gespenster, gehüllt in weiße Tücher, die über den Kopf hängend nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darstellt, und in dieser Gestalt setzen sie ihre heitern Tanzposituren und Ronden fort, als wäre gar nichts passiert, und sie scheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Faust ist aber bei diesem Begebnis, wo all sein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eifersüchtigen Hexe, aufs höchste gegen dieselbe erbost; er springt vom Thron herab, mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Brust der Herzogin.

Mephistophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, sie treibt den Faust angstvoll an, sich schnell aufzuschwingen, und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdessen immer höher; es überschwemmt allmählich Menschen und Monumente, nur die tanzenden Lamien scheinen nichts davon zu merken, und bei heitern Tamburinklängen tanzen sie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Insel gleichsam im Wasser versinkt. Über das sturmgepeitschte Meer, hoch oben in der Luft, sieht man Faust und Mephistophela auf ihren schwarzen Gäulen dahinjagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gotisches Portal im Hintergrunde sichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geschnittene Lindenbäume; unter denselben links sitzen zechende und schmausende Bürgersleute, gekleidet in der niederländischen

Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Unfern sieht man auch mit Armbrüsten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel schießen. Überall Kirmesjubel: Schaubuden, Musikanten, Puppenspiel, umherspringende Pickelheringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Szene ein Rasenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel ist herabgeschossen, und der Sieger hält als Schützenkönig seinen Triumphzug. Eine feiste Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech, und solchermaßen mit Geklingel und Gerassel einherstolzierend. Vor ihm marschieren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligsten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätisch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeister und seiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebst ihrem Töchterlein unter den Linden sitzen, wird die Fahne geschwenkt und neigen sich respektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwidern die Salutation, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländischen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenstöße ertönen, und auf einem hohen, mit Laubwerk geschmückten Karren, der von zwei schwarzen Gäulen gezogen wird, erscheint der hochgelahrte Doktor Faust in scharlachrotem und goldbetreßtem Quacksalberkostüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, schreitet Mephistophela, ebenfalls in grell marktschreierischem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf sie zuweilen Fanfaren bläst, während sie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt sich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen bare Bezahlung austeilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er tut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davonfährt, und verteilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole

verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas-de-deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umherdreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmütigen, fast schüchternen Gebärden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Eltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne gibt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymeneen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stilleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmutgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchturms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Gebärden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen, ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Szene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt sie, als plötzlich, auf Mephistophelas Beschwörung, ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauschen beginnen, ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenspektakel auf der Szene kontrastiert. Auch Faust hat sich wie die andern in den Schoß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephistophela, mit boshaft triumphierender Miene, aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einst mit seinem Blute unterzeichnet hat; sie zeigt ihm, daß die Zeit des Kon-

traktes verflossen sei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Faust allerlei Einwendungen, vergebens legt er sich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimassen der Verhöhnung. Es öffnet sich der Boden, und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürsten, die gekrönten und zeptertragenden Ungetüme. In jubelnder Ronde verspotten sie ebenfalls den armen Doktor, den Mephistophela, die endlich sich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umschlingung erdrosselt. Die ganze Gruppe versinkt unter Flammengeprassel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, christlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

To

Lumley, Esquire,

Director of the Theatre of Her Majesty the Queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagnis überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballette einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe, und gar in seinem größten Meisterwerke, behandelt hat. Wäre es aber schon gefährlich genug, bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Dichter zu wetteifern, wieviel halsbrechender müßte das Unternehmen sein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der Tat, Wolfgang Goethe hatte, um seine Gedanken auszusprechen, das ganze Arsenal der redenden Künste zu seiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemütswelt, Zauberssprüche, die im Leben längst verhallt, gleichsam als Echo in den Reimen des Goetheschen Gedichtes widerklingen und des Lesers Phantasie so wunderbar aufregen! Wie kümmerlich da-

gegen sind die Mittel, womit ich Ärmster ausgerüstet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erscheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein magres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen sich gehaben und gebärden sollen, und wie ich mir dabei die Musik und die Dekorationen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Faustus zu dichten in der Form eines Balletts, rivalisierend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen und zur Bearbeitung desselben sein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen gestellt ward, binnen welchen ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darstellungsmittel konnte ich leider nicht überschreiten, aber innerhalb derselben habe ich geleistet, was ein braver Mann zu leisten vermag, und ich habe wenigstens einem Verdienste nachgestrebt, dessen sich Goethe keineswegs rühmen darf: in seinem Faustgedichte nämlich vermissen wir durchgängig das treue Festhalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiste, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein solcher blieb Goethe bis an sein seliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat sich in dieser Beziehung einer Willkür schuldig gemacht, die auch ästhetisch verdammenswert war und die sich zuletzt an dem Dichter selbst gerächt hat. Ja, die Mängel seines Gedichts entsprangen aus dieser Versündigung, denn, indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutschen Volksbewußtsein lebte, konnte er das Werk nach dem neu ersonnenen ungläubigen Bauriß nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Teil des Faustes, welcher vierzig Jahre später erschien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In diesem zweiten Teile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er schickt ihn nicht zur Hölle, sondern läßt ihn triumphierend einziehen ins Himmelreich, unter dem Geleite tanzender Englein, katholischer Amoretten, und das schauerliche Teufelsbündnis, das unsern Vätern soviel haarsträubendes Entsetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farce, — ich hätte fast gesagt wie ein Ballett.

Mein Ballett enthält das Wesentlichste der alten Sage vom Doktor Faustus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatischen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewissenhaft an den vorhandenen Traditionen, wie ich sie zunächst vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenspielen, die ich in meiner Kindheit tragieren sah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, sind keineswegs gleichlautend. Die meisten sind willkürlich zusammengestoppelt aus zwei ältern großen Werken über Faust, die, nebst den sogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten sind. Diese Bücher sind in solcher Beziehung zu wichtig, als daß ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müßte. Das älteste dieser Bücher über Faust ist 1587 zu Frankfurt erschienen bei Johann Spies, der es nicht bloß gedruckt, sondern abgefaßt zu haben scheint, obgleich er in einer Zueignung an seine Gönner sagt, daß er das Manuskript von einem Freunde aus Speier erhalten. Dieses alte Frankfurter Faustbuch ist weit poetischer, weit tiefsinniger und weit symbolischer abgefaßt, als das andere Faustbuch, welches Georg Rudolph Widman geschrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletischen Betrachtungen durchwässert und mit gravitätischen Gelehrsamkeiten gespickt ist. Das bessere Buch ward dadurch verdrängt und versank schier in Vergessenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteste Verwarnung gegen Teufelsbündnisse, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Faustsage, die sogenannten Höllenzwänge, sind Geisterbeschwörungsbücher, die zum Teil in lateinischer, zum Teil in deutscher Sprache abgefaßt und dem Doktor Faust selbst zugeschrieben sind. Sie sind sehr wunderlich voneinander abweichend und kursieren auch unter verschiedenen Titeln. Der famoseste der Höllenzwänge ist „der Meergeist" genannt; seinen Namen flüsterte man nur mit Zittern, und das Manuskript lag in den Klosterbibliotheken mit einer eisernen Kette angeschlossen. Dieses Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskretion im Jahr 1692 zu Amsterdam bei Holbek in dem Kohlsteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entstanden sind, benutzten auch mitunter ein ebenso merkwürdi-

ges Opus über Doktor Fausts zauberkundigen Famulus, der Christoph Wagner geheißen, und dessen Abenteuer und Schwänke nicht selten seinem berühmten Lehrer zugeschrieben werden. Der Verfasser, der sein Werk 1594, angeblich nach einem spanischen Originale, herausgab, nennt sich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spanischen übersetzt, was ich aber bezweifle, so ist hier eine Spur, woraus sich die merkwürdige Übereinstimmung der Faustsage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Faust gegeben? Wie manchen andern Wundertäter, hat man auch den Faust für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewissermaßen noch schlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamiert, und sie behaupten, er sei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es ist wahr, nach frühesten Nachrichten über Faust hat derselbe auf der Universität zu Krakau die Zauberkunst studiert, wo sie öffentlich gelehrt ward, als freie Wissenschaft, was sehr merkwürdig; es ist auch wahr, daß die Polen damals große Hexenmeister gewesen, was sie heutzutage nicht sind: aber unser Doktor Johannes Faustus ist eine so grundehrliche, wahrheitliche, tiefsinnig naive, nach dem Wesen der Dinge lechzende und selbst in der Sinnlichkeit so gelehrte Natur, daß er nur eine Fabel oder ein Deutscher sein konnte. Es ist aber an seiner Existenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigsten Personen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenwesen geschrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luthers, sowie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimnissen sich abgab und daher, beiläufig gesagt, vielleicht aus Handwerksneid den Faust herabzuwürdigen und ihn als einen unwissenden Marktschreier darzustellen suchte. Nach den eben erwähnten Zeugnissen von Wierus und Melanchthon war Faust gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß die oben erwähnten Hauptbücher über Faust voneinander abweichen in der Angabe seines Geburtsorts. Nach der ältern Frankfurter Version ist er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Version von Widman heißt es hingegen: „Faustus ist gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt und haben seine

Ältern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute."

In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und ehrenvesten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beschäftige, finde ich Gelegenheit, bis zur Evidenz zu beweisen, daß der wahre historische Faust kein anderer ist, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktschreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott und die Welt beseselt habe. Der Umstand, daß derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Tritheim schickte, sich Faustus junior nannte, verleitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens gegeben. Das Beiwort „junior" soll aber hier nur bedeuten, daß der Faust einen Vater oder älteren Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre es z. B., wenn ich unserm heutigen Calmonius das Epithet „junior" beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Friedrichs des Großen und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee seinem Hause vorbeimarschiert sei und, vor seinem Fenster stillehaltend, zu ihm hinaufgerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe jetzt in den Siebenjährigen Krieg und ich hoffe Ihn einst gesund wiederzusehen!"

Viel verbreitet im Volke ist der Irrtum, unser Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrtum ist bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identifizierte die Personen, weil es ahnte, daß die Denkweise, die der Schwarzkünstler repräsentiert, in der Erfindung des Buchdrucks das furchtbarste Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwischen beiden entstanden. Jene Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entschädigung dort oben für die Entsagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete. Faust fängt an zu denken, seine gottlose Vernunft empört sich gegen den heiligen Glauben seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wissenschaft, nach weltlicher Macht, nach

irdischer Lust, er will wissen, können und genießen, — und, um die symbolische Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf seine himmlische Seligkeit und huldigt dem Satan und dessen irdischen Herrlichkeiten. Diese Revolte und ihre Doktrin ward nun eben durch die Buchdruckerkunst so zauberhaft gewaltig gefördert, daß sie im Laufe der Zeit nicht bloß hochgebildete Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Faustus deshalb einen so geheimnisvollen Reiz für unsre Zeitgenossen, weil sie hier so naiv faßlich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und Vernunft, zwischen Glauben und Denken, zwischen demütigem Entsagen und frecher Genußsucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt, wie den armen Doktor aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unser Schwarzkünstler wird in der Sage nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identifiziert. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen, wo wir den Faust immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als sein Domizil bezeichnen. Es ist tief bedeutsam, daß hier der Wohnort des Faustes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenspiele, deren ich abermals erwähne, sind nie im Druck erschienen und erst jüngst hat einer meiner Freunde nach den handschriftlichen Texten ein solches Opus herausgegeben. Dieser Freund ist Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Universität zu Bonn die Schlegelschen Kollegien über deutsche Altertumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausstach und sich solchermaßen in den Hilfswissenschaften perfektionierte, die ihm später zustatten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenspiels. Mit Geist und Takt restaurierte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komischen Person bezeugt, daß er auch über deutsche Hanswürste, wahrscheinlich ebenfalls im Kollegium A. W. Schlegels zu Bonn, die besten Studien gemacht hat. Wie köstlich ist der Anfang des Stücks, wo Faust allein im Studierzimmer bei seinen Büchern sitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich allerorten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medizin, alles umsunst,
Kein Heil als in der nekromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu zitieren,
Muß ich mich in der Magie informieren.

Die hierauf folgende Szene enthält hochpoetische und tiefergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären und auch wirklich größern dramatischen Dichtungen entlehnt sind. Diese Dichtungen sind zunächst der Faust von Marlow, ein geniales Meisterwerk, dem augenscheinlich die Puppenspiele nicht bloß in bezug auf den Inhalt, sondern auch in betreff der Form nachgeahmt sind. Marlows Faust mag auch andern englischen Dichtern seiner Zeit bei der Behandlung desselben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus solchen Stücken sind dann wieder in die Puppenspiele übergegangen. Solche englische Faustkomödien sind wahrscheinlich später ins Deutsche übersetzt und von den sogenannten englischen Komödianten gespielt worden, die auch schon die besten Shakspearschen Werke auf deutschen Brettern tragierten. Nur das Repertoire jener englischen Komödiantengesellschaft ist uns notdürftig überliefert, die Stücke selbst, die nie gedruckt wurden sind jedoch verschollen und erhielten sich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigsten Ranges So erinnere ich mich selbst, daß ich zweimal von solchen Kunstvagabonden das Leben des Fausts spielen sah, und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, sondern wahrscheinlich nach Fragmenten alter, längst verschollener Schauspiele. Das erste dieser Stücke sah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge zwischen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die zitierten Teufel erschienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fausts: „Seid ihr Männer oder Weiber?" antworteten

sie: „Wir haben kein Geschlecht.“ Faust fragt ferner, wie sie eigentlich aussähen unter ihrer grauen Hülle? und sie erwidern: „Wir haben keine Gestalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, worin du uns zu erblicken wünschest; wir werden immer aussehen wie deine Gedanken.“ Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntnis und Genuß aller Dinge versprochen wird, erkundigt sich Faust zunächst nach der Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er: daß es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Klima wohl auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmut, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältnis mit der Signora Lukrezia, der berühmtesten Kurtisane von Venedig: er verläßt sie aber verräterisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heiraten will. Die verzweifelnde Lukrezia sucht Rat bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukrezia reist nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt, der schönen Herzogstochter die Hand reichen will, um sie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger, und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge des Faust in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, schlottrigen Leib, den jetzt nur noch schäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er sich solcherweise verändert oder vielmehr, daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerstörnis offenbaren, die sie seit zwanzig Jahren erlitten, während höllisches Blendwerk dieselbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menschen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgesinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzessin ausruft: schafft mir den alten Bettler aus den Augen! da hält ihm die ver-

mummte Lukrezia schadenfroh einen Spiegel vor, er sieht darin mit Beschämung seine wirkliche Gestalt und wird von der frechen Dienerschaft zur Tür hinausgetreten wie ein räudiger Hund. —

Das andere Faustdrama, dessen ich oben erwähnt, sah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannöverschen Flecken. Auf freier Wiese war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daß am hellen Tage gespielt ward, wirkte die Beschwörungsszene hinlänglich schauervoll. Der Dämon, welcher erschien, nannte sich nicht Mephistopheles, sondern Astaroth, ein Name, welcher ursprünglich vielleicht identisch ist mit dem Namen der Astarte, obgleich letztere in den Geheimschriften der Magiker für die Gattin des Astaroths gehalten wird. Diese Astarte wird in jenen Schriften dargestellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie sie denn wirklich einst in Phönizien als eine Mondgöttin verehrt und deshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon der Weise, hat sie jedoch heimlich angebetet, und Byron hat in seinem Faust, den er Manfred nannte, sie gefeiert. In den Puppenspiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch wodurch Faust verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Faust seine Beschwörung mit der Klage, er sei so arm, daß er immer zu Fuße laufen müsse und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle sich dem Teufel verschreiben, um ein Pferd und eine schöne Prinzessin zu bekommen. Der beschworene Teufel erscheint zuerst in der Gestalt verschiedener Tiere eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen, doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: du mußt bösartiger aussehen um mir Schrecken einzuflößen. Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe, brüllend, quaerens quem devoret — auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muß sich mit eingekniffenem Schweife in die Kulissen zurückziehen und kehrt wieder als eine riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug," sagt Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen roten Mantel. Faust gibt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Ro

mantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und mekkert und zischt die Natur aller andern Tiere, er ist so unflätig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Kompositum der ganzen Animalität."

Die sonderbare Übereinstimmung dieser alten Komödiantentirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphilosophie, wie sie besonders Oken entwickelt, frappierte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. „Ich will keine Kopfabschneiderin," antwortet jener. „Willst du die Kleopatra?" fragt alsdann der Geist. „Auch diese nicht," erwidert Faust, „sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruinieren können; sie säuft Perlen." „So rekommandiere ich dir die schöne Helena von Sparta," spricht lächelnd der Geist und setzt ironisch hinzu: „mit dieser Person kannst du Griechisch sprechen." Der gelehrte Doktor ist entzückt über diese Proposition und fordert jetzt, daß der Geist ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zusage geht er ab mit dem Geiste, und beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorschein, und zwar auf zwei hohen Rossen. Sie werfen ihre Mäntel von sich, und Faust sowohl als Astaroth sehen mir jetzt im glänzendsten Flitterstaate englischer Reiter die erstaunlichsten Reitkunststücke verrichten, angestaunt von den versammelten Roßkämmen, die mit hannöverisch roten Gesichtern im Kreise umherstanden und vor Entzücken auf ihre gelbleder- en Hosen schlugen, daß es klatschte, wie ich noch nie bei einer dramatischen Vorstellung klatschen hörte. Astaroth ritt aber wirklich allerliebst und war ein schlankes, hübsches Mädchen mit den größten, schwarzen Augen der Hölle. Auch Faust war ein schmucker Bursche in seinem brillanten Reiterkostüme und er ritt besser als alle anderen deutschen Doktoren, die ich jemals zu Pferde gesehen. Er jagte mit Astaroth um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll ist die Erscheinung der schönen He-

lena in der Sage vom Doktor Faust. Sie charakterisiert zunächst die Epoche, in welcher dieselbe entstanden und gibt uns wohl den geheimsten Aufschluß über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmut und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung macht, ist eben Griechenland und das Hellenentum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht, wie beschworen durch Zaubersprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zaubersprüche enthielt, hieß Homeros, und dieses war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen köderte und verführte. Faust, sowohl der historische als der sagenhafte, war einer jener Humanisten, welche das Griechentum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmsten Prälaten dem Kultus der alten Götter anhingen und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Constantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidentums mit der Würde eines Oberhauptes der christlichen Kirche kumulierte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder besser gesagt der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüte und Herrschaft gelangen, als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegen trat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, daß die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch altkatholische Askese die eigentliche Idee der Faustsage ist: so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüte der Denker zunächst dadurch entstanden ist, daß dieselben plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wurden, daß sie den Homer lasen, sowie auch die Originalwerke von Plato und Aristoteles. In dies

beiden hat Faust, wie die Tradition ausdrücklich erzählt, sich so sehr vertieft, daß er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren, so würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esra mit dem Alten Testamente getan. Wie tief Faust in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daß er den Studenten, die bei ihm ein Kollegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Krieges in Person vorzuzaubern wußte. In derselben Weise beschwor er ein andermal, zur Unterhaltung seiner Gäste, eben die schöne Helena, die er später für sich selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie das ältere Faustbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht diese Geschichten und der Verfasser äußert sich mit den Worten:

„Ich mag dem christlichen Leser nicht fürenthalten, daß ich in diesem Orte etliche Historien von D. Johanne Fausto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen christlichen Ursachen nicht habe hierhersetzen wollen, als, daß ihn der Teufel noch fortan vom Ehestand abgehalten, und in sein höllisches, abscheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beischläferin zugeordnet hat, die ihm auch fürs erste ein schreckliches Monstrum, und darnach einen Sohn mit Namen Justum geboren."

Die zwei Stellen im älteren Faustbuch, welche sich auf die schöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unversehens wieder in D. Fausti Behausung zum Nachtessen, brachten ihr Essen und Trank mit sich, welches angenehme Gäste waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tisch von schönen Weibsbildern geredet, da einer unter ihnen anfing, daß er kein Weibsbild lieber sehen wollte, als die schöne Helenam aus Graecia, derowegen die schöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, sie müßte schön gewesen sein, weil sie so oft geraubt worden, und wodurch solche Empörung entstanden wäre. Weil ihr nun so begierig seid, die schöne Gestalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Castoris und Pollucis Schwester (welche die Schönste in Graecia gewesen sein soll), zu sehen, will ich euch dieselbe fürstellen, damit ihr persönlich ihren Geist in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sehen sollt, dergleichen ich auch Kaiser Carolo Quinto auf sein Begehren, mit Fürstellung Kaiser Alexandri

Magni und seiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbo
D. Faustus, daß keiner nichts reden sollte, noch vom Tisch
aufstehen, oder sie zu empfahen sich anmaßen, und geht zu
Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Köni
gin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß die Stu
denten nicht wußten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht,
verwirrt und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien i
einem köstlichen schwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie he
abhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, au
so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit schi
nen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit eine
runden Köpflein, ihre Lefzen rot wie Kirschen, mit einem kle
nen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rote Bäc
lein wie ein Röslein, ein überaus schön gleisend Angesicht, ei
länglichte aufgerichtete grade Person. In Summa, es w
an ihr kein Untädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben
der Stube um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß d
Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden, weil sie
aber für einen Geist achteten, verginge ihnen solche Brun
leichtlich, und ging also Helena mit D. Fausto wiederum z
Stube hinaus. Als die Studenten solches alles gesehen, bat
sie D. Faustum, er solle ihnen soviel zu Gefallen tun und
morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler n
sich bringen, der sollte sie abkonterfeien, welches ihnen aber
Faustus abschlug und sagte, daß er ihren Geist nicht allez
erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Konterfei davon
kommen lassen, welches sie, die Studenten, abreißen las
möchten, was dann auch geschah, und welches die Maler h
nach weit hin und wieder schickten, denn es war eine sehr he
liche Gestalt eines Weibsbildes. Wer aber solches Gemä
dem Fausto abgerissen, hat man nicht erfahren können.
Studenten aber, als sie zu Bett gekommen, haben wegen
Gestalt und Form, so sie sichtbarlich gesehen, nicht schla
können. Hieraus ist dann zu sehen, daß der Teufel oft die M
schen in Liebe entzündet und verblendet, daß man ins Hur
leben gerät, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen i

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Faustus seines Fleisches Lüsten
nugsam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwac
die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten

weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Mor-
gens seinen Geist anmahnt, er sollte ihm die Helenam dar-
stellen, die seine Konkubine sein möchte, was auch geschah, und
diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, wie er sie den Studen-
ten erweckt hat, mit lieblichem und holdseligem Anblicken. Als
nun D. Faustus solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen
gefangen, daß er mit ihr anfing zu buhlen, und sie für sein
Schlafweib bei sich behielt, die er so lieb gewann, daß er schier
keinen Augenblick von ihr sein konnte, wurde also im letzten
Jahre schwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, des-
sen sich Faustus heftig freute und ihn Justum Faustum nannte.
Dies Kind erzählet D. Fausto viel zukünftige Dinge, die in
allen Ländern sollten geschehen. Als er aber hernach um sein
Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meisten Volksbücher über Faust aus dem Widman-
schen Werke entstanden, so geschieht darin von der schönen He-
lena nur kärgliche Erwähnung, und ihre Bedeutsamkeit konnte
nicht übersehen werden. Auch Goethe übersah sie anfänglich,
wenn er überhaupt, als er den ersten Teil des Faust schrieb,
eine Volksbücher kannte und nicht bloß in den Puppenspielen
schöpfte. Erst vier Dezennien später, als er den zweiten Teil
vom Faust dichtete, läßt er darin auch die Helena auftreten,
und in der Tat, er behandelte sie con amore. Es ist das Beste
oder vielmehr das einzig Gute in besagtem zweiten Teile, in
dieser allegorischen und labyrinthischen Wildnis, wo jedoch plötz-
lich, auf erhabenem Postamente, ein wunderbar vollendetes
griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen
Augen so heidengöttlich liebreizend anblickt, daß uns fast weh-
mütig zu Sinne wird. Es ist die kostbarste Statue, welche je-
mals das Goethesche Atelier verlassen, und man sollte kaum
glauben, daß eine Greisenhand sie gemeiselt. Sie ist aber auch
viel mehr ein Werk des ruhig besonnenen Bildens, als eine
Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe
sie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebensowenig wie
bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten, ich möchte fast
sagen bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch diese besaßen
mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöp-
fungsfülle, mehr gestaltende Begabnis als Einbildungskraft, ja,
ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie.

Sie werden, teuerster Freund, nach obigen Andeutungen

leicht begreifen, warum ich der schönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballette gewidmet habe. Die Insel, wohin ich sie versetzt, ist übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten sie schon längst entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, besonders des Pausanias und des Plinius, lag sie im Pontus Euxinus, ungefähr bei der Mündung der Donau, und sie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der sich darauf befand. Er selbst, hieß es, der aus dem Grab erstandene Pelide, wandle dort umher in Gesellschaft der andern Berühmtheiten des trojanischen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldentum und Schönheit müssen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmütige Dichter entreißen sie der Gruft und bringen sie rettend nach irgendeiner glückseligen Insel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Teil des Goetheschen Faustes etwas mürrisch abgeurteilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden, um meine ganze Bewunderung auszusprechen über die Art und Weise, wie die schöne Helena darin behandelt ist. Hier blieb Goethe auch dem Geiste der Sage getreu, was leider, wie ich schon bemerkt, so selten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieser Beziehung hat sich am meisten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephistopheles hat nicht die mindeste innere Verwandtschaft mit dem wahren „Mephistophiles", wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier bestärkt sich meine Vermutung, daß Goethe letztere nicht kannte, als er den ersten Teil des Faustes schrieb. Er hätte sonst in keiner so säuisch spaßhaften, so zynisch skurrilen Maske den Mephistopheles erscheinen lassen. Dieser ist kein gewöhnlicher Höllenlump, er ist ein „subtiler Geist", wie er sich selbst nennt, sehr vornehm und nobel und hochgestellt in der unterweltlichen Hierarchie, im höllischen Gouvernemente wo er einer jener Staatsmänner ist, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Gestalt, die seiner Würde angemessen. Verwandelte sich doch der Teufel immer am liebsten in ein schönes Frauenzimmer, und im älteren Faustbuche weiß auch Mephistopheles den armen Doktor in dieser Gestalt zu kirren, wenn den Ärmsten manchmal fromme Skrupel überschlichen. Das alte Faustbuch erzählt ganz naiv

„Wenn der Faust allein war, und dem Wort Gottes nachdenken wollte, schmücket sich der Teuffel in Gestalt einer schönen Frauwen für ihn, hälset ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, also daß er des Göttlichen Worts bald vergaß, und in Wind schlug, und in seinem bösen Fürhaben fortfuhr."

Indem ich den Teufel und seine Gesellen als Tänzerinnen erscheinen lasse, bin ich der Tradition treuer geblieben als Sie vermuten. Daß es zur Zeit des Doktor Faust schon Corps de ballets von Teufeln gegeben hat, ist keine Fiktion Ihres Freundes, sondern es ist eine Tatsache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Christoph Wagner, welcher Fausts Schüler war, beweisen kann. In dem sechzehnten Kapitel dieses alten Buches lesen wir, daß der arge Sünder ein Gastgelag in Wien gab, wo die Teufel, in Frauenzimmergestalt, mit Saitenspielen die schönste und lieblichste Musik machten und andre Teufel „allerlei seltsame und unzüchtige Tänze tanzten". Auch in Affengestalt tanzten sie bei dieser Gelegenheit, und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten französische Ballette, wie jetzt die Leute in Welschland, Frankreich und Deutschland zu tun pflegen, sprungen und hüpften sehr wohl, daß sich männiglich verwunderte." Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geist angehörte, zeigte sich gewöhnlich in der Gestalt eines Affen. Er debütiert ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beschwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch, und da heißt es: „der sprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer hundert."

Ich kann hier, liebster Freund, der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillard-tanzen" versteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt ist und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daß oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor sagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardischen Volta, einem welschen Tanze, wo man einander an schamigen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich ist gebracht worden, mag

man auch wohl sagen, daß zu dem, daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher unflätiger Gebärden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage, daß unzählig viel Morde und Mißgeburten daraus entstehen. Welches wahrlich bei einer wohlbestellten Polizei ist wahrzunehmen und aufs allerschärfste zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen hasset, so hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle die tanzend und springend zu machen, die sie mit einer eisernen Gerte oder Rute, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat sie der Richter gespottet und gesagt, sie werden sie nicht mögen umbringen; hat deshalb der Übeltat nie keine Reue gehabt."

Sie sehen aus dieser Zitation, liebster Freund, erstens, was die Gaillarde ist, und zweitens, daß der Teufel die Tanzkunst aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Ärgernis zu geben. Daß er gar die fromme Stadt Genf, das kalvinistische Jerusalem, mit seiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, das war der Gipfel seiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie sich alle diese kleinen Genfer Heiligen, alle diese gottesfürchtigen Uhrmacher, alle diese Auserwählten des Herrn, alle diese tugendhaften Erzieherinnen, diese steifen, eckigen Prediger- und Schulmeisterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geschichte muß wahr sein, denn ich erinnere mich, sie auch in der Daemonomania des Bodinus gelesen zu haben, und ich hätte nicht übel Lust, sie zu einem Ballette zu bearbeiten, betitelt: das tanzende Genf!

Der Teufel ist ein großer Tanzkünstler, wie Sie sehen, und es darf wahrlich niemanden wundern, wenn er in der Gestalt einer Tänzerin sich einem verehrungswerten Publiko präsentiert. Eine minder natürliche, aber sehr tiefsinnige Metamorphose ist es, daß sich im älteren Faustbuche der Mephistopheles in ein geflügeltes Roß verwandelt und auf seinem Rükken den Faust nach allen Ländern und Orten brachte, wohin dessen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geist hat hier nicht bloß die Geschwindigkeit des Gedankens, sondern auch die Macht der Poesie; er ist hier ganz eigentlich der Pegasus, der den Faust zu allen Herrlichkeiten und Genüssen dieser Erde hinträgt, in der kürzesten Frist. Er bringt ihn im Nu nach Konstantinopel, und zwar direkt in den Harem des Großtürken wo Faust unter den erstaunten Odalisken, die ihn für den Got

Mahomet hielten, sich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom, und hier direkt in den Vatikan, wo Faust, unsichtbar allen Augen, dem Papste seine besten Gerichte und Getränke vor der Nase wegstibitzt und sich selber zu Gemüte führt; manchmal lacht er laut auf, so daß der Papst, der sich im Zimmer allein glaubte, innerlich erschrak. Eine Animosität gegen Papsttum und katholische Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Faustsage. In dieser Beziehung ist es auch charakteristisch, daß Faust, nach den ersten Beschwörungen, dem Mephistopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinfüro, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franziskaners zu erscheinen. In dieser Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher (nicht die Puppenspiele), zumal, wenn er mit Faust über Religionsthemata disputiert. Hier weht der Atem der Reformationszeit.

Mephistopheles hat nicht bloß keine wirkliche Gestalt, sondern er ist auch unter keiner bestimmten Gestalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenspiegel, dieses personifizierte Gelächter, in der derben Figur eines deutschen Handwerksburschen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, dessen weiße Haare an der Spitze wie verjüngt wieder schwarz geworden. Mephistopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinierte Bildung wie andere Geister, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erscheint, oder wie der Teufel Marbuel, der sich ausdrücklich in der Gestalt eines zehnjährigen Knaben präsentiert.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu lassen, daß ich es ganz dem Belieben Ihres Maschinisten überlasse, ob er den Faust nebst seinem höllischen Gesellen auf zwei Pferden oder beide in einen großen Zaubermantel gehüllt, durch die Lüfte reisen lassen will. Der Zaubermantel ist volkstümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbat fahren, müssen wir jedoch reiten lassen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräte oder Untier. Die deutsche Hexe bedient sich gewöhnlich des Besenstiels, den sie mit derselben Zauberſalbe bestreicht, womit sie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr höllischer Galan etwa in Person sie abzuholen, so sitzt er vorne und sie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die französischen Hexen sagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!“ während sie sich einsalben.

„Oben hinaus und nirgends an!" ist der Spruch der deutschen Besenreiterinnen, wenn sie zum Schornstein hinausfliegen. Sie wissen es so einzurichten, daß sie sich in den Lüften begegnen und rottenweis zum Sabbat anlangen. Da die Hexen, eben so wie die Feen, das christliche Glockengeläute aus tiefstem Herzen hassen, so pflegen sie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn sie einem Kirchturm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgendeinen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch diese Anklage kommt vor in den Hexenprozessen, und das französische Sprichwort sagt mit Recht, daß man nur gleich die Flucht ergreifen solle, wenn man angeklagt sei eine Glocke vom Kirchturm Notre-Dame gestohlen zu haben.

Über den Schauplatz ihrer Versammlung, den die Hexen ihren Konvent, auch ihren Reichstag nennen, herrschen im Volksglauben sehr abweichende Ansichten. Doch nach übereinstimmenden Aussagen sehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiß die Wahrheit bekannt, sowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus und gar eines de Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entschieden, wie ich solches im dritten Akte meines Ballettes vorgezeichnet. In Deutschland soll der Hexenkonvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, stattgefunden haben oder noch stattfinden. Aber es sind nicht bloß deutsche Nationalhexen, welche sich dort versammeln, sondern auch viele ausländische und nicht bloß lebende, sondern auch längst verstorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und wie die Willis auch nach dem Tode von üppiger Tanzlust gepeinigt werden. Deshalb sehen wir beim Sabbat eine Mischung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erscheinen meistens verlarvt, um ganz ungeniert zu sein. Die Hexenmeister, die in großer Menge sich hier einfinden, sind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarsten, christlichsten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungieren, so sind sie von sehr verschiedenem Range, so daß eine alte Köchin oder Kuhmagd sich mit einem sehr untergeordneten armen Teufel begnügen muß, während vornehmere Patrizierfrauen und große Damen auch standesgemäß sich mit sehr gebildeten und feingeschwänzten Teufeln, mit den galantesten Junkern der Hölle, erlustigen können.

Letztere tragen gewöhnlich die altspanisch burgundische Hoftracht, doch entweder von ganz schwarzer oder gar zu schreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette schwankt die unerläßliche blutrote Hahnenfeder. So wohlgestaltet und schöngekleidet diese Kavaliere beim ersten Anblick erscheinen, so ist es doch auffallend, daß ihnen immer ein gewisses „finished" fehlt, und sich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Wesen eine Disharmonie verrät, welche Auge und Ohr beleidigt: sie sind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Gesicht ist entweder zu blaß oder zu rot, die Nase zu kurz oder ein bißchen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorschein. Nach Schwefel riechen sie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die sich, wie gesagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müssen. Aber gemein ist allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüsse.

Luzifer, von Gottes Ungnaden König der Finsternis, präsidiert dem Hexenkonvente in Gestalt eines schwarzen Bocks mit einem schwarzen Menschengesichte und einem Lichte zwischen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Versammlung steht Seine Majestät auf einem hohen Postamente, oder einem steinernen Tische, und sieht sehr ernsthaft und melancholisch aus, wie einer, der sich schmählich ennüyiert. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle versammelten Hexen, Zauberer, Teufel und sonstige Vasallen, indem sie, mit brennenden Kerzen in der Hand, paarweise vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig sein Hinterteil küssen. Auch dieses Homagium scheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholisch und ernsthaft, während jubelnd die ganze vermischte Gesellschaft um ihn herumtanzt. Diese Ronde ist nun jener berühmte Hexentanz, dessen charakteristische Eigentümlichkeit darin besteht, daß die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen kehren, so daß sie sich einander nur den Rücken zeigen und keiner des andern Antlitz schaut. Dies ist gewiß eine Vorsichtsmaßregel und geschieht, damit die Hexen, die später gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht so leicht die Gefährtinnen angeben können, mit welchen sie den Sabbat begangen. Aus Furcht vor solcher Angeberei besuchen vornehme Damen den

Ball mit verlarvtem Gesichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, viele entäußern sich auch dieses Gewandes. Manche verschränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder sie strecken einen Arm weit aus; manche schwingen ihren Besenstiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbat! Sabbat!" Es ist ein böses Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, so bedeutet dieser Umstand, daß sie noch in demselben Jahre den Scheiterhaufen besteigen müsse.

Die Musikanten, welche zum Tanze aufspielen, sind entweder höllische Geister in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundierende Virtuosen, die von der Landstraße aufgegriffen worden. Am liebsten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenspieler, welche blind sind, damit sie nicht vor Entsetzen im Musizieren gestört werden, wenn sie die Greuel der Sabbatfeier sähen. Zu diesen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den schwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grausenhaftesten Mysterien. Sie wird gleichsam offiziell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finsterer Gatte, gibt ihr bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken seiner Zärtlichkeit. Besagtes Merkmal ist so verborgen, daß der Untersuchungsrichter bei den Hexenprozessen oft seine liebe Not hatte, dasselbe aufzufinden, und deshalb der Inquisitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abschneiden ließ.

Der Fürst der Hölle besitzt aber unter den Hexen der Versammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel Oberste Braut „Archi-sposa" führt und gleichsam seine Leibmätresse ist. Ihr Ballkostüm ist sehr einfach, mehr als einfach, denn es besteht aus einem einzigen goldnen Schuh, weshalb sie auch die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie ist ein schönes, großes, beinahe kolossales Weib, denn der Teufel ist nicht bloß ein Kenner schöner Formen, ein Artist, sondern auch ein Liebhaber von Fleisch, und er denkt, je mehr Fleisch, desto größer die Sünde. Ja, in seinem Raffinement der Frevelhaftigkeit sucht er die Sünde noch dadurch zu steigern, daß er nie eine unverheiratete Person, sondern immer eine Vermählte zu seiner Oberbraut wählt, den Ehebruch kumulierend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute Tän-

zerin muß sie sein, und bei einer außerordentlichen Sabbatfeier sah man wohl den erlauchten Bock von seinem Postamente herabsteigen und höchstselbst, mit seiner nackten Schönen, einen sonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beschreiben will, „aus hochbedenklichen christlichen Ursachen", wie der alte Widman sagen würde. Nur soviel darf ich andeuten, daß es ein alter Nationaltanz Sodomas ist, dessen Traditionen, nachdem diese Stadt unterging, von den Töchtern Loths gerettet wurden und sich bis auf heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn selber jenen Tanz sehr oft tanzen sah zu Paris, rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Assomption. Erwägt man nun, daß es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral gibt, die in der Uniform von Munizipalgardisten die bacchantische Lust zu hemmen weiß, so läßt sich leicht erraten, welche Bocksprünge bei oberwähntem Pas-de-deux zum Vorschein kommen mochten.

Nach manchen Aussagen pflegt auch der große Bock und seine Oberbraut dem Bankette zu präsidieren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeschirr und die Speisen bei jenem Gastmahl sind von außerordentlicher Kostbarkeit und Köstlichkeit; doch wer etwas davon einsteckt, findet den andern Tag, daß der goldne Becher nur ein irdenes Töpfchen und der schöne Kuchen nur ein Mistfladen war. Charakteristisch bei dem Mahle ist der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäste singen, sind eitel Gotteslästerungen, und sie plärren sie nach der Melodie frommer Kantiken. Die ehrwürdigsten Zeremonien der Religion werden dann durch schändliche Possenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unsere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieser scheußlichen Handlung gebärden sich Pate und Patin wie devote Christen und schneiden die scheinheiligsten Gesichter. Das Weihwasser, womit sie jene Taufe verrichten, ist eine sehr frevelhafte Flüssigkeit, nämlich der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; die von der romanischen Zunge sprechen dabei die Worte: „In nomine patrica aragueaco petrica, agora, agora, valentia, jouando goure gaits goustia", welches soviel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike, von Aragonien, zu dieser Stunde, zu dieser Stunde, Valencia, all unser Elend

ist vorbei!" Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der höllische Bock zuletzt seine furchtbarste Donnerstimme und ruft: „Rächt Euch, rächt Euch, sonst müßt Ihr sterben!" Dieses sind die sakramentalen Worte, womit er den Hexenkonvent aufhebt, und um den erhabensten Akt der Passion zu parodieren, will auch der Antichrist sich selbst zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, sondern zum Unheil der Menschheit: der Bock verbrennt sich endlich selbst, er lodert auf mit großem Flammengeprassel, und von seiner Asche sucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaschen, um sie zu spätern Malefizien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus sind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an sehr zu frieren, und wie sie gekommen, so fahren sie von dannen, aber noch schneller, und manche Frau Hexe legt sich wieder zu Bette zu ihrem schnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Gestalt seiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abwesenheit an seiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe teurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geschrieben, um die Notizen zusammenzustellen, die Sie aufgezeichnet zu sehen wünschten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballett auf die Bühne bringen soll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den alles interessiert, was Kunst und Gedanken ist. Ja, mein Freund, Sie verstehen den flüchtigsten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen ist wieder befruchtend für diesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktische Geschäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt sein konnten, und noch mehr erstaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulationen Ihrer Berufstätigkeit sich so viel Liebe und Begeisterung für Poesie zu erhalten wußten

Geständnisse.

Geschrieben im Winter 1854.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter schrieb ich, um sie einer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne einzuverleiben. Vorausssetzend, daß ihr Inhalt auch die Aufmerksamkeit des heimischen Publikums in Anspruch nehmen dürfte, veröffentliche ich diese Geständnisse ebenfalls in deutscher Sprache, und zwar noch vor dem Erscheinen der französischen Version. Zu dieser Vorsicht zwingt mich die Fingerfertigkeit sogenannter Übersetzer, die, obgleich ich jüngst in deutschen Blättern die Originalausgabe eines Opus ankündigte, dennoch sich nicht entblödeten, aus einer Pariser Zeitschrift den bereits in französischer Sprache erschienenen Anfang meines Werks aufzuschnappen und als besondere Broschüre verdeutscht herauszugeben[1]), solchermaßen nicht bloß die literarische Reputation, sondern auch die Eigentumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher als der Straßenräuber, der sich mutig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen ebenso mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläufig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Brüche gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich, zumal während meines Aufenthalts in Frankreich, sehr oft das Opfer eines Aberglaubens ward. Sonderbar genug, unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand ich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich

[1]) Die verbannten Götter von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mitteilungen über den kranken Dichter. Berlin. Gustav Hempel. 1853.

entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich, in der ethnographischen Weise des Leporello, eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle zivilisierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet und ich könnte davon ein Lied singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!"

Charakteristisch ist es, daß unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüt, sie nehmen den wärmsten Anteil an dem Schicksal derer die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsre vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu tun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmütig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mitteilt, so daß ich hier von Kopf bis Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lektüre lachend ausrufen konnte: Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt. —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geistreicher Franzose — vor einigen Jahren hätten die Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einst ein romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich de

noch höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner extermi-
natorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst
immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade,
als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische
Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beigebracht, be-
schlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der
blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff
die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen
holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, al-
lem blühenden Nachtigallenwahnsinn der einst so geliebten
Weise hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der
Romantik", und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir ist die alte
lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die
neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.
Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literar-
historikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber
weitläufig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß
ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Er-
wähnung verdiene. Aus diesem Grunde hätte ich in meinem
Buche de l'Allemagne, wo ich jene Geschichte der romantischen
Schule so vollständig als möglich darzustellen suchte, eine Be-
sprechung meiner eignen Person liefern müssen. Indem ich
dieses unterließ, entstand eine Lakune, welcher ich nicht leicht
abzuhelfen weiß. Die Abfassung einer Selbstcharakteristik wäre
nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmög-
liche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute,
das ich von mir zu sagen wüßte, drall hervorhübe, und ich wäre
ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich viel-
leicht ebenfalls bewußt bin, vor aller Welt zur Schau stellte —
und dann, mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein
Mensch über sich selbst die Wahrheit sagen. Auch ist dies nie-
mandem bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Augustin, dem
frommen Bischof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques
Rousseau, und am allerwenigsten diesem letztern, der sich den
Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im
Grunde viel verlogener und unnatürlicher war als seine Zeit-
genossen. Er ist freilich zu stolz, als daß er sich gute Eigen-
schaften oder schöne Handlungen fälschlich zuschriebe, er erfindet
vielmehr die abscheulichsten Dinge zu seiner eignen Verun-
glimpfung. Verleumdete er sich etwa selbst, um mit desto grö-

ßerm Schein von Wahrhaftigkeit auch andre, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntnisse, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt ist, die Schmachgeschichten, die über uns im Umlauf sind, uns nur dann sehr schmerzhaft zu berühren pflegen, wenn sie Wahrheit enthalten, während unser Gemüt minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn sie nur eitel Erfindnisse sind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht gestohlen, das einer unschuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienst kostete; er hatte gewiß kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines andern Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht ins Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Konfessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deduzieren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eigner Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in bezug auf unsre Erbschwäche, die darin besteht daß wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstporträt ist eine Lüge bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Der war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Negerfürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resümiert, will ich hier mitteilen. Als nämlich der Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, daß er sie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzunge

gewidmet, als dieser zu bemerken glaubte, daß der König, der oft aufgesprungen war, um die Fortschritte des Porträts zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassierende Verlegenheit eines Mannes verriet, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch so lange in Seine Majestät, ihm ihr allerhöchstes Begehr kundzugeben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte?

Das ist es. Der schwarze Negerkönig will weiß gemalt sein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Mensch ist ein solcher Negerkönig, und jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erscheinen, als die ist, womit uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daß ich dieses begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in diesem Buche mich selbst abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieses mangelnde Porträt verursacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen suchen, indem ich hier genugsam Gelegenheit finde, meine Persönlichkeit so bedenklich als möglich hervortreten zu lassen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe gestellt, hier nachträglich die Entstehung dieses Buches und die philosophischen und religiösen Variationen, die seit seiner Abfassung im Geiste des Autors vorgefallen, zu beschreiben, zu Nutz und Frommen des Lesers dieser neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne.

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenschen nicht zu sehr anschwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wisse, wie weit man meinem Urteil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe bespreche.

Ich erteilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar tat ich es aus polemischer Absicht. Daß eine solche mich leitete, verleugne ich keineswegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, daß das Genie kein Geschlecht habe,

so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Zertifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, daß der diensttuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemalen er sich eben im Bade befände, soll dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daß solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiser die Frage richtete: welche Frau er für die größte seiner Zeit halte? antwortete jener: Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht. Das war nicht galant, wie denn nicht zu leugnen ist, daß der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese letztern werden nie durch taktloses Benehmen irgendeine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin getan, die bei dieser Gelegenheit bewies, daß sie trotz ihrer physischen Beweglichkeit von einer gewissen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daß sie mit all ihrer Aufdringlichkeit nichts ausrichtete, tat sie, was die Frauen in solchen Fälle zu tun pflegen, sie erklärte sich gegen den Kaiser, räsonniert

gegen seine brutale und ungalante Herrschaft und räsonnierte so lange, bis ihr die Polizei den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutschland, wo sie Materialien sammelte zu dem berühmten Buche, das den deutschen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern sollte, im Gegensatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte sie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten namens August Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geschlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete sie auf ihrer Reise durch alle Dachstuben der deutschen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgestülpt und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unsre Literaten gleichsam geistig die Revue passieren und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieser die Leute mit einem: wie alt sind Sie? wieviel Kinder haben Sie? wieviel Dienstjahre? usw. anging, so frug jene unsre Gelehrten: wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner? und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mamluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann, schildern ergötzlich die Not, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel. Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz besonders zufrieden war, und die ihr persönlich durch den Schnitt ihres Gesichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichsam das Kreuz der Legion d'honneur, in ihrem Buche de l'Allemagne erwarten. Dieses Buch macht auf mich immer einen so komischen wie ärgerlichen Eindruck. Hier sehe ich die passionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe, wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall

entzückt ausruft: welche labende Stille weht mich hier an! Sie hatte sich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unsrer Dichter tat ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsre Philosophen wie verschiedene Eissorten und verschluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin! — O wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern — rief sie beständig — welcher erquickende Veilchengeruch! wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac.

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte: ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur, was sie sehen wollte, und hörte nur, was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte sie doch nur wenig, und nie das Wahre, einesteils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. — „Was ist Geist?" sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen zitternden Lenden legte. „Ach," schrieb sie dann, „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederschlägt! Das ist mir nie passiert mit meinen Herren zu Paris in der Rue du Bac!" Sie sieht überall deutschen Spiritualismus, sie preist unsre Ehrlichkeit, unsre Tugend, unsre Geistesbildung — sie sieht nicht unsre Zuchthäuser, unsre Bordelle unsre Kasernen — man sollte glauben, daß jeder Deutsche de Prix Monthyon verdiente — Und das alles, um den Kaiser zu nergeln, dessen Feinde wir damals waren.

Der Haß gegen den Kaiser ist die Seele dieses Buches „d l'Allemagne", und obgleich sein Name nirgends darin genannt wird, sieht man doch, wie die Verfasserin bei jeder Zeile nach den Tuilerien schielt. Ich zweifle nicht, daß das Buch den Kaiser weit empfindlicher verdrossen hat, als der direkteste Angriff, denn nichts verwundet einen Mann so sehr, wie klein weibliche Nadelstiche. Wir sind auf große Schwertstreiche gefaßt, und man kitzelt uns an den kitzlichsten Stellen.

O die Weiber! Wir müssen ihnen viel verzeihen, denn sie lieben viel und sogar viele. Ihr Haß ist eigentlich nur eine Liebe, welche umgesattelt hat. Zuweilen suchen sie auch uns Böses zuzufügen, weil sie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweisen denken. Wenn sie schreiben, haben sie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und dieses gilt von allen Schriftstellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefaßten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Cancan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist als die roheste Verleumdungswut der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, daß sie uns dadurch noch weit sicherer schaden als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: la femme est un être dangereux.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die schönen nicht so gefährlich sind als die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn jene sind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen als die Schönen. Ich will damit beileibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei; aber seine Schönheit ist ganz etwas anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papiertüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Sie hatte in der Tat sehr schöne

Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ; gewiß, die Venus von Milo hätte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiß der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht — keine Frau ist häßlich — soviel läßt sich aber mit Fug behaupten: wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte sich, wie oben gesagt, gegen den großen Kaiser erklärt und machte ihm den Krieg. Aber sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben; sie suchte ihn auch durch nichtliterarische Waffen zu befehden: sie war einige Zeit die Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intrigen, die der Koalition gegen Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte sie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo-di-Borgo, Castlereagh usw., dem großen Kaiser sein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Hasses rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiser unterlag, zog Frau von Staël siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „de l'Allemagne" und in Begleitung von einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine pompöse Illustration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illustriert durch lebendige Figuren mußte das Werk sehr an Authentizität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, daß der Autor uns Deutsche und unsre vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. Welches köstliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl erteilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen. Auch unsern A. W. v. Schlegel brachte Frau von Staël mit nach Paris, und das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Pa-

lais-Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihrem deutschen Kostüme den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser" diesen Namen erteilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie einige glauben, eine fingierte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er seine sechs Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgendeines schwäbischen Buchladens. Unter den Musterdeutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiß die gastronomische Aszetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnertums repräsentierte; ihn begleitete seine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelssohn und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illustration dieser Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillschweigen übergehen. Dieses ist ein deutscher Baron, welcher, von den Schlegeln besonders rekommandiert, die germanische Wissenschaft in Paris repräsentieren sollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angesehensten israelitischen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaers und Ahnherrn Davids, des Königs über Juda und Israel, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, sich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch späterhin dem Protestantismus entsagte und, letztern förmlich abschwörend, sich in den Schoß der römisch-katholischen, alleinseligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholischen Barons Anspruch machen. In dieser Eigenschaft, und um die feudalistischen und klerikalischen Interessen zu vertreten, stiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: Le catholique. Nicht bloß in diesem Blatte, sondern auch in den Salons einiger frommen Douairières des edlen Faubourgs, sprach der gelehrte Edelmann beständig von Buddha

und wieder von Buddha, und weitläufig gründlich bewies er, daß es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzosen schon auf sein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie sich das Dogma der Trinität schon in den indischen Trimurtis befunden, und er zitierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die snorrische Edda und noch viele unentdeckte Fossilien und Mammutsknochen, und er war dabei ganz antediluvianisch trocken und sehr langweilig, was immer die Franzosen blendet. Da er beständig zurückkam auf Buddha und dieses Wort vielleicht komisch aussprach, haben ihn die frivolen Franzosen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter diesem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer sazerdotalen und fast synagogikalen Gravität seine Gelehrsamkeit ableiern hörte, erinnerte er mich an einen komischen Kauz im Vicar of Wakefield von Goldsmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Berosus und Sanchuniaton zitierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutscher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man seine Werke, so bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den französischen Paladinen der Frau von Staël war mancher gallische Don Quixote, der unsern germanischen Rittern in der Narrheit nicht nachzustehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der schwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der siegenden Romantik von seiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flasche Wasser aus dem Jordan mit nach Paris, und seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er aufs neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daß Frau von

Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: point d'argent, point de Suisses. Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düsseldorf, der Hauptstadt des Herzogtums Berg, welches damals den Kurfürsten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hause Bayern anheimfiel und der bayrische Fürst Maximilian Joseph vom Kaiser zum König von Bayern erhoben und sein Reich durch einen Teil von Tirol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Bayern das Herzogtum Berg zugunsten Joachim Murats, Schwagers des Kaisers, abgetreten; diesem letztern ward nun, nachdem seinem Herzogtum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement sehr schnell, und es dauerte nicht lange, so machte der Kaiser den Schwager Murat zum König von Neapel, und derselbe entsagte der Souveränetät des Großherzogtums Berg zugunsten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaisers und ältester Sohn des Königs Ludwig von Holland und der schönen Königin Hortense war. Da derselbe nie abdizierte und sein Fürstentum, das von den Preußen okkupiert ward, nach seinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, de jure zufiel, so ist letzterer, welcher jetzt auch Kaiser der Franzosen ist, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläufiger als es hier geschehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem ruhig und zufrieden lebe. Was ich während der Restauration getan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgeteilt werden, wo die uneigennützige Absicht solcher Mitteilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte

viel getan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich mußte ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrat kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der Tat sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht ein bißchen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst frösteln de Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbeeren zu parfümieren, wie es hierzulande geschieht. Ich frug meinen Justizrat, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen? Er sagte nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von morgens bis abends die Marseillaise und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloß ich mich, nach Paris

zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, singen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flußgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte ins Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studierte wieder die französische Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte und sich jetzt eventualiter aufs neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: j'aime, tu aimes, il aime, nous aimons — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münster sah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem süßen Morgenschlafe und hörte zum ersten Male den Ruf der Coucouführer: Paris! Paris! sowie auch das Schellengeklingel der Cocoverkäufer. Hier atmet man schon die Luft der Hauptstadt, die im Horizonte bereits sichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu besuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um tote Könige zu sehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu lassen, wie nämlich der böse Heidenkönig dem Heiligen Denis den Kopf abschlagen ließ und dieser mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um sich dort begraben und den Ort nach seinem Namen nennen zu lassen. Wenn man die Entfernung bedenke, sagte mein Erzähler, müsse man über das Wunder staunen, daß jemand so weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu: dans des cas pareils, il n'y a que le premier pas qui coûte. Das war zwei Franken wert, und ich gab sie ihm, pour l'amour de Voltaire. In zwanzig Minuten war ich in Paris und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevards Saint-Denis, die ursprünglich zu Ehren Ludwigs XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraschte mich die Menge von geputzten Leuten, die sehr geschmackvoll gekleidet waren wie Bilder eines Modejournals.

Dann imponierte mir, daß sie alle französisch sprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier ist also das ganze Volk so vornehm wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle so höflich und die schönen Frauen so lächelnd. Gab mir jemand unversehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, so konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgendeine Schöne etwas allzu säuerlich aussah, so hatte sie entweder Sauerkraut gegessen, oder sie konnte Klopstock im Original lesen. Ich fand alles so amüsant, und der Himmel war so blau und die Luft so liebenswürdig, so generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch rot von den Flammenküssen dieser Sonne, und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die liberté, égalité, fraternité schon wieder abgewischt. Ich besuchte sogleich die Restaurants, denen ich empfohlen war; diese Speisewirte versicherten mir, daß sie mich auch ohne Empfehlungsschreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein so honettes und distinguiertes Äußere besäße, das sich von selbst empfehle. Nie hat mir ein deutscher Garkoch dergleichen gesagt, wenn er auch ebenso dachte; so ein Flegel meint, er müsse uns das Angenehme verschweigen, und seine deutsche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Gesicht zu sagen. In den Sitten und sogar in der Sprache der Franzosen ist soviel köstliche Schmeichelei, die so wenig kostet, und doch so wohltätig und erquickend. Meine Seele, die arme Sensitive, welche die Scheu vor vaterländischer Grobheit so sehr zusammengezogen hatte, erschloß sich wieder jenen schmeichlerischen Lauten der französischen Urbanität. Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unsern Mitmenschen etwas Angenehmes sagen.

Mit dem Französischen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbstündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Passage de l'Opéra ward mein Französisch, das seit der Schlacht bei Waterloo eingerostet war, wieder flüssig, ich stotterte mich wieder hinein in die galantesten Konjugationen und erklärte der Kleinen sehr verständlich das Linnéische System, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden einteilt; die Kleine folgte einer andern Methode und teilte

die Blumen ein in solche, die gut röchen, und in solche, welche stänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete sie dieselbe Klassifikation. Sie war erstaunt, daß ich trotz meiner Jugend so gelehrt sei, und posaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Passage de l'Opéra. Ich sog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein und amüsierte mich sehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wieviel Amüsantes sah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der offiziellen Lächerlichkeit. Die ernsthaften Franzosen waren die amüsantesten. Ich sah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiselle Georges und die große Marmite im Invalidenpalaste. Ich sah die Morgue, die académie française, wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgestellt, und endlich die Nekropolis des Luxemburg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen. Ich sah im Jardin-des-Plantes die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Känguruhs, die mich ganz besonders amüsierten. Ich sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber sah ich aparte, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer schönen Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alte Franzosen. Ich besuchte die königliche Bibliothek und sah hier den Konservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden; ich sah dort auch in einem obskuren Korridor den Zodiakus von Dhontera, der einst soviel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Leider sah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiß amüsiert hätte. Dafür sah ich aber in der grande Chaumière den père Lahire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendwesten bei den Krägen erfaßt und vor die Türe gesetzt; einen kleinen Saint-Just, der sich mausig machte, schmiß er ihnen nach, und einige hübsche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menschheitsrechte klagten, hätte

schier dasselbe Schicksal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal sah ich den berühmten Chiccard, den berühmten Lederhändler und Cancantänzer, eine vierschrötige Figur, deren rotaufgedunsenes Gesicht gegen die blendendweiße Krawatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft glich er einem Mairie-Adjunkten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, daß derselbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Herr Chiccard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentierte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so daß sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen Träumers zu entwölken und sein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die Europe littéraire gestiftet, und als Direktor derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich" — war die lachende Antwort — „außer dem genre ennuyeux gestatte ich wie Voltaire jedes Genre." Damit ich armer Deutscher nicht in das genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoß meinen Geist mit Champagner. Niemand wußte besser wie er ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoß; niemand wußte so gut wie er als Wirt die Honneurs zu machen, niemand so gut zu repräsentieren wie Victor Bohain — auch hat er gewiß mit Recht seinen Aktionären der Europe littéraire hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war sehr hübsch und besaß ein niedliches Windspiel, welches Ji-Ji hieß. Zi

dem Humor dess Mannes trug sogar sein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er allerliebst um den Tisch herumhumpelnd seinen Gästen Champagner einschenkte, glich er dem Vulkan, als derselbe das Amt Hebes verrichtete in der jauchzenden Götterversammlung. Wo ist er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, sah ich ihn in einem Wirtshause zu Grandville; er war von England, wo er sich aufhielt, um die kolossale englische Nationalschuld zu studieren und bei dieser Gelegenheit seine kleinen Privatschulden zu vergessen, nach jenem Hafenstädtchen der Basse-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tischchen sitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierschrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgesperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geschäftes auseinandersetzte, woran, wie Bohain mit beredsamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohains spekulativer Geist war immer sehr groß, und wenn er ein Geschäft erdachte, stand immer eine Million Gewinn in Aussicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Messer Millione, wie einst Marco Paulo in Venedig genannt wurde, als derselbe nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufsperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt-Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereist, in China, der Tartarei, Indien usw., gesehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufschneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unserm Pariser Messer Millione dürfen wir behaupten, daß seine industriellen Projekte immer großartig richtig ersonnen waren und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als sie in die Hände von Personen kamen, die nicht so gut die Honneurs eines Geschäftes zu machen, die nicht so prachtvoll zu repräsentieren wußten, wie Victor Bohain. Auch die Europe littéraire war eine vortreffliche Konzeption, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionssälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit seinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz so wie einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern den

Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David sehe, welches diese antik-heroische Szene darstellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenso wie der todesmutige König des Davidischen Bildes stand er auf einem Beine; es war dieselbe klassische Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chaussée d'Antin nach den Boulevards herabwandelst und dich am Ende bei einem schmutzigen Tal, das die rue basse du rempart geheißen, befindest, wisse! du stehst hier vor den Thermopylen der Europe littéraire, wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit seinen dreihundert Aktionären!

Die Aufsätze, die ich, wie gesagt, für jene Zeitschrift zu verfassen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlassung, in weiterer Ausführung über Deutschland und seine geistige Entwickelung mich auszusprechen, und es entstand dadurch das Buch, das du, teurer Leser! jetzt in Händen hast. Ich wollte nicht bloß seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit jeder um so sicherer ermitteln könne, wieviel Glauben und Zutrauen meine Mitteilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig ennuyant wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja, die Verfasserin der „Corinne" überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk ihrer Darstellung nicht genug bewundern, aber dieses Feuerwerk läßt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen, ihr Genie ist nicht so geschlechtlos, wie nach der frühern Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Cancan dieses Genies zu widersprechen. Es war um so notwendiger, da die Mitteilungen in ihrem Buch de l'Allemagne sich auf Gegenstände bezogen, die den Franzosen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit besaßen, z. B. alles was Bezug hat auf deutsche Philosophie und romantische Schule. Ich glaube in meinem Buche absonderlich über erstere die ehrlichste Auskunft erteilt zu haben

und die Zeit hat bestätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich schien.

Ja, was die deutsche Philosophie betrifft, so hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das, eingewickelt in scholastische Formeln, nur den Eingeweihten der ersten Klasse bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hierzulande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daß sehr bedeutende französische Denker mir naiv gestanden, sie hätten immer geglaubt, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, worin sich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutschen Philosophen seien ekstatische Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht atmeten. Es ist nicht meine Schuld, daß dieses nie der Fall gewesen, daß die deutsche Philosophie just das Gegenteil ist von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unsre modernsten Philosophen den vollständigsten Atheismus als das letzte Wort unsrer deutschen Philosophie proklamierten. Sie rissen schonungslos und mit bacchantischer Lebenslust den blauen Vorhang vom deutschen Himmel und riefen: Sehet, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit.

Ach! was damals so befremdlich klang, wird jetzt jenseits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatische Eifer mancher dieser Prädikanten ist entsetzlich! Wir haben jetzt fanatische Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. Solange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistlichen blieben und in einer vornehmen Coterieſprache bekrochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits-Forts, wovon die meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als aber merkte, daß die rohe Plebs, der Janhagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur

Talglichter und Tranlampen leuchteten, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergssprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und mei nen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Zivilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmütiger Gesinnung, mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesamtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber wir können uns nimmermehr verhehlen, welche wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, um deren legitime Souveränität bereits längst proklamiert worden zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souveräns.. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimat wie im Exile — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede

persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden und rufen begeistert: Wie schön ist das Volk! Wie gut ist das Volk! Wie intelligent ist das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegenteil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent; es ist vielleicht dümmer als die andern, es ist fast so bestialisch dumm wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Laßt dem Volk die Wahl zwischen dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!" — Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazugehörigen Butter-

bröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich erteilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen. — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein teurer Leser, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andre philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Szene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergesell entgegentrat und sich als einen Kollegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, daß der liebe Gott gar nicht existiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sähe, worin mich eine solche saubre Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demütigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotentums, bei jenem kollegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respekt, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so daß er mit dem Knie fast sein Kinn berührte, mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb des Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Bessern, als ich ihn befragte, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigsten Tone, es handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in der

verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei; und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein anschloß, etwas zu eng gewesen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständnis muß der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben, wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: des Nachts legt man mich an die Kette. — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen belästigten, wenn er im Loch saß — „Loch! Schließer! Ketten!" lauter fatale Koterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumutete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Tone in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring ans Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: mitgefangen, mitgehangen! nein, mich schreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Dieser Weitling, der jetzt verschollen, war übrigens ein Mensch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und sein Buch, betitelt „die Garantien der Gesellschaft", war lange Zeit der Katechismus der deutschen Kommunisten. Die Anzahl dieser letztern hat sich in Deutschland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und diese Partei ist zu dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht sonderlich disziplinirt, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerziert ist. Diese deutschen Handwerker bekennen sich größtenteils zum krassesten Atheismus, und sie sind gleichsam verdammt, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie nicht in einen Widerspruch mit ihrem Prinzip und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Diese Ko-

horten der Zerstörung, diese Sappeure, deren Axt das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der schrecklichen Konsequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode.

Das Verdienst, jene grauenhaften Erscheinungen, welche erst später eintrafen, in meinem Buche de l'Allemagne lange vorausgesagt zu haben, ist nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einst in Deutschland gepfiffen und gezwitschert werden dürften, denn ich sah die Vögel ausbrüten, welche später die neuen Sangesweisen anstimmten. Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern saß, und ich hörte sein Gakkern. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständnis seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulierter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer. Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Kuratel gesetzt wurde, weil er, anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichtum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Taler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbekränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoß den vertrautesten Umgang Hegels, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der ebenso witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube

aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände nichts von allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungeniert allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Überhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines schönen hellgestirnten Abends standen wir beide nebeneinander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel." — „Um Gottes willen" — rief ich — „es gibt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen?" Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?" — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständnis der Hegelschen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann und zu verstehen glaubt, während man nur dialektische Formeln nachzukonstruieren gelernt, das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstrakten Schulidiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen. Hier muß der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefaßt, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegelschen Philosophie zu verfassen, um sie einer neuern Ausgabe meines Buches de l'Allemagne als Ergänzung desselben einzuverleiben. Ich beschäftigte mich während zwei Jahren mit dieser Arbeit, und es gelang mir nur mit Not und Anstrengung, den spröden Stoff

zu bewältigen und die abstraktesten Partien so populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit geraten: Autor und Schrift paßten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemütes bemeistert, und da ich mir gestehen mußte, daß allen diesen Gottlosigkeiten die Hegelsche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeisterung für diese Philosophie, und von Überzeugung konnte in bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegelschen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es tat meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser törichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmut und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochtaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkarnierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purifiziert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und errötend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes Diese Restaurationen beschädigter Magdtümer, ich gestehe es erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grund keinen Feind mehr hatte oder vielmehr niemand als solche

anerkannte: für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die sie mir antaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid. Wie ich keine Feinde besaß, so gab es für mich auch keine Freunde, sondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, sowohl die versifizierten, wie die, welche ich in Prosa geschaffen, und dieser Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen tat ich sehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit geriet dadurch sehr in Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit so großen, unerhörten, fabelhaften Schauspielen beschäftigt, daß dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte. Ja, sie waren unerhört und fabelhaft, die Ereignisse in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügsten zuschanden gemacht und die Auserwählten des Blödsinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Ersten, das Unterste kam zu oberst, sowohl die Dinge wie die Gedanken waren umgestürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiß durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, mußte das Gegenteil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen anderen heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich tun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde

der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eignen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung geraten, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener quälerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhaßt, und ich verdanke ihr die größten Ersparnisse. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für andre zu sorgen, und seit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich fast gar nichts mehr aus für Unterstützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu bescheiden, als daß ich der göttlichen Fürsehung wie ehemals ins Handwerk pfuschen sollte, ich bin kein Gemeindeversorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demut angezeigt, daß ich nur ein armseliges Menschengeschöpf bin, eine seufzende Kreatur die mit der Weltregierung nichts mehr zu schaffen hat, und daß sie sich hinfüro in Not und Trübsal an den Herrgott wenden müßten, der im Himmel wohnt, und dessen Budget ebenso unermeßlich wie seine Güte ist, während ich armer Exgott sogar in meinen göttlichsten Tagen, um meinen Wohltätigkeitsgelüsten zu genügen, sehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen mußte.

Tirer le diable par la queue ist in der Tat einer der glücklichsten Ausdrücke der französischen Sprache, aber die Sache selbst war höchst demütigend für einen Gott. Ja, ich bin froh meiner angemaßten Glorie entledigt zu sein, und kein Philosoph wird mir jemals wieder einreden, daß ich ein Gott sei. Ich bin nur ein armer Mensch, der obendrein nicht mehr ganz gesund und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre Wohltat für mich, daß es jemand im Himmel gibt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nötig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen soviel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm manches ver-

trauen, was wir sogar unsrer eignen Frau zu verschweigen pflegen.

Nach obigen Geständnissen wird der geneigte Leser leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegelsche Philosophie nicht mehr behagte. Ich sah gründlich ein, daß der Druck derselben weder dem Publikum noch dem Autor heilsam sein konnte; ich sah ein, daß die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher sein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegelschen Dialektik; — ja ich will alles gestehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es ist freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegelsche Philosophie in die lodernde Glut; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister.

Gottlob, ich war sie los! Ach könnte ich doch alles, was ich einst über die deutsche Philosophie drucken ließ, in derselben Weise vernichten! Aber das ist unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngst betrübsamlichst erfahren, so bleibt mir nichts übrig, als öffentlich zu gestehen, daß meine Darstellung der deutschen philosophischen Systeme, also fürnehmlich die ersten drei Abteilungen meines Buches de l'Allemagne, die sündhaftesten Irrtümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutschen Version als ein besonderes Buch drucken lassen, und da die letzte Ausgabe desselben vergriffen war und mein Buchhändler das Recht besaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, so versah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mitteile, die mich des traurigen Geschäftes überhebt, in bezug auf die erwähnten drei Partien der Allemagne mich besonders auszusprechen. Sie lautet wie folgt: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort

gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Gesamtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen tun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrtum offen zu gestehen und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweistümer für das Dasein Gottes wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht tot und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getötet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze töten, viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Türhüter der Hegelschen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Pottierstock in den Hallischen Jahrbüchern totgeschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständnis machte, daß ich die fürchterlichen Totschlagblätter, die Hallische Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl mein vollen roten Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der Tat, ich war damals nie

esund und feist, ich stand im Zenit meines Fettes und ar so übermütig wie der König Nebukadnezar vor seinem turze.

„Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Ver- nderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Ge- chichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den ieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich erabstürzte, wie ein Tier am Boden kroch und Gras aß — es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandi- sen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem uten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, engstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen elbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen berhaupt noch viel schöne und merkwürdige Erzählungen in er Bibel, die ihrer Beachtung wert wären, z. B. gleich im nfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Para- iese und von der Schlange, der kleinen Privatdozentin, die chon sechstausend Jahre vor Hegels Geburt die ganze Hegel- che Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigte ehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein nd Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die rkenntnis, oder was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum ewußtsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht o klar wie die ursprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume er Erkenntnis genossen, werdet ihr wie Gott sein! Frau Eva erstand von der ganzen Demonstration nur das eine, daß die rucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die ute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel egessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbar- eit, sie fand, daß sie viel zu nackend sei für eine Person von hrem Stande, die Stammutter so vieler künftiger Kaiser und önige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid on Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seiden- abrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — Paradies! Sonderbar, sowie das Weib zum denkenden Selbst- ewußtsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, ommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto

diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vo fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Auf schrift: Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse."

Nach der Stelle, welche ich hier zitiert, folgen Geständniss über den Einfluß, den die Lektüre der Bibel auf meine später Geistesrevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines reli giösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und das selbe ward für mich ebensosehr eine Quelle des Heils, als ei Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nach dem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanz böden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Ge stes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhl ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer lieder lichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselbe Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem d Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nied in derselben Andacht —

Welche Demütigung! mit all meiner Wissenschaft habe i es nicht weiter gebracht, als der arme unwissende Neger, d kaum buchstabieren gelernt! Der arme Tom scheint freilich dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu sehen als ich, de besonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. To versteht sie vielleicht besser, weil mehr Prügel darin vo kommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitschenhiebe, die mi manchmal bei der Lektüre der Evangelien und der Apost geschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Nege sklave liest zugleich mit dem Rücken und begreift daher v besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfe daß mir der Charakter des Moses in der ersten Abteilung d heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese gro Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengesta Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ok, König von Basan, gr ßer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Mo darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf i Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hine ragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih mir die Sün manchmal wollte es mich bedünken, als sei dieser mosaisc Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, d er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe — Es wä eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn m

ne solche Identität des Gottes und seines Propheten anähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinch weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war und ich em Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, egen die Plastik, nicht verzeihte. Ich sah nicht, daß Moses, rotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer ünstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war ieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. ber nicht wie die Ägypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein olk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der anzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerm Rechte als der römische Dichter darf jener Künstr, der Sohn Amrams und der Hebamme Jochebet, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus rz überdauern wird!

Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die uden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar ewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der däische Aszetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas at seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren ur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, ewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern is auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der erfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdien gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein ärrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser lätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause sfrael angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die er Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen chlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit at selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des eiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit

verschlossenem Visier. Ebensowenig die Taten der Juden, wi
ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt si
zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie vo
ihnen zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch nod
in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag ent
hüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, da
es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wir
und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet
seine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu zitieren pflegte
ich zitiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der Tat, ic
verdanke ihr viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiös
Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des reli
giösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichte
als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehre
kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich d
Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keine
Kirchenschlüssels. Die törichtsten und widersprechendsten G
rüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekomme
Sehr fromme, aber nicht sehr gescheute Männer des protestant
schen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lu
therisch evangelischen Bekenntnisse, zu welchem ich mich bish
nur in lauer, offizieller Weise bekannte, jetzt wo ich krank u
gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugeto
sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung kei
Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt de
evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil
mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher n
allzusehr genierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als i
mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, n
manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Ban
bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, d
sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Re
gionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal
Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: Pa
vaut bien une messe, so konnte ich mit Fug sagen: Berl
vaut bien un prêche, und ich konnte mir, nach wie vor, d
sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christe
tum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gotth
Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den B

ner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch
n Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Wert
r mich als die andere; ich konnte aus Courtoisie ihre Uni-
rmen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen
reußischen Gardeoffizier verkleidet, wenn er dem König von
reußen die Ehre erzeigt, einer Revue in Potsdam beizu-
ohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls,
wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Ver-
nderung in mir vorgegangen — entspricht jetzt die lutherische
laubensuniform einigermaßen meinem innersten Gedanken?
nwieweit ist das offizielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden?
olcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung be-
gnen, sie soll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienste
beleuchten, die sich der Protestantismus, nach meiner jetzi-
en Einsicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag
nach ermessen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von
einer Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philosophie ein überwiegendes Interesse
r mich hatte, wußte ich den Protestantismus nur wegen der
erdienste zu schätzen, die er sich durch die Eroberung der Denk-
eiheit erworben, die doch der Boden ist, auf welchem sich spä-
r Leibniz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der
ewaltige Mann mit der Axt, mußte diesen Kriegern voran-
hen und ihnen den Weg bahnen. In dieser Beziehung habe
auch die Reformation als den Anfang der deutschen Philo-
phie gewürdigt und meine kampflustige Parteinahme für den
roteſtantismus justifiziert. Jetzt, in meinen spätern und rei-
rn Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in
ir aufwogt und der gescheiterte Metaphysiker sich an die Bibel
stklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz ab-
nderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung
nd Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage die
uffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen
rande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleich-
m wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten,
s ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorg-
m verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten,
orgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um
ebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu ge-

winnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde desselben, die Hochstraaten & Komp. in Köln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche das Unheil, das die Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen: daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräische Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen rieten, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten suchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man, wie jeder im Grunde recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, sowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in betreff der Juden. Das arme niedere Volk, die Kinder des Erbelends, haßte die Juden schon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heutzutage der Haß der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haß gegen die Juden. In der Tat, da diese letztern, ausgeschlossen von jedem Grundbesitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeschäfte angewiesen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, so waren sie, die Juden, gesetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen jenen Zeiten noch einen religiösen Deckmantel, und es hieß man müsse diejenigen töten, die einst unsern Herrgott getötet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht atmete, ward als Deicide verschrien! Die blutige Parodie eines solchen Wahnsinns sahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimsuchte, einen schwarzen Fanatiker an seiner Spitze hatte, der ein ungeheures Kruzifix trug und blutdürstig schrie: Die Weißen haben Christum getötet, laßt uns alle Weißen totschlagen!

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raubzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das teure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene

Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgesellschaft eine providenzielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieser britischen Christentums-Speditions-Sozietät selber ahnen. Sie glauben eine kleine, enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und wie das Meer auch den Himmel zu monopolisieren, denselben zur britischen Kirchendomäne zu machen: und siehe! sie fördern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibeltume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht bloß König, sondern auch Bischof in seiner Hausburg sein soll; indem sie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, sie sozusagen der ganzen Menschheit durch merkantilische Kniffe, Schmuggel und Tausch, in die Hände spielen und der Exegese, der individuellen Vernunft überliefern, stiften sie das große Reich des Geistes, das Reich des religiösen Gefühls, der Nächstenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatische Begriffsformeln gelehrt werden kann, sondern durch Bild und Beispiel, wie derselben enthalten ist in dem schönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es ist für den beschaulichen Denker ein wunderbares Schauspiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel schon seit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemütlichkeit jenen Stempel des palästinischen Lebens aufgeprägt hat, das in dem Alten wie in dem Neuen Testamente sich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den skandinavischen und angelsächsischen, überhaupt in germanischen und einigermaßen auch in keltischen Landen, hat sich das Palästinatum so geltend gemacht, daß man sich dort unter Juden versetzt zu sehen glaubt. Z. B. die protestantischen Schotten, sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch-pharisäisch klingt, und deren Religion nur ein Judentum ist, welches Schweinefleisch frißt? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Ge-

meinden der Vereinigten Staaten, wo man das alttestamentarische Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen sind ängstlich richtig, doch alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des Gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judentums, wird in jenen Ländern ebenso gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palme und Kamele nötig, um gut zu sein und Gutsein ist besser denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist vielleicht auch in dem Charakter des jüdischen Volkes zu suchen, das immer sehr große Wahlverwandtschaft mit dem Charakter der germanischen und einigermaßen auch der keltischen Rasse hatte. Judäa erschien mir immer wie ein Stück Okzident, das sich mitten in den Orient verloren. In der Tat mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen sogar aszetischen Sitten, kurz mit seiner abstrakten Innerlichkeit, bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig buntesten und brünstigsten Naturkulten huldigend, in bacchantischen Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man die Umgebung, so kann man die frühe Größe Israels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israels, während nicht blos in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Altertums sogar bei den philosophischen Griechen, die Sklaverei justifiziert war und in Blüte stand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es gibt wahrhaftig keinen Sozialisten, der terroristischer wäre als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Sozialist, obgleich er, als ein praktischer Mann, bestehende Gebräuche, namentlich in bezug auf das Eigentum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Absch

ng des Eigentums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses
r die Moralisation desselben, er suchte das Eigentum in Ein-
ng zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Ver-
nftrecht, und solches bewirkte er durch die Einführung des
ibeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem acker-
uenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen
gentümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe ver-
ßert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten
egensatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ab-
uf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von
m legitimen Eigentümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen
rden kann, wenn letzterer nicht zu beweisen vermag, während
ier Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu
ben. Diese letzte Bedingnis ließ der Schikane offnes Feld,
mal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz
ühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschrek-
ng, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten
cht erschwingen kann, zu Gebote stehn. Der Römer war zu-
eich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem
chwerte erbeutet, wußte er durch Zungendrescherei zu ver-
digen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die
oskription, die Verjährung, erfinden und dieselbe konsakrieren
jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels
nannt werden kann, im Kodex des römischen Zivilrechts, der
der noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche
rischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völ-
: der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung
wähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Un-
llen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmati-
rt; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch
ute das rührend schöne Wort: „hundert Jahr Unrecht machen
cht ein Jahr Recht". Die mosaische Gesetzgebung protestiert
ch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses
ollte nicht das Eigentum abschaffen, er wollte vielmehr, daß
ber dessen besäße, damit niemand durch Armut ein Knecht mit
echtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen
manzipators letzter Gedanke, und dieser atmet und flammt in
sen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die
klaverei selbst haßte er über alle Maßen, schier ingrimmig,

aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er mußte sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, daß der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Türpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsre gemütlichen Sklaven in schwarzrotgoldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Tor!

Ich verlasse den Ozean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimat, in sehr indiskret gestellten Fragen, die Vermutung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, inwieweit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma noch für irgendeinen Kultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugetan sind, einen Irrtum zu benehmen, in den sie ebenfalls in bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum katholischen Glauben übergetreten, ja manche gute Seelen versicherten, ein solcher Übertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen ha-

ben sollte; es fehlte nur die Angabe, wieviel Glockengeläute und Schellengeklingel der Mesner bei dieser Feierlichkeit spendierte.

Wie sehr solches Gerücht Konsistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerate fast in eine wehmütige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholizismus nachsagen mag, eins ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein bißchen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur dem Irrtum zuschreiben; die unschuldigsten Tatsachen hat hier gewiß nur der Zufall entstellt. Es hat nämlich ganz seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der Tat an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiösen Akte unterzogen — Aber dieser Akt war keine gehässige Abjuration, sondern eine sehr unschuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin, nach der Zivil-trauung, auch kirchlich einsegnen, weil meine Gattin, von erzkatholischer Familie, ohne solche Zeremonie sich nicht gottgefällig genug verheiratet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei diesem teuren Wesen in den Anschauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verursachen.

Es ist übrigens sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholizismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebens-

ende durch grämliche Prüderie und zänkische Übertugend abzu-
büßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier s
nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nich
lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende alle
ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Ding
nur ihrem Beichtiger, als daß sie in die Gefahr geraten, plötz
lich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Ge
wissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse z
machen!

Der Unglauben ist in der Ehe jedenfalls gefährlich, und s
freigeistisch ich selbst gewesen, so durfte doch in meinem Hau
nie ein frivoles Wort gesprochen werden. Wie ein ehrsame
Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ic
heiratete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier
zulande die gesetzlich eingeführte Zivilehe hinlänglich von de
Gesellschaft anerkannt ist. Meine liberalen Freunde grollte
mir deshalb und überschütteten mich mit Vorwürfen, als hätt
ich der Klerisei eine zu große Konzession gemacht. Ihr Murr
sinn über meine Schwäche würde sich noch sehr gesteigert haben
hätten sie gewußt, wieviel größere Konzessionen ich damals de
ihnen verhaßten Priesterschaft machte. Als Protestant, der sic
mit einer Katholikin verheiratete, bedurfte ich, um von einer
katholischen Priester kirchlich getraut zu werden, eine besonder
Dispens des Erzbischofs, der diese aber in solchen Fällen nu
unter der Bedingung erteilt, daß der Gatte sich schriftlich ver
pflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religio
ihrer Mutter erziehen zu lassen. Es wird hierüber ein Re
vers ausgestellt, und wie sehr auch die protestantische Welt übe
solchen Zwang schreit, so will mich bedünken, als sei die katholi
sche Priesterschaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre ein
segnende Garantie nachsucht, muß sich auch ihren Bedingunge
fügen. Ich fügte mich denselben ganz de bonne foi, und ic
wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Abe
unter uns gesagt, da ich wohl wußte, daß Kinderzeugen nich
meine Spezialität ist, so konnte ich besagten Revers mit best
leichterm Gewissen unterzeichnen, und als ich die Feder aus de
Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte de
schönen Ninon de Lenclos: O, le beau billet qu'a Lechastre

Ich will meinen Bekenntnissen die Krone aufsetzen, inde
ich gestehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbischof

zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, sondern sogar mich selbst der katholischen Kirche verschrieben hätte — Aber der ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen sich die künftige Geburt für seine Dienste ausbedingt, begnügte sich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und so blieb ich ein Protestant, nach wie vor, ein protestierender Protestant, und ich protestiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu sein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer selbst das aberwitzigste Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutschland herumtroddelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer täppisch treulosen Weise meinen Wankelmut zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dicksten Bärenhaut eingenähte Charakterfestigkeit zu pochen. Gegen den armen ogre de Rome, gegen die römische Kirche, ist also diese Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längst aller Befehdung derselben entsagt, und längst ruht in der Scheide das Schwert, das ich einst zog im Dienste einer Idee, und nicht einer Privatleidenschaft. Ja, ich war in diesem Kampfe gleichsam ein officier de fortune, der sich brav schlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatischer Feindschaft gegen die römische Kirche kann bei mir nicht die Rede sein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlt, die zu einer solchen Animosität nötig ist. Ich kenne zu gut meine geistige Taille, um nicht zu wissen, daß ich einem Kolosse, wie die Peterskirche ist, mit meinem wütendsten Anrennen wenig schaden dürfte; nur ein bescheidener Handlanger konnte ich sein bei dem langsamen Abtragen seiner Quadern, welches Geschäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu sehr Geschichtskundiger, als daß ich nicht die Riesenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Bastille des Geistes, behauptet immerhin, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden verteidigt: aber es ist darum nicht minder wahr, daß auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge Anstürmer an seinen Wällen den Hals

brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, mußte ich immer der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma noch den Kultus je durch Witz oder Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zuviel Ehre und zuviel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaires nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvolle selige Überschwenglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie: auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonna-Periode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die römische Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancune gegen ihre Priester in meinem Gemüte nisten konnte: wer meine satirische Begabnis und die Bedürfnisse meines parodierenden Übermuts kennt, wird mir gewiß das Zeugnis erteilen, daß ich die menschlichen Schwächen der Klerisei immer schonte, obgleich in meiner spätern Zeit die frommtuenden, aber dennoch sehr bissigen Ratten die in den Sakristeien Bayerns und Österreichs herumraschelnd das verfaulte Pfaffengeschmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigsten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienste gedachte, die er sich einst um mich erwarb. Denn katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte. Auch in der höhern Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyzeum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, die sich alle mit ernster Güte meiner Geistesbildung annahmen; seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm

urden die Priester allmählich durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurzefaßten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammen, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstrakten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muß man doch eingestehen, die bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Altertums sehr verkümmelt mitgeteilt, so haben sie doch diese Altertumskenntnis sehr verallgemeinert, sozusagen demokratisiert, sie ging in die Massen über, statt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat das Altertum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein klassischer Brocken, irgendein Stück Herodot oder eine Äsopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. So ein bißchen Latein ziert den ganzen Menschen, sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitenkollegium ging, so mancher schöne Ciceronianische Passus aus den Katilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich zitierte. Pädagogik war die Spezialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zugunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegenteil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disziplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Pozanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man

hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienst begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyol immer in Wut gerieten, wie Ochsen, denen man einen rote Lappen vorhält! Und dann, ohne im geringsten die Hut meine Parteiinteressen zu verabsäumen, mußte ich mir in der Beson nenheit meines Gemütes zuweilen gestehen, wie es oft von de kleinsten Zufälligkeiten abhing, daß wir dieser statt jener Parte zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengesetzte Feldlager befänden. In dieser Beziehung kommt mir oft ei Gespräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte, vo etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die schon da mals achtzigjährig, in Hamburg besuchte. Eine sonderbar Äußerung entschlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin i meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholischen Leh rern sprachen, worunter sich, wie ich jetzt erfuhr, manche eh malige Mitglieder des Jesuitenordens befanden. Wir sprache viel von unserm alten lieben Schallmeyer, dem in der französ schen Periode die Leitung des Düsseldorfer Lyzeums als Rekto anvertraut war, und der auch für die oberste Klasse Vorlesunge über Philosophie hielt, worin er unumwunden die freigeistigste griechischen Systeme auseinandersetzte, wie grell diese auch gege die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selb zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungierte. Es i gewiß bedeutsam, und vielleicht einst vor den Assisen im Ta Josaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechn werden, daß ich schon im Knabenalter den besagten philosoph schen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche B günstigung genoß ich vorzugsweise, weil der Rektor Schallmey sich als Freund unsrer Familie ganz besonders für mich inte essierte; einer meiner Ohme, der mit ihm zu Bonn studiert hatt war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Gro vater errettete ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. D alte Herr besprach sich deshalb sehr oft mit meiner Mutter üb meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unte redung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg e zählte, daß er ihr den Rat erteilte, mich dem Dienst der Kirc zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen S minar katholische Theologie zu studieren; durch die einflu reichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälat

höchsten Ranges zu Rom besaß, versicherte er, imstande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, daß sie dem Rate des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte. Die alte Frau bereute jetzt sehr, einen so vernünftigen Vorschlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte sie für mich sehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war sie eine Schülerin Rousseaus, eine strenge Deistin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren ältesten Sohn in jene Soutane zu stecken, welche sie von deutschen Priestern mit so plumpem Ungeschick tragen sah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römischer Abbate dieselbe mit einem graziösen Schick trägt und wie kokett er das schwarzseidne Mäntelchen achselt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeisterei ist im ewig schönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterblicher ist ein römischer Abbate, der nicht bloß der Kirche Christi, sondern auch dem Apoll und den Musen dient. Er selbst ist ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmut halten ihm das Tintenfaß, wenn er seine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen rezitiert. Er ist ein Kunstkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betasten, um voraussagen zu können, ob sie einst eine celeberrima cantatrice, eine diva, eine Weltprimadonna, sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bacchantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten Ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mitteilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahinzuschlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studierend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche

als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in aszetische Roheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut und wäre vielleicht durch solche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein monsignore geworden, ein Violettstrumpf, sogar der rote Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es ist dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilika in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein bißchen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige karmoisinrote Kamerieren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Prozessionsgemälde des Horaz Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sazerdotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nötig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen erteilt; in Pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothüten und Bischofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Couleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten, in unabsehbar wimmelnder Menge, mit gebeugten Köpfen und kniend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen erteilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst

geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demut mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man ist viel, wenn man ein Dichter ist, und gar, wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daß der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male", so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leiden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgibt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Übersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschienen — übrigens fände ich über diese kuriose Übertragung einen weitläufigen Artikel in der englischen Review von Kalkutta. Ich schickte sogleich nach mehreren cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorsteherinnen konnte mir die Review von Kalkutta verschaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens —

Seitdem habe ich über meinen japanischen Ruhm keine weitern Nachforschungen angestellt. In diesem Augenblick ist er mir ebenso gleichgültig wie etwa mein finnländischer Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieser sonst so süße Tand, süß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir seit geraumer Zeit sehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermut. Ich

kann wie Romeo sagen: ich bin der Narr des Glücks. Ich stehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daß bei Festmahlen aus goldnen Pokalen und mit den besten Weinen meine Gesundheit getrunken wird, wenn ich selbst unterdessen, abgesondert von aller Weltlust, nur mit einer schalen Tisane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daß begeisterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büste mit Lorbeeren umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine spanische Fliege hinter die Ohren gedrückt wird! Was nützt es mir, daß alle Rosen von Schiras so zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras ist zweitausend Meilen entfernt von der Rue d'Amsterdam, wo ich in der verdrießlichen Einsamkeit meiner Krankenstube nichts zu riechen bekomme als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes lastet schwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Aristophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdischen, sogenannten deutschen Aristophanes recht grell dartun, wie die witzigsten Sarkasmen desselben nur armselige Spöttereien gewesen im Vergleich mit den seinigen, und wie kläglich ich ihm nachstehen muß im Humor, in der kolossalen Spaßmacherei.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgeußt, ist entsetzlich, und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demütig bekenne ich seine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die untertänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsuchte, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß jener Spaß nicht neu ist, und daß ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht und also ein Plagiat an hoch sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik zitieren. Diese Chronik ist sehr interessant für diejenigen, welche sich üb-

Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten vollen. Sie beschreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie gibt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von nanchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgeteilt. So vermeldet sie von Anno 1480, daß man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die üßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und jung und alt, zumal das Frauenimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so daß man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Nisselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, n einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiß, lieber Leser, was ür ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht ar, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen aren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendig Tote wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis u den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der and eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen jeder zeitig aus em Wege gehen konnte. Der arme Klerikus, von dessen Ruhm ls Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik gesprochen, ar nun ein solcher Misselsüchtiger, und er saß traurig in er Öde seines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutschland seine Lieder sang und pfiff! O, dieser Ruhm war ie uns wohl bekannte Verhöhnung, der grausame Spaß Gots, der auch hier derselbe ist, obgleich er diesmal im romantischern Kostüme des Mittelalters erscheint. Der blasierte König on Judäa sagte mit Recht: es gibt nichts Neues unter der onne — Vielleicht ist diese Sonne selbst ein alter aufgewärmr Spaß, der mit neuen Strahlen geflickt, jetzt so imposant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgesichten glaube ich den men Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in poll, vor mir zu sehen, und seine leidenden Augen lugen nderbar stier hervor aus seiner Kapuze; aber im selben Auenblick huscht er von dannen, und verhallend, wie das Echo nes Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarus-Klapper.

Waterloo.

Unterdrückte Blätter aus den Geständnissen.

Es sind nicht bloß die Franzosen und der Kaiser, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzosen stritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber sie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiser kämpfte hier nicht sowohl für seine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Aristokratie war, als beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo sich gegenüberstanden — Und diese letztere siegte, die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtsinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren. Wir in Deutschland, wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daß sie nur gegen einen einzigen Menschen der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wußten sehr gut, daß man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon" auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von Sankt Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröteten Wangen — Gottlob, der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem mirakulosen Ereignisse wir die Befreiung von

Waterloo-Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Julius-
evolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, sie war
edoch nicht komplett; es war nur Balsam für die alte Wunde,
ie aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten
reilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem
oppelten Unglück behaftet war, daß sie den Besiegten von den
remden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, ab-
elebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in
Frankreich erduldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des
utmütigen und menschenfreundlichen Ludwigs XVI., dieses
chauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Ver-
eihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der
Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der Tat ein
u unvergeßliches Datum, als daß ein Franzose ruhig schlafen
onnte, solange ein Bourbone von der älteren Linie auf dem
Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden,
nd mußte früh oder spät, gleich einem Geschwür, aus dem
ranzösischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie
s den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen
er Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp
nd seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Natio-
alvergehen teilgenommen und er selbst zu den Vorkämpen
er Revolution einst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer
nd edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines
Bourgeois und kein einziges Laster eines Grand Seigneur. Er
ß gut zu Pferd und hatte zu Jemappes und Valmy gefoch-
n. Frau von Genlis leitete seine Erziehung, und er war wis-
nschaftlich gebildet wie ein Gelehrter; auch konnte er im Falle
r Not durch Unterricht in der Mathematik sein Brot ver-
enen oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich
r Ader lassen, weshalb er auch ein Feldscherer-Etui beständig
i sich trug. Er war höflich, großmütig, und verzieh eben-
wohl seinen legitimistischen Verleumdern, wie seinen republi-
nischen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit
e eigne Brust bedroht war, doch als es galt, auf das Volk
ießen zu lassen, überschlich ihn die alte philanthropische
eichherzigkeit, und er warf die Krone von sich, ergriff seinen
ut und nahm seinen alten Regenschirm und seine Frau unter
n Arm und empfahl sich. Er war ein Mensch. Fabelhaft
oß war sein Reichtum, und doch blieb er arbeitsam wie der

ärmste Handwerker. Er war vakziniert; ist auch nie von der Pocken heimgesucht worden. Er war gerecht und brach nie den Eid, den er den Gesetzen geschworen. Er gab den Franzosen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügsam, keusch und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die Jesuiten nicht. Er war das Muster eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiser, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzosen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Ursprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den vakanten Thron gesetzt, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitztümer dünkte, und weil bei dieser Besetzung keine große Einrede von seiten der europäischen Aristokratie zu befürchten stand, die ja einst nicht so sehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haß gegen Napoleon den einzigen, gegen den sie Krieg zu führen vorgab, die Restauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürsten des Nordens nicht, daß ihre Protegés so ohne Umstände fortgejagt wurden, aber sie hatten dieselben nie wahrhaft geliebt. Ludwig Philipps Quasi-Legitimität, seine erlauchte Geburt und sein sanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und sie ließen sich den gallischen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daß man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht getan, daß man ihn mit dem unwürdigsten Undank behandelt, daß er ein wahrer Märtyrer war, und daß die Februarrevolution überhaupt sich als ein beklagenswertes Ereignis auswies, das unsäglich viel Unheil über die Welt brachte, so müssen wir nichtsdestoweniger gestehen, daß sie wieder für die Franzosen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, sowie auch für die Demokratie im allgemeinen, deren ideales Bewußtsein sich daran stärkte, eine große Genugtuung war. Doch vollständig war diese letztere noch nicht, und sie schlug bald über in eine klägliche Demütigung. Dieses verschuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volkssouveränität, der ihnen die unumschränkte Macht verlieh, durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelspiel verzettelten. Ich will nicht sagen, daß sie schlechte Menschen waren; im Gegenteil, es wäre uns besser ergange

wenn wir entschiedenen Bösewichtern in die Hände gefallen wären, die energisch und konsequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergossen, aber etwas Großes für das Volk getan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und schlechten Musikanten, die sich aus Ehrgeiz im Augenblick des entsetzlichsten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten und, ohne die geringsten Kenntnisse politischer Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bussole nur ihre Eitelkeit konsultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der ersten Stunde der provisorischen Regierung, die sich eben diesen Namen gab, offenbarte sich das Unvermögen der kleinen Menschen. Schon dieser Name „provisorische Regierung" bekundete offiziell ihre Zagnis und annullierte von vornherein alles, was sie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchste Gewalt erteilte und sie mit einer Leibgarde von 300000 Mann beschützte, tun konnten. Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Es befanden sich unter ihnen miserable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakespeare im „Sommernachtstraum" so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der Tat vor nichts mehr Angst, als daß man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versicherte im voraus, daß er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, daß sich das Publikum vor einem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei, in seiner Eitelkeit, hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müsse, ob es ein zindelroter oder ein trikolorer Bart sei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber sie faßten sich bald, als sie sahen, welche Tiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns gleich, wer in Frankreich

regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für diese, sondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sankt Helena, Gott sei Dank! begruben — Solange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da dieser tot ist und unter den provisorischen Regierungslöwen keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als ersterer, aber freilich ebensowenig wie sein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten von Sachsen setzte — der tapfere Pole biß und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrißt."

Ich bemerke ausdrücklich, daß es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesen Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, daß er bis zu Tränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, daß diese wäßrichte Gemütlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen erteilten. Es haben viele über das kindische Äußere desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu sein, nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegenteil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in eine

kleinen Köpfchen soviel Unwissenheit Platz finden konnte; ich egriff nie, wie dieser bornierte, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so eicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit aus- camte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, daß er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution ennen. Es ist schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, em er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. ie Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot erichtet.

Sowohl in bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er ar, überragte Louis Blanc dennoch mehre seiner Kollegen von ner provisorischen Regierung, welche den nordischen Poten- aten so wenig Furcht einjagte. Alles, was diese Fürsten sag- n, ist reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der provi- orischen Regierung war kein einziger, der im mindesten Ähn- chkeit hatte mit jenem Störefried, mit jenem Unfugstifter, nem schrecklichen korsikanischen Taugenichts, der in allen auptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster nwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monar- en wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus m Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre ge- önten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen wäh- nd der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frank- ich —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich keiner einem apoleon, keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, e Schlacht von Marengo zu gewinnen, keiner von ihnen hatte e Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, iner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram gendeinen Exzeß des Sieges, keiner von ihnen gewann die chlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de martine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen ag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyra- iden die Mameluken niedergemetzelt habe — Es ist wahr, er nternahm eine Reise in den Orient, und in Ägypten kam er n Pyramiden vorüber, von deren Spitze zirka vierzig Jahr-

hunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der Anblick seiner berühmten Person keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt, sintemalen sie fast blasiert sind in bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Niltal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreiter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakespeareschen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affaires étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der Tat, diese letzteren waren sehr beruhigt über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie waren vollkommen überzeugt, daß er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht schon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daß jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, sondern gerade das Gegenteil, nämlich ein Blitzableiter war, und sie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein solcher sein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichste Volksgewitter das alte gotische Gesellschaftsgebäude zu zerschmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er selbst hat sich das Brandmal dieses Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle stille steht, entschlüpften ihm einst die naiven Worte: man beschuldige ihn, mit den Rädelsführern der republikanischen Partei gegen die Ordnung der Dinge konspiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konspiriert, aber wie de

Blitzableiter mit dem Blitze konspiriere. Dieser falsche Bruder war bei all seiner Duplizität auch die Unfähigkeit selbst, und da er für einen Dichter gilt, so konnten jetzt wieder die prosaischen Weltleute darüber spötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Musen sind ganz unschuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es ist noch eine Frage, ob das überhaupt Poesie ist, was bei ihm die Franzosen bewundern. Seine Schönrednerei, seine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. Soviel ist gewiß, der chantre d'Eloah sündigte nicht durch Überfluß an Poesie; er ist nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa düpiert hat.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erörtern, daß erst am 2. Dezember 1852 das französische Volk die vollständige Genugtuung empfing, wodurch die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefster Seele diesen Triumph, da ich einst die Niederlage so schmerzlich mitempfunden. Ich bin selbst ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daß ich die Gedanken lese auf den Gesichtern unsrer alten Feinde, die gute Miene zum bösen Spiel machen. Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie entsetzt und getötet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestiert er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiser unter diesem Namen anerkannten, versöhnen sie das französische Nationalgefühl durch einen ebenso klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konsequenzen einer solchen Rehabilitation sind unendlich und werden gewiß heilsam sein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutschen. Es ist nur schade, daß viele der alten Waterloohelden diese Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles,

der Herzog von Wellington, hatte davon schon einen Vor
geschmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit sei
nen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, soll e
miserabler und katzenjämmerlicher als je ausgesehen haben. E
ist auch bald hernach verreckt, und John Bull steht an seinen
Grab, kratzt sich hinter den Ohren und brummt: „So hab
ich mich nun umsonst in die ungeheure Schuldenlast gestürzt
die mich zwingt, wie ein Galeerensklave zu arbeiten — wa
nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?" Ja, diese hat jet
ihre frühere schnöde Bedeutung verloren, und Waterloo ist nu
der Name einer verlorenen Schlacht, nichts mehr, nichts weni
ger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden
wie Jena und Austerlitz.

Memoiren.

Ich habe in der Tat, teure Dame, die Denkwürdigkeite
meiner Zeit, insofern meine eigene Person damit als Zuschaue
oder als Opfer in Berührung kam, so wahrhaft und getre
als möglich aufzuzeichnen gesucht.

Diese Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel „Me
moiren" verlieh, habe ich jedoch schier zur Hälfte wieder ver
nichten müssen, teils aus leidigen Familienrücksichten, teil
auch wegen religiöser Skrupeln.

Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lakune
notdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten ode
ein selbstquälerischer Überdruß zwingen mich, meine Memo
ren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern
und was alsdann die Flammen verschonen, wird vielleicht nie
mals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken.

Ich nehme mich wohl in acht, die Freunde zu nennen, d
ich mit der Hut meines Manuskriptes und der Vollstreckun
meines letzten Willens in bezug auf dasselbe betraue; ich wi
sie nicht nach meinem Ableben der Zudringlichkeit eines müß
gen Publikums und dadurch einer Untreue an ihrem Mand
bloßstellen.

Eine solche Untreue habe ich nie entschuldigen können; e

ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publikum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient.

Nach diesen Bekenntnissen, teure Dame, werden Sie leicht zur Einsicht gelangen, daß ich Ihnen nicht, wie Sie wünschen, die Lektüre meiner Memoiren und Briefschaften gewähren kann.

Jedoch, ein Höfling Ihrer Liebenswürdigkeit, wie ich es immer war, kann ich Ihnen kein Begehr unbedingt verweigern, und um meinen guten Willen zu bekunden, will ich in anderer Weise die holde Neugier stillen, die aus einer liebenden Teilnahme an meinen Schicksalen hervorgeht.

Ich habe die folgenden Blätter in dieser Absicht niedergeschrieben, und die biographischen Notizen, die für Sie ein Interesse haben, finden Sie hier in reichlicher Fülle. Alles Bedeutsame und Charakteristische ist hier treuherzig mitgeteilt, und die Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse offenbart Ihnen die Signatura meines Seins und Wesens. Die Hülle fällt ab von der Seele, und du kannst sie betrachten in ihrer schönen Nacktheit. Da sind keine Flecken, nur Wunden. Ach! und nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geschlagen hat!

Die Nacht ist stumm. Nur draußen klatscht der Regen auf die Dächer und ächzet wehmütig der Herbstwind.

Das arme Krankenzimmer ist in diesem Augenblick fast wohllustig heimlich, und ich sitze schmerzlos im großen Sessel.

Da tritt dein holdes Bild herein, ohne daß sich die Türklinke bewegt, und du lagerst dich auf das Kissen zu meinen Füßen. Lege dein schönes Haupt auf meine Knie und horche, ohne aufzublicken.

Ich will dir das Märchen meines Lebens erzählen.

Wenn manchmal dicke Tropfen auf dein Lockenhaupt fallen, so bleibe dennoch ruhig; es ist nicht der Regen, welcher durch das Dach sickert. Weine nicht und drücke mir nur schweigend die Hand.

— — — — — — — — — — —

Welch ein erhabenes Gefühl muß einen solchen Kirchenfürsten

beseelen, wenn er hinabblickt auf den wimmelnden Marktplatz, wo Tausende entblößten Hauptes mit Andacht vor ihm niederkniend seinen Segen erwarten!

In der italienischen Reisebeschreibung des Hofrats Moritz las ich einst eine Beschreibung jener Szene, wo ein Umstand vorkam, der mir ebenfalls jetzt in den Sinn kommt.

Unter dem Landvolk, erzählt Moritz, das er dort auf den Knien liegen sah, erregte seine besondere Aufmerksamkeit einer jener wandernden Rosenkranzhändler des Gebirges, die aus einer braunen Holzgattung die schönsten Rosenkränze schnitzen und sie in der ganzen Romagna um so teurer verkaufen, da sie denselben an obenerwähntem Feiertage vom Papste selbst die Weihe zu verschaffen wissen.

Mit der größten Andacht lag der Mann auf den Knien, doch den breitkrempigen Filzhut, worin seine Ware, die Rosenkränze, befindlich, hielt er in die Höhe, und während der Papst mit ausgestreckten Händen den Segen sprach, rüttelte jener seinen Hut und rührte darin herum, wie Kastanienverkäufer zu tun pflegen, wenn sie ihre Kastanien auf dem Rost braten; gewissenhaft schien er dafür zu sorgen, daß die Rosenkränze, die unten im Hut lagen, auch etwas von dem päpstlichen Segen abbekämen und alle gleichmäßig geweiht würden.

Ich konnte nicht umhin, diesen rührenden Zug von frommer Naivität hier einzuflechten, und ergreife wieder den Faden meiner Geständnisse, die alle auf den geistigen Prozeß Bezug haben, den ich später durchmachen mußte.

Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen. Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahr alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden, und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sazerdotalen Amtspflichten nicht im geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig nebeneinander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglauben, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.

Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte.

Die Franzosen, die ich kennen lernte, machten mich, ich mu

es gestehen, mit Büchern bekannt, die sehr unsauber und mir ein Vorurteil gegen die ganze französische Literatur einflößten.

Ich habe sie auch später nie so sehr geliebt, wie sie es verdient, und am ungerechtesten blieb ich gegen die französische Poesie, die mir von Jugend an fatal war.

Daran ist wohl zunächst der vermaledeite Abbé Daunoi schuld, der im Lyzeum zu Düsseldorf die französische Sprache dozierte und mich durchaus zwingen wollte, französische Verse zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrierter Priester, war ein altes Männchen mit den beweglichsten Gesichtsmuskeln und mit einer braunen Perücke, die, so oft er in Zorn geriet, eine sehr schiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere französische Grammatiken sowie auch Chrestomathien, worin Auszüge deutscher und französischer Klassiker, zum Übersetzen für seine verschiedenen Klassen geschrieben; für die oberste veröffentlichte er auch eine „Art oratoire“ und eine „Art poétique“, zwei Büchlein, wovon das erstere Beredsamkeitsrezepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beispiele von Predigten Fléchiers, Massillions, Bourdaloues und Bossuets, welche mich nicht allzusehr langweilten. —

Aber gar das andere Buch, das die Definitionen von der Poesie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux, auch die französische Prosodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzosen enthielt, welch ein schrecklicher Alp!

Ich kenne auch jetzt nichts Abgeschmackteres als das metrische System der französischen Poesie, dieser art de peindre par les images, wie die Franzosen dieselbe definieren, welcher verkehrte Begriff vielleicht dazu beiträgt, daß sie immer in die malerische Paraphrase geraten.

Ihre Metrik hat gewiß Prokrustes erfunden; sie ist eine wahre Zwangsjacke für Gedanken, die bei ihrer Zahmheit gewiß nicht einer solchen bedürfen. Daß die Schönheit eines Gedichtes in der Überwindung der metrischen Schwierigkeiten bestehe, ist ein lächerlicher Grundsatz, derselben närrischen Quelle entsprungen. Der französische Hexameter, dieses gereimte Rülpsen, ist mir wahrhaft ein Abscheu. Die Franzosen haben diese widrige Unnatur, die weit sündhafter als die Greuel von So-

dom und Gomorrha, immer selbst gefühlt, und ihre guten Schauspieler sind darauf angewiesen, die Verse so sakkadiert zu sprechen, als wären sie Prosa — warum aber alsdann die überflüssige Mühe der Versifikation?

So denk' ich jetzt, und so fühlt' ich schon als Knabe, und man kann sich leicht vorstellen, daß es zwischen mir und der alten braunen Perücke zu offnen Feindseligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich sei, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen Sinn für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes.

Ich denke noch mit Entsetzen daran, daß ich aus der Chrestomathie des Professors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopstockschen „Messiade" in französische Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih', ich verwünschte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe dran, ein Franzosenfresser zu werden.

Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französisch Verse machen — nimmermehr!

Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nämlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passieren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Taler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt.

Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwickelungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselbe

niemals meinem Naturell entsprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum König avancieren würde, — ach, da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien betreiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyzeum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich instand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nötigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Das Rothschildsche Haus, mit dessen Chef mein Vater verwandt war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt mußte ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den

Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren.

Um etwas vom Wechselgeschäft und von Kolonialwaren kennen zu lernen, mußte ich später das Kontor eines Bankiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen Spezereihändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch ich lernte bei dieser Gelegenheit, wie man einen Wechsel ausstellt, und wie Muskatnüsse aussehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum Erwerb, und lachend gestand ich ihm, daß er wohl recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskrisis entstand und wie viele unserer Freunde auch mein Vater sein Vermögen verlor, da platzte die merkantilische Seifenblase noch schneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter mußte nun wohl eine andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müsse durchaus Jurisprudenz studieren. Sie hatte nämlich bemerkt, wie längst in England, aber auch in Frankreich und im konstitutionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei und besonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.

Da eben die neue Universität Bonn errichtet worden, wo die juristische Fakultät von den berühmtesten Professoren besetzt war, schickte mich meine Mutter unverzüglich nach Bonn, wo ich bald zu den Füßen Mackeldeys und Welkers saß und die Manna ihres Wissens einschlürfte.

Von den sieben Jahren, die ich auf deutschen Universitäten zubrachte, vergeudete ich drei schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Kasuistik, der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft.

Welch ein fürchterliches Buch ist das Korpus Juris, die Bibel des Egoismus!

Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtskodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicherstellen, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen; deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat, und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art

Wahrhaftig, jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigentums, das vorher nur als Tatsache bestand, und die Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Konsequenzen ist jenes gepriesene römische Recht, das allen unseren heutigen Legislationen, ja allen modernen Staatsinstituten zugrunde liegt, obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht.

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, daß andere mich in der Advokasserie und Rabulisterei leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernstere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein sehr erwachsener Mensch geworden, der in dem Alter stand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muß.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fiasko die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute sie, wie wir oben gesehen, daß sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet.

Sie ist jetzt eine Matrone von 87 Jahren, und ihr Geist hat durch das Alter nicht gelitten. Über meine wirkliche Denkart hat sie sich nie eine Herrschaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst.

Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen „Emile" gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und wichtige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in

meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie tat alles mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen.

Sie war sparsam, aber nur in bezug auf ihre eigene Person; für das Vergnügen andrer konnte sie verschwenderisch sein, und da sie das Geld nicht liebte, sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohltätigkeit und Freigebigkeit in Erstaunen.

Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigen Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werte, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.

Ich war übrigens nicht der erste in unserer Familie, der an der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie diese mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthalts auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus de Geldern, durch einen Sukzessionsprozeß mit einer verheirateten Schwester in große Armut geraten war, er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viel Wunderdinge erzählte.

Das klang dem Knaben immer wie Märchen von „Tausend undeiner Nacht", wenn die Alte von den großen Palästen und den persischen Tapeten und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürsten und der Kurfürstin so viel Ehren genoß, so kläglich einbüßte. Sein Haus in der Stadt war das große Hotel in der Rheinstraße; das jetzige Krankenhaus in der Neustadt gehörte ihm ebenfalls sowie ein Schloß bei Gravenberg, und am Ende hatte er kaum, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Eine Geschichte, die ein Seitenstück zu der obigen bildet, will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte.

Ich las nämlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daß das Laster des Trunks, woran derselbe zugrunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Branntewein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen" mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte.

Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren jungen Wolf-Dietrich karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bißchen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studieren.

Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Paket in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein holzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Dekoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: ich bin an einem dritten Löffel, oder ich bin an meinem vierten Löffel. Die großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr wenige Bissen geben, wenn die kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibt's gar keine Bissen mehr.

Leider hatte er recht, und je weniger er zu essen hatte, desto mehr legte er sich aufs Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den Unglücklichen, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammertum ein Ende zu machen. „Glauben Sie mir," sagte mir einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes, „der konnte viel vertragen und

wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte; er starb durch Selbsttrunk."

Obige Ehrenrettung einer Mutter ist gewiß nie am unrechten Platz; ich versäumte bis jetzt, sie zur Sprache zu bringen, da ich sie in einer Charakteristik Grabbes aufzeichnen wollte; diese kam nie zustande, und auch in meinem Buche „De l'Allemagne" konnte ich Grabbes nur flüchtig erwähnen.

Obige Notiz ist mehr an den deutschen als an den französischen Leser gerichtet, und für letzteren will ich hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andre, die dadurch ihn vielleicht überragen aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt erschüttert, entzückt.

Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Zynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unseren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen.

In seinen gedruckten Dramen sind jene Monstruositäten schon gemildert, sie befanden sich aber grauenhaft grell in dem Manuskript seines „Gothland", einer Tragödie, die er einst, als sie mir noch ganz unbekannt war, überreichte oder vielmehr vor die Füße schmiß mit den Worten: „Ich wollte wissen, was an mir sei, und da habe ich dieses Manuskript dem Professor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geschüttelt und, um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der ebenso toll Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit besser verstünde, — hier ist nun der Bulk!"

Nach diesen Worten, ohne Antwort zu erwarten, trottelte der närrische Kauz wieder fort, und da ich eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm ich das Manuskript mit, um ihr d

rimeur eines Dichters zu verschaffen; denn ich hatte an den enigen Stellen, die ich las, schon gemerkt, daß hier ein ichter war.

Wir erkennen das poetische Wild schon am Geruch. Aber r Geruch war diesmal zu stark für weibliche Nerven, und ät, schon gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen ufen und beschwor mich um Gottes willen, das entsetzliche anuskript wieder zurückzunehmen, da sie nicht schlafen könne, lange sich dasselbe noch im Hause befände. Einen solchen indruck machten Grabbes Produktionen in ihrer ursprüng- chen Gestalt.

Obige Abschweifung mag ihr Gegenstand selbst rechtfertigen. Die Ehrenrettung einer Mutter ist überall an ihrem Platze, d der fühlende Leser wird die oben mitgeteilten Äußerungen rabbes über die arme verunglimpfte Frau, die ihn zur Welt bracht, nicht als eine müßige Abschweifung betrachten.

Jetzt aber, nachdem ich mich einer Pflicht der Pietät gegen nen unglücklichen Dichter erledigt habe, will ich wieder zu einer eigenen Mutter und ihrer Sippschaft zurückkehren, in iterer Besprechung des Einflusses, der von dieser Seite auf eine geistige Bildung ausgeübt wurde.

Nach meiner Mutter beschäftigte sich mit letzterer ganz be- nders ihr Bruder, mein Oheim Simon de Geldern. Er ist t seit 20 Jahren. Er war ein Sonderling von unscheinbarem, sogar närrischem Äußeren. Eine kleine, gehäbige Figur mit nem bläßlichen, strengen Gesichte, dessen Nase zwar grie- isch gradlinicht, aber gewiß um ein Drittel länger war, als e Griechen ihre Nasen zu tragen pflegten.

In seiner Jugend, sagte man, sei diese Nase von gewöhn- her Größe gewesen, und nur durch die üble Gewohnheit, daß sich beständig daran zupfte, soll sie sich so ungebührlich in e Länge gezogen haben. Fragten wir Kinder den Ohm, ob s wahr sei, so verwies er uns solche respektwidrige Rede mit oßem Eifer und zupfte sich dann wieder an der Nase.

Er ging ganz altfränkisch gekleidet, trug kurze Beinkleider, ißseidene Strümpfe, Schnallenschuhe und nach der alten ode einen ziemlich langen Zopf, der, wenn das kleine Männ- n durch die Straßen trippelte, von einer Schulter zur an- rn flog, allerlei Kapriolen schnitt und sich über seinen eige- n Herrn hinter seinem Rücken zu mokieren schien.

Oft, wenn der gute Onkel in Gedanken vertieft saß oder die Zeitung las, überschlich mich das freole Gelüste, heimlich sein Zöpfchen zu ergreifen und daran zu ziehen, als wäre es eine Hausklingel, worüber ebenfalls der Ohm sich sehr erboste, indem er jammernd die Hände rang über die junge Brut, die vor nichts mehr Respekt hat, weder durch menschliche noch durch göttliche Autorität mehr in Schranken zu halten und sich endlich an dem Heiligsten vergreifen werde.

War aber das Äußere des Mannes nicht geeignet, Respekt einzuflößen, so war sein Inneres, sein Herz desto respektabler, und es war das bravste und edelmütigste Herz, das ich hier auf Erden kennen lernte. Es war eine Ehrenhaftigkeit in dem Manne, die an den Rigorismus der Ehre in altspanischen Dramen erinnerte, und auch in der Treue glich er den Helden derselben. Er hatte nie Gelegenheit, der „Arzt seiner Ehre" zu werden, doch ein „standhafter Prinz" war er in ebenso ritterlicher Größe, obgleich er nicht in vierfüßigen Trochäen deklamierte, gar nicht nach Todespalmen lechzte und statt des glänzenden Rittermantels ein scheinloses Röckchen mit Bachstelzenschwanz trug.

Er war durchaus kein sinnenfeindlicher Askete, er liebte Kirmesfeste, die Weinstube des Gastwirts Rasia, wo er besonders gern Krammetsvögel aß mit Wacholderbeeren — aber alle Krammetsvögel dieser Welt und alle ihre Lebensgenüsse opferte er mit stolzer Entschiedenheit, wenn es die Idee galt, die er für wahr und gut erkannt. Und er tat dieses mit solcher Anspruchlosigkeit, ja Verschämtheit, daß niemand merkte, wie eigentlich ein heimlicher Märtyrer in dieser spaßhaften Hülle steckte.

Nach weltlichen Begriffen war sein Leben ein verfehltes. Simon de Geldern hatte im Kollegium der Jesuiten seine sogenannten humanistischen Studien, Humaniora, gemacht, doch als der Tod seiner Eltern ihm die völlig freie Wahl einer Lebenslaufbahn ließ, wählte er gar keine, verzichtete auf jedes sogenannte Brotstudium der ausländischen Universitäten und blieb lieber daheim zu Düsseldorf in der „Arche Noä", wie das kleine Haus hieß, welches ihm sein Vater hinterließ, und über dessen Türe das Bild der Arche Noä recht hübsch ausgemeißelt und bunt koloriert zu schauen war.

Von rastlosem Fleiße, überließ er sich hier allen seinen ge-

lehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, seiner Bibliomanie und besonders seiner Wut des Schriftstellerns, die er besonders in politischen Tagesblättern und obskuren Zeitschriften ausließ.

Nebenbei gesagt, kostete ihm nicht bloß das Schreiben, sondern auch das Denken die größte Anstrengung.

Entstand diese Schreibwut vielleicht durch den Drang, gemeinnützig zu wirken? Er nahm teil an allen Tagesfragen, und das Lesen von Zeitungen und Broschüren trieb er bis zur Manie. Die Nachbarn nannten ihn den Doktor, aber nicht eigentlich wegen seiner Gelahrtheit, sondern weil sein Vater und sein Bruder Doktoren der Medizin gewesen. Und die alten Weiber ließen es sich nicht ausreden, daß der Sohn des alten Doktors, der sie so oft kuriert, nicht auch die Heilmittel seines Vaters geerbt haben müsse, und wenn sie erkrankten, kamen sie zu ihm gelaufen mit ihren Urinflaschen, mit Weinen und Bitten, daß er dieselben doch besehen möchte, ihnen zu sagen, was ihnen fehle. Wenn der arme Oheim solcherweise in seinen Studien gestört wurde, konnte er in Zorn geraten und die alten Trullen mit ihren Urinflaschen zum Teufel wünschen und davonjagen.

Dieser Oheim war es nun, der auf meine geistige Bildung großen Einfluß geübt, und dem ich in solcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie sehr auch unsere Ansichten verschieden und so kümmerlich auch seine literärischen Bestrebungen waren, so regten sie doch vielleicht in mir die Lust zu schriftlichen Versuchen.

Der Ohm schrieb einen alten steifen Kanzleistil, wie er in den Jesuitenschulen, wo Latein die Hauptsache, gelehrt wird, und konnte sich nicht leicht befreunden mit meiner Ausdrucksweise, die ihm zu leicht, zu spielend, zu irreverenziös vorkam. Aber sein Eifer, womit er mir die Hilfsmittel des geistigen Fortschritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen.

Er beschenkte schon den Knaben mit den schönsten, kostbarsten Werken; er stellte zu meiner Verfügung seine eigene Bibliothek, die an klassischen Büchern und wichtigen Tagesbroschüren so reich war, und er erlaubte mir sogar, auf dem Söller der Arche Noä in den Kisten herumzukramen, worin sich die alten Bücher und Skripturen des seligen Großvaters befanden.

Welche geheimnisvolle Wonne jauchzte im Herzen des Kna-

ben, wenn er auf jenem Söller, der eigentlich eine große Dachstube war, ganze Tage verbringen konnte.

Es war nicht eben ein schöner Aufenthalt, und die einzige Bewohnerin desselben, eine dicke Angorakatze, hielt nicht sonderlich auf Sauberkeit, und nur selten fegte sie mit ihrem Schweife ein bißchen den Staub und das Spinnweb fort vor dem alten Gerümpel, das dort aufgestapelt lag.

Aber mein Herz war so blühend jung, und die Sonne schien so heiter durch die kleine Lukarne, daß mir alles von einem phantastischen Lichte übergossen schien und die alte Katze selbst mir wie eine verwünschte Prinzessin vorkam, die wohl plötzlich aus ihrer tierischen Gestalt wieder befreit sich in der vorigen Schöne und Herrlichkeit zeigen dürfte, während die Dachkammer sich in einen prachtvollen Palast verwandeln würde, wie es in allen Zaubergeschichten zu geschehen pflegt.

Doch die alte gute Märchenzeit ist verschwunden, die Katzen bleiben Katzen, und die Dachstube der Arche Noä blieb eine staubige Rumpelkammer, ein Hospital für inkurablen Hausrat, eine Salpetrière für alte Möbel, die den äußersten Grad der Dekrepitüde erlangt und die man doch nicht vor die Tür schmeißen darf, aus sentimentaler Anhänglichkeit und Berücksichtigung der frommen Erinnerungen, die sich damit verknüpften.

Da stand eine morsch zerbrochene Wiege, worin einst meine Mutter gewiegt worden; jetzt lag darin die Staatsperücke meines Großvaters, die ganz vermodert war und vor Alter kindisch geworden zu sein schien.

Der verrostete Galanteriedegen des Großvaters und ein Feuerzange, die nur einen Arm hatte, und anderes invalides Eisengeschirr hing an der Wand. Daneben auf einem wackligen Brette stand der ausgestopfte Papagei der seligen Großmutter, der jetzt ganz entfiedert und nicht mehr grün, sondern aschgrau war und mit dem einzigen Glasauge, das ihm geblieben, sehr unheimlich aussah.

Hier stand auch ein großer, grüner Mops von Porzellan, welcher inwendig hohl war; ein Stück des Hinterteils war abgebrochen, und die Katze schien für dieses chinesische oder japanische Kunstbild einen großen Respekt zu hegen; sie machte vor demselben allerlei devote Katzenbuckel und hielt es vielleicht für ein göttliches Wesen; die Katzen sind so abergläubisch.

In einem Winkel lag eine alte Flöte, welche einst meine

Mutter gehört; sie spielte darauf, als sie noch ein junges Mädchen war, und eben jene Dachkammer wählte sie zu ihrem Konzertsaale, damit der alte Herr, ihr Vater, nicht von der Musik in seiner Arbeit gestört oder auch ob dem sentimentalen Zeitverlust, dessen sich seine Tochter schuldig machte, unwirsch würde. Die Katze hatte jetzt diese Flöte zu ihrem liebsten Spielzeug erwählt, indem sie an dem verblichenen Rosaband, das an der Flöte befestigt war, dieselbe hin und her auf dem Boden rollte.

Zu den Antiquitäten der Dachkammer gehörten auch Weltkugeln, die wunderlichsten Planetenbilder und Kolben und Retorten, erinnernd an astrologische und alchimistische Studien.

In den Kisten, unter den Büchern des Großvaters befanden sich auch viele Schriften, die auf solche Geheimwissenschaften Bezug hatten. Die meisten Bücher waren freilich medizinische Scharteken. An philosophischen war kein Mangel, doch neben dem erzvernünftigen Cartesius befanden sich auch Phantasten wie Paracelsus, van Helmont und gar Agrippa von Nettesheim, dessen „Philosophia occulta" ich hier zum erstenmal zu Gesicht bekam. Schon den Knaben amüsierte die Dedikationsepistel an den Abt Trithem, dessen Antwortschreiben beigedruckt, wo dieser Compère dem andern Scharlatan seine bombastischen Komplimente mit Zinsen zurückerstattet.

Der beste und kostbarste Fund jedoch, den ich in den bestäubten Kisten machte, war ein Notizenbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer so viel zu singen und zu sagen wußten.

Dieser Großoheim, welcher ebenfalls Simon de Geldern hieß, muß ein sonderbarer Heiliger gewesen sein. Den Zunamen „Der Morgenländer" empfing er, weil er große Reisen im Oriente gemacht und sich bei seiner Rückkehr immer in orientalische Tracht kleidete.

Am längsten scheint er in den Küstenstädten Nordafrikas, namentlich in den marokkanischen Staaten, verweilt zu haben, wo er von einem Portugiesen das Handwerk eines Waffenschmieds erlernte und dasselbe mit Glück betrieb.

Er wallfahrtete nach Jerusalem, wo er in der Verzückung des Gebetes, auf dem Berge Moria, ein Gesicht hatte. Was sah er? Er offenbarte es nie.

Ein unabhängiger Beduinenstamm, der sich nicht zum Islam, sondern zu einer Art Mosaismus bekannte und in einer der unbekannten Oasen der nordafrikanischen Sandwüste gleichsam sein Absteigequartier hatte, wählte ihn zu seinem Anführer oder Scheik. Dieses kriegerische Völkchen lebte in Fehde mit allen Nachbarstämmen und war der Schrecken der Karawanen. Europäisch zu reden: mein seliger Großoheim, der fromme Visionär vom heiligen Berge Moria, ward Räuberhauptmann. In dieser schönen Gegend erwarb er auch jene Kenntnisse von Pferdezucht und jene Reiterkünste, womit er nach seiner Heimkehr ins Abendland so viele Bewunderung erregte.

An den verschiedenen Höfen, wo er sich lange aufhielt, glänzte er auch durch seine persönliche Schönheit und Stattlichkeit, sowie auch durch die Pracht der orientalischen Kleidung welche besonders auf die Frauen ihren Zauber übte. Er imponierte wohl noch am meisten durch sein vorgebliches Geheimwissen, und niemand wagte es, den allmächtigen Nekromanten bei seinen hohen Gönnern herabzusetzen. Der Geist der Intrig fürchtete die Geister der Kabbala.

Nur sein eigener Übermut konnte ihn ins Verderben stürzen und sonderbar geheimnisvoll schüttelten die alten Muhmen ihr greisen Köpflein, wenn sie etwas von dem galanten Verhältnis munkelten, worin der „Morgenländer" mit einer sehr erlauchten Dame stand, und dessen Entdeckung ihn nötigte, aufs schleunigste den Hof und das Land zu verlassen. Nur durch die Flucht mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten konnte er dem sichern Tode entgehen, und eben seiner erprobten Reiterkunst verdankte er seine Rettung.

Nach diesem Abenteuer scheint er in England einen sichern aber kümmerlichen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ich schließe solches aus einer zu London gedruckten Broschüre des Großoheims, welche ich einst, als ich in der Düsseldorfer Bibliothek bis zu den höchsten Bücherbrettern kletterte, zufällig entdeckte. Es war ein Oratorium in französischen Versen betitelt „Moses auf dem Horeb", hatte vielleicht Bezug au die erwähnte Vision, die Vorrede war aber in englische Sprache geschrieben und von London datiert; die Verse, wi alle französische Verse, gereimtes lauwarmes Wasser, abe in der englischen Prosa der Vorrede verriet sich der Unmu eines stolzen Mannes, der sich in einer dürftigen Lage befinde

Aus dem Notizenbuch des Großoheims konnte ich nicht viel Sicheres ermitteln; es war, vielleicht aus Vorsicht, meistens mit arabischen, syrischen und koptischen Buchstaben geschrieben, worin sonderbar genug französische Zitate vorkamen, z. B. sehr oft der Vers:

„Où l'innocence périt c'est un crime de vivre."

Mich frappierten auch manche Äußerungen, die ebenfalls in französischer Sprache geschrieben; letztere scheint das gewöhnliche Idiom des Schreibenden gewesen zu sein.

Eine rätselhafte Erscheinung, schwer zu begreifen, war dieser Großoheim. Er führte eine jener wunderlichen Existenzen, die nur im Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts möglich gewesen; er war halb Schwärmer, der für kosmopolitische, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl seiner individuellen Kraft die morschen Schranken einer morschen Gesellschaft durchbricht oder überspringt. Jedenfalls war er ganz ein Mensch.

Sein Scharlatanismus, den wir nicht in Abrede stellen, war nicht von gemeiner Sorte. Er war kein gewöhnlicher Scharlatan, der den Bauern auf den Märkten die Zähne ausreißt, sondern er drang mutig in die Paläste der Großen, denen er den stärksten Backzahn ausriß, wie weiland Ritter Hüon von Bordeaux dem Sultan von Babylon tat. Klappern gehört zum Handwerk, sagt das Sprichwort, und das Leben ist ein Handwerk wie jedes andre.

Und welcher bedeutende Mensch ist nicht ein bißchen Scharlatan? Die Scharlatane der Bescheidenheit sind die schlimmen mit ihrem demütig tuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer scharlatanischen Zutat.

Der Zweck heiligt die Mittel. Hat doch der liebe Gott selbst, als er auf dem Berg Sinai sein Gesetz promulgierte, nicht verschmäht, bei dieser Gelegenheit tüchtig zu blitzen und zu donnern, obgleich das Gesetz so vortrefflich, so göttlich gut war, daß es füglich aller Zutat von leuchtendem Kolophonium und donnernden Paukenschlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte sein Publikum, das mit seinen Ochsen und Schafen und aufgesperrten Mäulern unten am Berge stand, und welchem gewiß ein physikalisches Kunststück mehr Bewunderung einflößen konnte als alle Mirakel des ewigen Gedankens.

Wie dem auch sei, dieser Großohm hat die Einbildungskraft

des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man vo
ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mei
junges Gemüt, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahr
ten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tag
ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ic
selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fort
setzung des Lebens jenes längst Verstorbenen!

In der Nacht spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück i
meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Jou
nal, wo die obere Abteilung die Gegenwart, den Tag mit seine
Tagesberichten und Tagesdebatten, enthielt, während in de
unteren Abteilung die poetische Vergangenheit in fortlaufende
Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons si
phantastisch kundgab.

In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit me
nem Großohm, und mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ei
anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab e
Örtlichkeiten, die ich nie vorher gesehen, da gab es Verhältniss
wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte i
dort mit sicherem Fuß und sicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menschen in brennend bunten, sonde
baren Trachten und mit abenteuerlich wüsten Physiognomie
denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hände drückte; ih
wildfremde, nie gehörte Sprache verstand ich, zu meiner Ve
wunderung antwortete ich ihnen sogar in derselben Sprach
während ich mit einer Heftigkeit gestikulierte, die mir nie eig
war, und während ich sogar Dinge sagte, die mit meiner g
wöhnlichen Denkweise widerwärtig kontrastierten.

Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und o
gleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewußtseins ka
blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idi
synkrasie, manche fatale Sympathien und Antipathien, die g
nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlunge
die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich m
als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigen
Großoheim war.

Wenn ich Fehler begehe, deren Entstehung mir unbegreifli
erscheint, schiebe ich sie gern auf Rechnung meines morgenlä
dischen Doppelgängers. Als ich einst meinem Vater eine solc
Hypothese mitteilte, um ein kleines Versehen zu beschönige

bemerkte er schalkhaft: er hoffe, daß mein Großoheim keine Wechsel unterschrieben habe, die mir einst zur Bezahlung präsentiert werden könnten.

Es sind mir keine solche orientalischen Wechsel vorgezeigt worden, und ich habe genug Nöte mit meinen eigenen okzidentalischen Wechseln gehabt.

Aber es gibt gewiß noch schlimmere Schulden als Geldschulden, welche uns die Vorfahren zur Tilgung hinterlassen. Jede Generation ist eine Fortsetzung der andern und ist verantwortlich für ihre Taten. Die Schrift sagt: die Väter haben Herlinge (unreife Trauben) gegessen, und die Enkel haben davon schmerzhaft taube Zähne bekommen.

Es herrscht eine Solidarität der Generationen, die aufeinanderfolgen, ja die Völker, die hintereinander in die Arena treten, übernehmen eine solche Solidarität, und die ganze Menschheit liquidiert am Ende die große Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Im Tale Josaphat wird das große Schuldbuch vernichtet werden oder vielleicht vorher noch durch einen Universalbankrott.

Der Gesetzgeber der Juden hat diese Solidarität tief erkannt und besonders in seinem Erbrecht sanktioniert; für ihn gab es vielleicht keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und er glaubte nur an die Unsterblichkeit der Familie; alle Güter waren Familieneigentum, und niemand konnte sie so vollständig alienieren, daß sie nicht zu einer gewissen Zeit an die Familienglieder zurückfielen.

Einen schroffen Gegensatz zu jener menschenfreundlichen Idee des mosaischen Gesetzes bildet das römische, welches ebenfalls im Erbrechte den Egoismus des römischen Charakters bekundet.

Ich will hierüber keine Untersuchungen eröffnen, und meine persönlichen Bekenntnisse verfolgend, will ich vielmehr die Gelegenheit benutzen, die sich mir hier bietet, wieder durch ein Beispiel zu zeigen, wie die harmlosesten Tatsachen zuweilen zu den böswilligsten Insinuationen von meinen Feinden benutzt worden. Letztere wollen nämlich die Entdeckung gemacht haben, daß ich bei biographischen Mitteilungen sehr viel von meiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von meinen väterlichen Sippen und Magen spräche, und sie bezeichneten solches als ein absichtliches Hervorheben und Verschweigen

und beschuldigten mich derselben eiteln Hintergedanken, di
man auch meinem seligen Kollegen Wolfgang Goethe vorwar

Es ist freilich wahr, daß in dessen Memoiren sehr oft vo
dem Großvater von väterlicher Seite, welcher als gestrenge
Herr Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt präsidierte, m
besonderem Behagen die Rede ist, während der Großvater vo
mütterlicher Seite, der als ehrsames Flickschneiderlein auf de
Bockenheimer Gasse auf dem Werktische hockte und die alte
Hosen der Republik ausbesserte, mit keinem Worte erwähn
wird.

Ich habe Goethen in betreff dieses Ignorierens nicht zu ve
treten, doch was mich selbst betrifft, möchte ich jene böswillige
und oft ausgebeuteten Interpretationen und Insinuation
dahin berichten, daß es nicht meine Schuld ist, wenn in meine
Schriften von einem väterlichen Großvater nie gesproche
ward. Die Ursache ist ganz einfach: ich habe nie viel von ih
zu sagen gewußt. Mein seliger Vater war als ganz fremd
Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen u
besaß hier keine Anverwandten, keine jener alten Muhmen u
Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Br
tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monoton
vorsingen, während sie die bei den schottischen Barden obligo
Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetze
Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konn
von dieser Seite mein junges Gemüt frühe Eindrücke em
fangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräun
oder Brunhildis erzählte.

Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach ni
gern, und einst als kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich
Werkeltage in der öden Franziskanerklosterschule, jedoch
Sonntage zu Hause zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenh
wahr, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater
wesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lachend, h
unwirsch: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und ha
einen großen Bart."

Den andern Tag, als ich in den Schulsaal [des Kloste
trat, wo ich bereits meine kleinen Kameraden versamm
fand, beeilte ich mich sogleich, ihnen die wichtige Neuigkeit
erzählen: daß mein Großvater ein kleiner Jude war, welch
einen langen Bart hatte.

Kaum hatte ich diese Mitteilung gemacht, als sie von Mund zu Mund flog, in allen Tonarten wiederholt ward, mit Begleitung von nachgeäfften Tierstimmen. Die Kleinen sprangen über Tische und Bänke, rissen von den Wänden die Rechentafeln, welche auf den Boden purzelten nebst den Tintenfässern, und dabei wurde gelacht, gemeckert, gegrunzt, gebellt, gekräht — ein Höllenspektakel, dessen Refrain immer der Großvater war, der ein kleiner Jude gewesen und einen großen Bart hatte.

Der Lehrer, welchem die Klasse gehörte, vernahm den Lärm und trat mit zornglühendem Gesichte in den Saal und fragte gleich nach dem Urheber dieses Unfugs. Wie immer in solchen Fällen geschieht: ein jeder suchte kleinlaut sich zu diskulpieren, und am Ende der Untersuchung ergab es sich, daß ich Ärmster überwiesen ward, durch meine Mitteilung über meinen Großvater den ganzen Lärm veranlaßt zu haben, und ich büßte meine Schuld durch eine bedeutende Anzahl Prügel.

Es waren die ersten Prügel, die ich auf dieser Erde empfing, und ich machte bei dieser Gelegenheit schon die philosophische Betrachtung, daß der liebe Gott, der die Prügel erschaffen, in seiner gütigen Weisheit auch dafür sorgte, daß derjenige, welcher sie erteilt, am Ende müde wird, indem sonst am Ende die Prügel unerträglich würden.

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche dasselbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe sie nicht vergessen. Auch den Namen des Lehrers, der mich so unbarmherzig schlug, vergaß ich nicht: es war der Pater Dickerscheit; er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergessen, aber nicht mitteilen will.

Der Liberalismus hat den Priesterstand oft genug mit Unrecht verunglimpft, und man könnte ihm wohl jetzt einige Schonung angedeihen lassen, wenn ein unwürdiges Mitglied Verbrechen begeht, die am Ende doch nur der menschlichen Natur oder vielmehr Unnatur beizumessen sind.

Wie der Name des Mannes, der mir die ersten Prügel erteilte, blieb mir auch der Anlaß im Gedächtnis, nämlich meine unglückliche genealogische Mitteilung, und die Nachwirkung dieser frühen Jugendeindrücke ist so groß, daß jedesmal, wenn von kleinen Juden mit großen Bärten die Rede war, mir eine

unheimliche Erinnerung grüselnd über den Rücken lief. „Gesottene Katze scheut den kochenden Kessel", sagt das Sprichwort, und jeder wird leicht begreifen, daß ich seitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einst dem kleinen, dahinbezügliche Mitteilungen zu machen.

Meine Großmutter väterlicherseits, von welcher ich ebenfalls nur wenig zu sagen weiß, will ich jedoch nicht unerwähnt lassen. Sie war eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Bankiers zu Hamburg, der wegen seines Reichtums weit und breit berühmt war. Diese Umstände lassen mich vermuten, daß der kleine Jude, der die schöne Person aus dem Hause ihrer hochbegüterten Eltern nach seinem Wohnorte Hannover heimführte, noch außer seinem großen Barte sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respektabel gewesen sein muß.

Er starb frühe, eine junge Witwe mit sechs Kindern, sämtlich Knaben im zartesten Alter, zurücklassend. Sie kehrte nach Hamburg zurück und starb dort ebenfalls nicht sehr betagt.

Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, welcher in Rembrandtscher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haschte, hatte dem Bilde eine schwarze klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund erteilt, so daß das vollwangichte, mit einem Doppelkinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimmerte.

Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie waren zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Vornehmheit eigentümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Porträt irgendeiner gefürsteten Äbtissin eines protestantischen adligen Stiftes zu sehen.

Von den Kindern meiner Großmutter haben, soviel ich weiß, nur zwei ihre außerordentliche Schönheit geerbt, nämlich mein Vater und mein Oheim Salomon Heine, der verstorbene Chef des hamburgischen Bankierhauses dieses Namens.

Die Schönheit meines Vaters hatte etwas Überweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Sein Bruder besaß vielmehr eine

männliche Schönheit, und er war überhaupt ein Mann, dessen Charakterstärke sich auch in seinen edelgemessenen, regelmäßigen Zügen imposant, ja manchmal sogar verblüffend offenbarte.

Seine Kinder waren alle ohne Ausnahme zur entzückendsten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte sie dahin in ihrer Blüte, und von diesem schönen Menschenblumenstrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Bankierhauses und seine Schwester, eine seltene Erscheinung mit — — —

Ich hatte alle diese Kinder so lieb, und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls so schön war und früh dahinschied, und alle haben mir viele Tränen gekostet. Ich habe wahrhaftig in diesem Augenblicke nötig, meine Schellenkappe zu schütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.

Ich habe oben gesagt, daß die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er zumal in seiner Jugend oft erprobt, und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren. Den Konturen seiner Züge fehlte das Markierte, und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er nicht eben mager gewesen zu sein.

In dieser Vermutung bestätigt mich ein Porträt, welches seitdem in einer Feuersbrunst bei meiner Mutter verloren ging und meinen Vater als einen jungen Menschen von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, in roter Uniform, das Haupt gepudert und versehen mit einem Haarbeutel, darstellt.

Dieses Porträt war günstigerweise mit Pastellfarbe gemalt. Ich sage günstigerweise, da letztere weit besser als die Ölfarbe mit dem hinzukommenden Glanzleinenfirnis jenen Blütenstaub wiedergeben kann, den wir auf den Gesichtern der Leute, welche Puder tragen, bemerken, und die Unbestimmtheit der Züge vorteilhaft verschleiert. Indem der Maler auf besagtem Porträt mit den kreideweiß gepuderten Haaren und der ebenso weißen Halsbinde das rosichte Gesicht einkadrierte, verlieh er demselben durch den Kontrast ein stärkeres Kolorit, und es tritt kräftiger hervor.

Auch die scharlachrote Farbe des Rocks, die auf Ölgemälden so schauderhaft uns angrinst, macht hier im Gegenteil einen guten Effekt, indem dadurch die Rosenfarbe des Gesichtes angenehm gemildert wird.

Der Typus von Schönheit, der sich in den Zügen desselben aussprach, erinnerte weder an die strenge keusche Idealität der griechischen Kunstwerke, noch an den spiritualistisch schwärmerischen, aber mit heidnischer Gesundheit geschwängerten Stil der Renaissance; nein, besagtes Porträt trug vielmehr ganz den Charakter einer Zeit, die eben keinen Charakter besaß, die minder die Schönheit als das Hübsche, das Niedliche, das Kokett-Zierliche liebte; einer Zeit, die es in der Fadheit bis zur Poesie brachte, jener süßen, geschnörkelten Zeit des Rokoko, die man auch die Haarbeutelzeit nannte und die wirklich als Wahrzeichen, nicht an der Stirn, sondern am Hinterkopfe, einen Haarbeutel trug. Wäre das Bild meines Vaters auf besagtem Porträte etwas mehr Miniatur gewesen, so hätte man glauben können, der vortreffliche Watteau habe es gemalt, um mit phantastischen Arabesken von bunten Edelsteinen und Goldflittern umrahmt auf einem Fächer der Frau von Pompadour zu paradieren.

Bemerkenswert ist vielleicht der Umstand, daß mein Vater auch in seinen späteren Jahren der altfränkischen Mode des Puders treu blieb und bis an sein seliges Ende sich alle Tage pudern ließ, obgleich er das schönste Haar, das man sich denken kann, besaß. Es war blond, fast golden und von einer Weichheit, wie ich sie nur bei chinesischer Flockseide gefunden.

Den Haarbeutel hätte er gewiß ebenfalls gern beibehalten, jedoch der fortschreitende Zeitgeist war unerbittlich. In dieser Bedrängnis fand mein Vater ein beschwichtigendes Auskunftsmittel. Er opferte nur die Form, das schwarze Säckchen, der Beutel; die langen Haarlocken jedoch selbst trug er seitdem wie ein breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen an dem Haupte befestigt. Diese Haarflechte war bei der Weichheit der Haare und wegen des Puders fast gar nicht bemerkbar, und so war mein Vater doch im Grunde kein Abtrünniger des alten Haarbeuteltums, und er hatte nur wie so mancher Krypto-Orthodoxe dem grausamen Zeitgeiste sich äußerlich gefügt.

Die rote Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Porträte abkonterfeit ist, deutet auf hannöversche Dienstver

hältnisse. Im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius oder, wie es die Franzosen nennen, eines Officier de bouche; die Preußen nennen es einen „Mehlwurm".

Das eigentliche Amt des blutjungen Menschen war aber das eines Günstlings des Prinzen, eines Brummels au petit pied und ohne gestreifte Krawatte, und er teilte auch am Ende das Schicksal solcher Spielzeuge der Fürstengunst. Mein Vater blieb zwar zeitlebens fest überzeugt, daß der Prinz, welcher später König von Hannover ward, ihn nie vergessen habe, doch wußte er sich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm schickte, niemals sich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wissen konnte, ob sein ehemaliger Günstling nicht in Verhältnissen lebte, wo er etwa seiner bedürftig sein möchte.

Aus jener Feldzugsperiode stammen manche bedenkliche Liebabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählich abgewöhnen konnte. Z. B. er ließ sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablierte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht. Er entäußerte sich aber derselben auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage.

Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeister zu entfernen, einen vierschrötigen Flegel, der beständig mit irgendeinem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten spielte. Er ging endlich von selbst in Begleitung einer goldenen Repetieruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Wert.

Nachdem meine Mutter den Taugenichts los war, gab sie sich den Jagdhunden meines Vaters ihre Entlassung, mit Ausnahme eines einzigen, welcher Joli hieß, aber erzhäßlich war. Er fand Gnade in ihren Augen, weil er eben gar nichts an einem Jagdhund an sich hatte und ein bürgerlich treuer und tugendhafter Haushund werden konnte. Er bewohnte im leeren Stalle die alte Kalesche meines Vaters, und wenn

dieser hier mit ihm zusammentraf, warfen sie sich wechselseitig bedeutende Blicke zu. „Ja, Joli," seufzte dann mein Vater, und Joli wedelte wehmütig mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund war ein Heuchler, und einst in übler Laune, als sein Liebling über einen Fußtritt allzu jämmerlich wimmerte, gestand mein Vater, daß die Kanaille sich verstelle. Am Ende ward Joli sehr räudig, und da er eine wandelnde Kaserne von Flöhen geworden, mußte er ersäuft werden, was mein Vater ohne Einspruch geschehen ließ. — Die Menschen sakrifizieren ihre vierfüßigen Günstlinge mit derselben Indifferenz wie die Fürsten die zweifüßigen.

Aus der Feldlagerperiode meines Vaters stammte auch wohl seine grenzenlose Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr für das Soldatenspiel, die Lust an jenem lustigen, müßigen Leben, wo Goldflitter und Scharlachlappen die innere Leere verhüllen und die berauschte Eitelkeit sich als Mut gebärden kann.

In seiner junkerlichen Umgebung gab es weder militärischen Ernst noch wahre Ruhmsucht; von Heroismus konnte gar nicht die Rede sein. Als die Hauptsache erschien ihm die Wachtparade, das klirrende Wehrgehenke, die straffanliegende Uniform, so kleidsam für schöne Männer.

Wie glücklich war daher mein Vater, als zu Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derselben die schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Kolonne an unserem Hause vorbeidefilieren konnte. Vor meiner Mutter welche errötend am Fenster stand, salutierte er dann mit allerliebster Courtoisie; der Federbusch auf seinem dreieckigen Hut flatterte da so stolz, und im Sonnenlicht blitzten freudig die Epauletten.

Noch glücklicher war mein Vater in jener Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, als kommandierender Offizier die Hauptwache zu beziehen und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. An solchen Tagen floß auf der Hauptwache eitel Rüdesheimer und Aßmannshäuser von den trefflichsten Jahrgängen, alles auf Rechnung des kommandierenden Offiziers, dessen Freigebigkeit seine Bürgergardisten, seine Krethi und Plethi, nicht genug zu rühmen wußten.

Auch genoß mein Vater unter ihnen eine Popularität, die gewiß ebenso groß war wie die Begeisterung, womit die

alte Garde den Kaiser Napoleon umjubelte. Dieser freilich verstand seine Leute in anderer Weise zu berauschen. Den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewissen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaschen, deren Schlünde vom größten Kaliber, zu erstürmen. Aber ihr Heldenmut war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaisergarde fanden. Letztere starb und übergab sich nicht, während die Gardisten meines Vaters immer am Leben blieben und sich oft übergaben.

Was die Sicherheit der Stadt Düsseldorf betrifft, so mag es sehr bedenklich damit ausgesehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache kommandierte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen auszuschicken, die singend und klirrend in verschiedenen Richtungen die Stadt durchstreiften. Es geschah einst, daß zwei solcher Patrouillen sich begegneten und in der Dunkelheit die einen die andern als Trunkenbolde und Ruhestörer arretieren wollten. Zum Glück sind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, sie sind im Rausche gutmütig, „ils ont le vin bon“, und es geschah kein Malheur; sie übergaben sich wechselseitig.

Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüte war beständig Kirmes, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieses Naturell stand im wunderlichsten Widerspruch mit der Gravität, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum ersten Male diese ernsthafte, gepuderte Gestalt und diese wichtige Miene sah, hätte gewiß glauben können, einen von den sieben Weisen Griechenlands zu erblicken. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man wohl, daß er weder ein Thales noch ein Lamprekus war, der über kosmogonische Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber sie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind sich eine große tragische Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivität, die bei platten Verstandesvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgendeinen tiefsinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen (Intuition) verriet.

Er witterte mit seinen geistigen Fühlhörnern, was die Klugen erst langsam durch die Reflexion begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann. Das Lächeln das manchmal um seine Lippen spielte und mit der oben erwähnten Gravität gar drollig anmutig kontrastierte, war der süße Widerschein seiner Seelengüte.

Auch seine Stimme, obgleich männlich, klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte fast sagen etwas, das an Waldtöne, etwa an Rotkehlchenlaute erinnerte; wenn er sprach, so drang seine Stimme so direkt zu Herzen, als habe sie gar nicht nötig gehabt, den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der südlichen Nachbarschaft dieser Stadt, das Deutsche am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vorteil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht.

In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Übergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe. Ich will der holländischen Sprache beileibe nicht ihre eigentümlichen Schönheiten absprechen, nur gestehe ich, daß ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr sein, daß unsere eigene deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländisch sei. Es ist möglich.

Dieses erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitischen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menschengeschlechts erklärt; die Menschen sind nach seiner Meinung nur ausgebildete, ja überbildete Affen. Wenn die Affen spre

hen könnten, sie würden wahrscheinlich behaupten, daß die Menschen nur ausgeartete Affen seien, daß die Menschheit ein verdorbenes Affentum, wie nach der Meinung der Holländer die deutsche Sprache ein verdorbenes Holländisch ist.

Ich sage: wenn die Affen sprechen könnten, obgleich ich von solchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal versichern steif und fest, die Affen seien Menschen ganz wie wir, jedoch klüger, indem sie sich des Sprechens enthalten, um nicht als Menschen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden; ihre skurrilen Affenspäße seien nur Pfiffigkeit, wodurch sie bei den Machthabern der Erde für untauglich erscheinen möchten, wie wir andre ausgebeutet zu werden.

Solche Entäußerung aller Eitelkeit würde mir von diesen Menschen, die ein stummes Inkognito beibehalten und sich vielleicht über unsere Einfalt lustig machen, eine sehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frei in ihren Wäldern, dem Naturzustand nie entsagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Mensch ein ausgearteter Affe sei.

Vielleicht haben unsere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert dergleichen schon geahnt, und indem sie instinktmäßig fühlten, wie unsere glatte Überzivilisation nur eine gefirnißte Fäulnis ist, und wie es nötig sei, zur Natur zurückzukehren, richten sie sich unserem Urtypus, dem natürlichen Affentum, wieder zu nähern. Sie taten das Mögliche, und als ihnen endlich, um ganz Affe zu sein, nur noch der Schwanz fehlte, ersetzten sie diesen Mangel durch den Zopf. So ist die Zopfmode ein bedeutsames Symptom eines ernsten Bedürfnisses und nicht ein Spiel der Frivolität — — doch ich suche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die Wehmut zu verklingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verstorbenen Vater denke.

Es war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt tot seit länger als 25 Jahren. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind doch nicht tot, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele.

Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen sel
gen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwach
glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören wi
das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, al
müßt' ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vate
hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe tat.

Mein Vater pflegte immer sehr frühe aufzustehen und sic
an seine Geschäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, un
ich fand ihn gewöhnlich schon am Schreibtisch, wo er ohne auf
zublicken mir die Hand hinreichte zum Kusse. Eine schöne, fein
geschnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelkle
wusch. Ich sehe sie noch vor mir, ich sehe noch jedes blau
Äderchen, das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselt
Mir ist, als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase
und das Auge wird feucht.

Zuweilen blieb es nicht beim bloßen Handkuß, und mei
Vater nahm mich zwischen seine Knie und küßte mich auf di
Stirn. Eines Morgens umarmte er mich mit ganz besondere
Zärtlichkeit und sagte: „Ich habe diese Nacht etwas Schöne
von dir geträumt und bin sehr zufrieden mit dir, mein liebe
Harry." Während er diese naiven Worte sprach, zog ein Lä
cheln um seine Lippen, welches zu sagen schien: mag der Harr
sich noch so unartig in der Wirklichkeit aufführen, ich werd
dennoch, um ihn ungetrübt zu lieben, immer etwas Schöne
von ihm träumen.

Harry ist bei den Engländern der familiäre Name der
jenigen, welche Henri heißen, und er entspricht ganz meinem
deutschen Taufnamen „Heinrich". Die familiären Benennun
gen des letztern sind in dem Dialekte meiner Heimat äußer
mißklingend, ja fast skurril, z. B. Heinz, Heinzchen, Hin
Heinzchen werden oft auch die kleinen Hauskobolde genann
und der gestiefelte Kater im Puppenspiel und überhaupt de
Kater in der Volksfabel heißt „Hinze".

Aber nicht um solcher Mißlichkeit abzuhelfen, sondern u
einen seiner besten Freunde in England zu ehren, ward vo
meinem Vater mein Name angliſiert. Mr. Harry war mein
Vaters Geschäftsführer (Korrespondent) in Liverpool;
kannte dort die besten Fabriken, wo Velveteen fabriziert wurd
ein Handelsartikel, der meinem Vater sehr am Herzen la
mehr aus Ambition als aus Eigennutz, denn obgleich er b

auptete, daß er viel Geld an jenem Artikel verdiene, so blieb
olches doch sehr problematisch, und mein Vater hätte vielleicht
och Geld zugesetzt, wenn es darauf ankam, den Velveteen in
esserer Qualität und in größerer Quantität abzusetzen als
eine Kompetitoren. Wie denn überhaupt mein Vater eigent-
ch keinen berechnenden Kaufmannsgeist hatte, obgleich er
nmer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel
ar, wie die Kinder Soldaten oder Kochen spielen.

Seine Tätigkeit war eigentlich nur eine unaufhörliche Ge-
häftigkeit. Der Velveteen war ganz besonders seine Puppe,
nd er war glücklich, wenn die großen Frachtkarren abgeladen
urden und schon beim Abpacken alle Handelsjuden der benach-
arten Gegend die Hausflur füllten; denn die letzteren waren
ine besten Kunden, und bei ihnen fand sein Velveteen nicht
oß den größten Absatz, sondern auch ehrenhafte Anerkennung.

Da du, teurer Leser, vielleicht nicht weißt, was „Velveteen"
t, so erlaube ich mir, dir zu erklären, daß dieses ein eng-
sches Wort ist, welches samtartig bedeutet, und man benennt
mit eine Art Samt von Baumwolle, woraus sehr schöne
osen, Westen, sogar Kamisöle verfertigt werden. Es trägt
eser Kleidungsstoff auch den Namen „Manchester" nach der
eichnamigen Fabrikstadt, wo derselbe zuerst fabriziert wurde.

Weil nun der Freund meines Vaters, der sich auf den Ein-
uf des Velveteens am besten verstand, den Namen Harry
hrte, erhielt auch ich diesen Namen, und Harry ward ich ge-
nnt in der Familie und bei Hausfreunden und Nachbarn.
Ich höre mich noch jetzt sehr gern bei diesem Namen nennen,
gleich ich demselben auch viel Verdruß, vielleicht den emp-
ndlichsten Verdruß meiner Kindheit verdankte. Erst jetzt, wo
nicht mehr unter den Lebenden lebe und folglich alle gesell-
aftliche Eitelkeit in meiner Seele erlischt, kann ich ohne
fangenheit davon sprechen.

Hier in Frankreich ist mir gleich nach meiner Ankunft in
aris mein deutscher Name „Heinrich" in „Henri" übersetzt
rden, und ich mußte mich darin schicken und auch endlich
rzulande selbst so nennen, da das Wort Heinrich dem fran-
isischen Ohr nicht zusagte und überhaupt die Franzosen sich
e Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen
enri Heine" haben sie nie recht aussprechen können, und bei
n meisten heiße ich Mr. Enri Enn; von vielen wird dieses

in ein Enrienne zusammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.

Das schadet mir in mancherlei literärischer Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vorteil. Z. B. unter meinen edlen Landsleuten, welche nach Paris kommen, sind manche, die mich hier gern verlästern möchten, aber da sie immer meinen Namen deutsch aussprechen, so kommt es den Franzosen nicht in den Sinn, daß der Bösewicht und Unschuldbrunnenvergifter, über den so schrecklich geschimpft ward, kein andere als ihr Freund Monsieur Enrienne sei, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel schießen lassen; die Franzosen wissen nicht, daß von mir die Rede ist, und die transrhenanische Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeschossen.

Es hat aber, wie gesagt, etwas Mißliches, wenn man unsern Namen schlecht ausspricht. Es gibt Menschen, die in solchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tag legen. Ich machte mir mal den Spaß, den alten Cherubini zu befragen, ob es wahr sei, daß der Kaiser Napoleon seinen Namen immer wie Scherubini und nicht wie Kerubini ausgesprochen, obgleich der Kaiser des Italienischen genugsam kundig war, um zu wissen, wo das italienische ch wie ein que oder k ausgesprochen wird. Bei dieser Anfrage expektorierte sich der alte Maestro mit höchst komischer Wut.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri — alle diese Namen klingen gut, wenn sie von schönen Lippen gleiten. Am besten freilich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen, mit großen silbernen Sternen gestickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen Landes, das die Heimat der Schönheit ist und Raffael Sanzio von Urbino, Joachimo Rossini und die Prinzessa Cristina Belgiojoso hervorgebracht hat.

Da mein körperlicher Zustand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Gesellschaft zu leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich existiert, so habe ich auch die Fessel jener persönlichen Eitelkeit abgestreift, die jeden behaftet, der unter den Menschen, in der sogenannten Welt, sich herumtreiben muß.

Ich kann daher jetzt mit unbefangenem Sinn von dem Mißgeschick sprechen, das mit meinem Namen „Harry" verbund

war und mir die schönsten Frühlingsjahre des Lebens verällte und vergiftete.

Es hatte damit folgende Bewandtnis. In meiner Vaterstadt wohnte ein Mann, welcher „der Dreckmichel" hieß, weil er jeden Morgen mit einem Karren, woran ein Esel gespannt war, die Straßen der Stadt durchzog und vor jedem Hause stillhielt, um den Kehricht, welchen die Mädchen in zierlichen Haufen zusammengekehrt, aufzuladen und aus der Stadt nach dem Mistfelde zu transportieren. Der Mann sah aus wie sein Gewerbe, und der Esel, welcher seinerseits wie sein Herr aussah, hielt still vor den Häusern oder setzte sich in Trab, je nachdem die Modulation war, womit der Michel ihm das Wort „Haarüh!" zurief.

War solches sein wirklicher Name oder nur ein Stichwort? Ich weiß nicht, doch so viel ist gewiß, daß ich durch die Ähnlichkeit jenes Wortes mit meinem Namen Harry außerordentlich viel Leid von Schulkameraden und Nachbarskindern ausstehen hatte. Um mich zu nergeln, sprachen sie ihn ganz so aus, wie der Dreckmichel seinen Esel rief, und ward ich darob böse, so nahmen die Schälke manchmal eine ganz unschuldige Miene an und verlangten, um jede Verwechselung zu vermeiden, ich sollte sie lehren, wie mein Name und der des Esels ausgesprochen werden müßten, stellten sich aber dabei sehr ungelehrig, meinten, der Michel pflege die erste Silbe immer sehr langsam anzuziehen, während er die zweite Silbe immer sehr schnell abschnappen lasse; zu anderen Zeiten geschähe das Gegenteil, wodurch der Ruf wieder ganz meinem eigenen Namen gleichlaute, und indem die Buben in der unsinnigsten Weise alle Begriffe und mich mit dem Esel und wieder diesen mit mir verwechselten, gab es tolle Coq-à l'âne, über die jeder andere lachen, aber ich selbst weinen mußte.

Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, meinte sie, ich solle nur suchen, viel zu lernen und gescheit zu werden, und dann werde mich dann nie mit einem Esel verwechseln.

Aber meine Homonymität mit dem schäbigen Langohr blieb ein Alp. Die großen Buben gingen vorbei und grüßten: „Haarüh!" die kleineren riefen mir denselben Gruß, aber in einiger Entfernung. In der Schule ward dasselbe Thema mit raffinierter Grausamkeit ausgebeutet; wenn nur irgend von dem Esel die Rede war, schielte man nach mir, der ich

immer errötete, und es ist unglaublich, wie Schulknaben überall Anzüglichkeiten hervorzuheben oder zu erfinden wissen.

Z. B. der eine frug den andern: „Wie unterscheidet sich das Zebra von dem Esel des Barlaam, Sohn Boers?" Die Antwort lautete: „Der eine spricht zebräisch und der andere sprach hebräisch." — Dann kam die Frage: „Wie unterscheidet sich aber der Esel des Dreckmichels von seinem Namensvetter," und die impertinente Antwort war: „Den Unterschied wissen wir nicht." Ich wollte dann zuschlagen, aber man beschwichtigte mich und mein Freund Dietrich, der außerordentlich schöne Heiligenbildchen zu verfertigen wußte und auch später ein berühmter Maler wurde, suchte mich einst bei einer solchen Gelegenheit zu trösten, indem er mir ein Bild versprach. Er malte für mich einen heiligen Michael — aber der Bösewicht hatte mich schändlich verhöhnt. Der Erzengel hatte die Züge des Dreckmichels, sein Roß sah ganz aus wie dessen Esel, und statt einer Drachen durchstach die Lanze das Aas einer toten Katze.

Sogar der blondlockichte, sanfte, mädchenhafte Franz, den ich so sehr liebte, verriet mich einst: er schloß mich in seine Arme lehnte seine Wange zärtlich an die meinige, blieb lange sentimental an meiner Brust und — rief mir plötzlich ins Ohr ein lachendes Haarüh! — das schnöde Wort im Davonlaufen beständig modulierend, daß es weithin durch die Kreuzgänge des Klosters widerhallte.

Noch roher behandelten mich einige Nachbarskinder, Gasserbuben jener niedrigsten Klasse, welche wir in Düsseldorf „Halluten" nannten, ein Wort, welches Etymologienjäger gewiß von den Heloten der Spartaner ableiten würden.

Ein solcher Halut war der kleine Jupp, welches Joseph heißt und den ich auch mit seinem Vatersnamen Flader benennen will, damit er beileibe nicht mit dem Jupp Rörsch verwechselt werde, welcher ein ganz artiges Nachbarskind war und, wie ich zufällig erfahren, jetzt als Postbeamter in Bonn lebt. Der Jupp Flader trug immer einen langen Fischerstecken, womit er nach mir schlug, wenn er mir begegnete. Er pflegte mir auch gern Roßäpfel an den Kopf zu werfen, die er brühwarm, wie sie aus dem Backofen der Natur kamen, von der Straße aufraffte. Aber nie unterließ er dann auch das fatale Haarüh zu rufen und zwar in allen Modulationen.

Der böse Bub war der Enkel der alten Frau Flader, welche

zu den Klientinnen meines Vaters gehörte. So böse der Bub war, so gutmütig war die arme Großmutter, ein Bild der Armut und des Elends, aber nicht abstoßend, sondern nur herzzerreißend. Sie war wohl über 80 Jahre alt, eine große Schlottergestalt, ein weißes Ledergesicht mit blassen Kummeraugen, eine weiche, röchelnde, wimmernde Stimme, und betelnd ganz ohne Phrase, was immer furchtbar klingt.

Mein Vater gab ihr immer einen Stuhl, wenn sie kam, ihr Monatsgeld abzuholen an den Tagen, wo er als Armenpfleger seine Sitzungen hielt.

Von diesen Sitzungen meines Vaters als Armenpfleger blieben mir nur diejenigen im Gedächtnis, welche im Winter stattfanden, in der Frühe des Morgens, wenn's noch dunkel war. Mein Vater saß dann an einem großen Tische, der mit Geldtüten jeder Größe bedeckt war; statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren sich mein Vater gewöhnlich bediente, und womit er, dessen Herz so viel Takt besaß, vor der Armut nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tische zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, die mit der roten Flamme des dicken, schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten.

Das waren arme Leute jedes Alters, die bis in den Vorsaal Queue machten. Einer nach dem andern kam, seine Tüte in Empfang zu nehmen, und mancher erhielt zwei; die große Tüte enthielt das Privatalmosen meines Vaters, die kleine das Geld der Armenkasse.

Ich saß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und leichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich sollte lernen, wie man gibt, und in diesem Fache konnte man bei meinem Vater etwas Tüchtiges lernen.

Viele Menschen haben das Herz auf dem rechten Fleck, aber ie verstehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille es Herzens den Weg bis zur Tasche macht; zwischen dem uten Vorsatz und der Vollstreckung vergeht langsam die Zeit, ie bei einer Postschnecke. Zwischen dem Herzen meines Vaters nd seiner Tasche war gleichsam schon eine Eisenbahn eingerichtet. Daß er durch die Aktionen solcher Eisenbahn nicht reich wurde, versteht sich von selbst. Bei der Nord- oder Lyonahn ist mehr verdient worden.

Die meisten Klienten meines Vaters waren Frauen, und

zwar alte, und auch in späteren Zeiten, selbst damals, als seine Umstände sehr unglänzend zu sein begannen, hatte er eine solche Klientel von bejahrten Weibspersonen, denen er kleine Pensionen verabreichte. Sie standen überall auf der Lauer, wo sein Weg ihn vorüberführen mußte, und er hatte solchermaßen eine geheime Leibwache von alten Weibern, wie einst der selige Robespierre.

Unter dieser altergrauen Garde war manche Bettel, die durchaus nicht aus Dürftigkeit ihm nachlief, sondern aus wahrem Wohlgefallen an seiner Person, an seiner freundlichen und immer liebreichen Erscheinung.

Er war ja die Artigkeit in Person, nicht bloß den jungen, sondern auch den älteren Frauen gegenüber, und die alten Weiber, die so grausam sich zeigen, wenn sie verletzt werden, sind die dankbarste Nation, wenn man ihnen einige Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwiesen, und wer in Schmeicheleien bezahlt sein will, der findet in ihnen Personen, die nicht knickern, während die jungen schnippischen Dinger uns für alle unsere Zuvorkommenheiten kaum eines Kopfnickens würdigen.

Da nun für schöne Männer, deren Spezialität drin besteht, daß sie schöne Männer sind, die Schmeichelei ein großes Bedürfnis ist und es ihnen dabei gleichgültig ist, ob der Weihrauch aus einem rosichten oder welken Munde kommt, wenn er nur stark und reichlich hervorquillt, so begreift man, wie mein teurer Vater, ohne eben darauf spekuliert zu haben, dennoch in seinem Verkehr mit den alten Damen ein gutes Geschäft machte.

Es ist unbegreiflich, wie groß oft die Dosis Weihrauch war mit welcher sie ihn eindampften, und wie gut er die stärkste Portion vertragen konnte. Das war sein glückliches Temperament, durchaus nicht Einfalt. Er wußte sehr wohl, daß man ihm schmeichle, aber er wußte auch, daß Schmeichelei wie Zucker immer süß ist, und er war wie das Kind, welches zu der Mutter sagt: schmeichle mir ein bißchen, sogar ein bißchen zu viel.

Das Verhältnis meines Vaters zu den besagten Frauen hatte aber noch außerdem einen ernsteren Grund. Er war nämlich ihr Ratgeber, und es ist merkwürdig, daß dieser Mann, der sich selber so schlecht zu raten wußte, dennoch die

Lebensklugheit selbst war, wenn es galt, anderen in mißlichen Vorfallenheiten einen guten Rat zu erteilen. Er durchschaute dann gleich die Position, und wenn die betrübte Klientin ihm auseinandergesetzt, wie es ihr in ihrem Gewerbe immer schlimmer gehe, so tat er am Ende einen Ausspruch, den ich so oft, wenn alles schlecht ging, aus seinem Munde hörte, nämlich: „In diesem Falle muß man ein neues Fäßchen anstechen." Er wollte damit anraten, daß man nicht in einer verlorenen Sache eigensinnig ferner beharren, sondern etwas Neues beginnen, eine neue Richtung einschlagen müsse. Man muß dem alten Faß, woraus nur saurer Wein und nur sparsam tröpfelt, lieber gleich den Boden ausschlagen und „ein neues Fäßchen anstechen!" Aber statt dessen legt man sich faul mit offenem Mund unter das trockene Spundloch und hofft auf größeres und reichlicheres Rinnen.

Als die alte Hanne meinem Vater klagte, daß ihre Kundschaft abgenommen und sie nichts mehr zu brocken und, was für sie noch empfindlicher, nichts mehr zu schlucken habe, gab er ihr erst einen Taler, und dann sann er nach. Die alte Hanne war früher eine der vornehmsten Hebammen, aber in späteren Jahren ergab sie sich etwas dem Trinken und besonders dem Tabakschnupfen; da in ihrer roten Nase immer Tauwetter war und der Tropfenfall die weißen Bettücher der Wöchnerinnen sehr verbräunte, so ward die Frau überall abgeschafft.

Nachdem mein Vater nun reiflich nachgedacht, sagte er endlich: „Da muß man ein neues Fäßchen anstechen, und diesmal muß es ein Branntweinfäßchen sein; ich rate Euch, in einer etwas vornehmen, von Matrosen besuchten Straße am Hafen einen kleinen Likörladen zu eröffnen, ein Schnapsbödchen."

Die Ex-Hebamme folgte diesem Rat, sie etablierte sich mit einer Schnapsbutike am Hafen, machte gute Geschäfte, und sie hätte gewiß ein Vermögen erworben, wenn nicht unglücklicherweise sie selbst ihre beste Kunde gewesen wäre. Sie verkaufte auch Tabak, und ich sah sie oft vor ihrem Laden stehen mit ihrer rot aufgedunsenen Schnupftabaksnase, eine lebende Reklame, die manchen gefühlvollen Seemann anlockte.

Zu den schönen Eigenschaften meines Vaters gehörte vorzüglich seine große Höflichkeit, die er, als ein wahrhaft vornehmer Mann, ebensosehr gegen Arme wie gegen Reiche aus-

übte. Ich bemerkte dieses besonders in den oberwähnten Sitzungen, wo er, den armen Leuten ihre Geldtüte verabreichend, ihnen immer einige höfliche Worte sagte.

Ich konnte da etwas lernen, und in der Tat, mancher berühmte Wohltäter, der den armen Leuten immer die Tüte an den Kopf warf, daß man mit jedem Taler auch ein Loch in den Kopf bekam, hätte hier bei meinem höflichen Vater etwas lernen können. Er befragte die meisten armen Weiber nach ihrem Befinden, und er war so gewohnt an die Redeformel: „Ich habe die Ehre", daß er sie auch anwandte, wenn er mancher Bettel, die etwa unzufrieden und patzig, die Tür zeigte.

Gegen die alte Flader war er am höflichsten, und er bot ihr immer einen Stuhl. Sie war auch wirklich so schlecht auf den Beinen und konnte mit ihrer Handkrücke kaum forthumpeln.

Als sie zum letztenmal zu meinem Vater kam, um ihr Monatsgeld abzuholen, war sie so zusammenfallend, daß ihr Enkel, der Jupp, sie führen mußte. Dieser warf mir einen sonderbaren Blick zu, als er mich an dem Tische neben meinem Vater sitzen sah. Die Alte erhielt außer der kleinen Tüte auch noch eine ganz große Privattüte von meinem Vater, und sie ergoß sich in einen Strom von Segenswünschen und Tränen.

Es ist fürchterlich, wenn eine alte Großmutter so stark weint. Ich hätte selbst weinen können, und die alte Frau mochte es mir wohl anmerken. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein hübsches Kind ich sei, und sie sagte, sie wollte die Mutter Gottes bitten, dafür zu sorgen, daß ich niemals im Leben Hunger leiden und bei den Leuten betteln müsse.

Mein Vater ward über diese Worte etwas verdrießlich, aber die Alte meinte es ehrlich; es lag in ihrem Blick etwas so Geisterhaftes, aber zugleich Frömmiges und Liebreiches, und sie sagte zuletzt zu ihrem Enkel: „Geh, Jupp, und küsse dem lieben Kinde die Hand." Der Jupp schnitt eine säuerliche Grimasse, aber er gehorchte dem Befehl der Großmutter, ich fühlte auf meiner Hand seine brennenden Lippen wie den Stich einer Viper. Schwerlich konnte ich sagen warum, aber ich zog aus der Tasche alle meine Fettmännchen und gab sie

em Jupp, der mit einem roh blöden Gesicht sie Stück vor
ötück zählte und endlich ganz gelassen in die Tasche seiner
Jux steckte.

Zur Belehrung des Lesers bemerke ich, daß „Fettmännchen"
er Name einer fettigdicken Kupfermünze ist, die ungefähr
inen Sou wert ist.

Die alte Flader ist bald darauf gestorben, aber der Jupp
t gewiß noch am Leben, wenn er nicht seitdem gehenkt worden
t. — Der böse Bube blieb unverändert. Schon den andern
ag nach unserm Zusammentreffen bei meinem Vater begeg-
ete ich ihm auf der Straße. Er ging mit seiner wohlbekannten
ngen Fischerrute. Er schlug mich wieder mit diesem Stecken,
arf auch wieder nach mir mit einigen Roßäpfeln und schrie
ieder das fatale Haarüh! und zwar so laut und die Stimme
s Dreckmichels so treu nachahmend, daß der Esel desselben,
r sich mit dem Karren zufällig in einer Nebengasse befand,
n Ruf seines Herrn zu vernehmen glaubte und ein fröh-
hes I-A erschallen ließ.

Wie gesagt, die Großmutter des Jupp ist bald darauf gestor-
n, und zwar in dem Ruf einer Hexe, was sie gewiß nicht war,
gleich unsere Zippel steif und fest das Gegenteil behauptete.
Zippel war der Name einer noch nicht sehr alten Person,
elche eigentlich Sibylle hieß, meine erste Wärterin war und
ch später im Hause blieb. Sie befand sich zufällig im
mmer am Morgen der erwähnten Szene, wo die alte Flader
r so viele Lobsprüche erteilte und die Schönheit des Kindes
wunderte. Als die Zippel diese Worte hörte, erwachte in
der alte Volkswahn, daß es den Kindern schädlich sei,
nn sie solchermaßen gelobt werden, daß sie dadurch er-
nken oder von einem Übel befallen werden, und um das
el abzuwenden, womit sie mich bedroht glaubte, nahm sie
e Zuflucht zu dem vom Volksglauben als probat empfoh-
ten Mittel, welches darin besteht, daß man das gelobte
nd dreimal anspucken muß. Sie kam auch gleich auf mich
zesprungen und spuckte mir hastig dreimal auf den Kopf.
Doch dieses war erst ein provisorisches Bespeien, denn die
ssenden behaupten, wenn die bedenkliche Lobspende von einer
xe gemacht worden, so könne der böse Zauber nur durch eine
rson gebrochen werden, die ebenfalls eine Hexe, und so ent-
loß sich die Zippel, noch denselben Tag zu einer Frau zu

gehen, die ihr als Hexe bekannt war und ihr auch, wie ich spät
erfahren, manche Dienste durch ihre geheimnisvolle und ver
botene Kunst geleistet hatte. Diese Hexe bestrich mir mit ihre
Daumen, den sie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel de
Hauptes, wo sie einige Haare abgeschnitten; auch andere Stelle
bestrich sie solchermaßen, während sie allerlei Abrakadabr
unsinn dabei murmelte, und so ward ich vielleicht schon frü
zum Teufelspriester ordiniert.

Jedenfalls hat diese Frau, deren Bekanntschaft mir seitde
verblieb, mich späterhin, als ich schon erwachsen, in die g
heime Kunst iniziert.

Ich bin zwar selbst kein Hexenmeister geworden, aber i
weiß, wie gehext wird, und besonders weiß ich, was keine Hex
rei ist.

Jene Frau nannte man die Meisterin oder auch die Göchi
weil sie aus Goch gebürtig war, wo auch ihr verstorbener Gatt
der das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters trieb, se
Domizil hatte und von nah und fern zu Amtsverrichtung
gerufen wurde. Man wußte, daß er seiner Witwe mancherl
Arkana hinterlassen, und diese verstand es, diesen Ruf au
zubeuten.

Ihre besten Kunden waren Bierwirte, denen sie die Tote
finger verkaufte, die sie noch aus der Verlassenschaft ihr
Mannes zu besitzen vorgab. Das sind Finger eines gehenkt
Diebes, und sie dienen dazu, das Bier im Fasse wohlschmecke
zu machen und zu vermehren. Wenn man nämlich den Fing
eines Gehenkten, zumal eines unschuldig Gehenkten, an ein
Bindfaden befestigt im Fasse hinabhängen läßt, so wird d
Bier dadurch nicht bloß wohlschmeckender, sondern man ka
aus besagtem Fasse doppelt, ja vierfach so viel zapfen wie a
einem gewöhnlichen Fasse von gleicher Größe. Aufgeklä
Bierwirte pflegen ein rationaleres Mittel anzuwenden, um d
Bier zu vermehren, aber es verliert dadurch an Stärke.

Auch von jungen Leuten zärtlichen Herzens hatte die M
sterin viel Zuspruch, und sie versah sie mit Liebestränken, den
sie in ihrer scharlatanischen Latinitätswut, wo sie das L
tein noch lateinischer klingen lassen wollte, den Namen ein
Philtrariums erteilte; den Mann, der den Trank seiner Sch
nen eingab, nannte sie den Philtrarius, und die Dame hi
dann die Philtrariata.

Es geschah zuweilen, daß das Philtrarium seine Wirkung
rfehlte oder gar eine entgegengesetzte hervorbrachte. So hatte
B. ein ungeliebter Bursche, der seine spröde Schöne beschwatzt
tte, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken, ein Philtrarium
versehens in ihr Glas gegossen, und er bemerkte auch in dem
enehmen seiner Philtrariata, sobald sie getrunken hatte, eine
ltsame Veränderung, eine gewisse Benautigkeit, die er für
n Durchbruch einer Liebesbrunst hielt, und glaubte sich dem
oßen Momente nahe. Aber ach! als er die Errötende jetzt
waltsam in seine Arme schloß, drang ihm ein Duft in die
ase, der nicht zu den Parfümerien Amors gehört, er merkte,
ß das Philtrarium vielmehr als ein Laxarium agierte, und
ne Leidenschaft ward dadurch gar widerwärtig abgekühlt.
Die Meisterin rettete den Ruf ihrer Kunst, indem sie be-
uptete, den unglücklichen Philtrarius mißverstanden und ge-
ubt zu haben, er wolle von seiner Liebe geheilt sein.
Besser als ihre Liebestränke waren die Ratschläge, womit
Meisterin ihre Philtrarien begleitete; sie riet nämlich,
mer etwas Gold in der Tasche zu tragen, indem Gold sehr
und sei und besonders dem Liebenden Glück bringe. Wer
nnert sich nicht hier an des ehrlichen Jagos Worte im
thello", wenn er dem verliebten Rodrigo sagt: „Take mo-
y in your pocket!"
Mit dieser großen Meisterin stand nun unsere Zippel in
imer Bekanntschaft, und wenn es jetzt nicht eben mehr
besträuke waren, die sie hier kaufte, so nahm sie doch die
nst der Göchin manchmal in Anspruch, wenn es galt, an
er beglückten Nebenbuhlerin, die ihren eigenen ehemaligen
atz heiratete, sich zu rächen, indem sie ihr Unfruchtbarkeit
r dem Ungetreuen die schnödeste Entmannung anhexen ließ.
s Unfruchtbarmachen geschah durch Nestelknüpfen. Das ist
leicht: man begibt sich in die Kirche, wo die Trauung der
utleute stattfindet, und in dem Augenblick, wo der Priester
r dieselben die Trauungsformel ausspricht, läßt man ein
rnes Schloß, welches man unter der Schürze verborgen
t, schnell zuklappen; so wie jenes Schloß, verschließt sich
jetzt der Schoß der Neuvermählten.
Die Zeremonien, welche bei der Entmannung beobachtet
den, sind so schmutzig und haarsträubend grauenhaft,
ich sie unmöglich mitteilen kann. Genug, der Patient

wird nicht im gewöhnlichen Sinne unfähig gemacht, sondern in der wahren Bedeutung des Wortes seiner Geschlechtlichkeit beraubt, und die Hexe, welche im Besitze des Raubes bleibt, bewahrt folgendermaßen dieses corpus delicti, dieses Ding ohne Namen, welches sie auch kurzweg „das Ding" nennt; die lateinsüchtige Göcherin nannte es immer einen Numen Pompilius, wahrscheinlich eine Reminiszenz an König Numa, den weisen Gesetzgeber, den Schüler der Nymphe Egeria, der gewiß nie geahnt, wie schändlich sein ehrlicher Namen einst mißbraucht würde.

Die Hexe verfährt wie folgt. Das Ding, dessen sie sich bemächtigt, legt sie in ein leeres Vogelnest und befestigt dasselbe ganz hoch zwischen den belaubten Zweigen eines Baumes; auch die Dinger, die sie später ihren Eigentümern entwenden konnte, legt sie in dasselbe Vogelnest, doch so, daß nie mehr als ein halb Dutzend darin zu liegen kommen. Im Anfang sind die Dinger sehr kränklich und miserabel, vielleicht durch Emotion und Heimweh, aber die frische Luft stärkt sie, und sie geben Laute von sich wie das Zirpen von Zikaden. Die Vögel, die den Baum umflattern, werden davon getäuscht und meinen, es seien noch unbefiederte Vögel, und aus Barmherzigkeit kommen sie mit Speise in ihren Schnäblein, um die mutterlosen Waisen zu füttern, was diese sich wohl gefallen lassen, so daß sie dadurch erstarken, ganz fett und gesund werden und nicht mehr leise zirpen, sondern laut zwitschern. Drob freut sich nun die Hexe, und in kühlen Sommernächten, wenn der Mond recht deutschsentimental herunterscheint, setzt sich die Hexe unter den Baum, horchend dem Gesang der Dinger, die sie dann ihre süßen Nachtigallen nennt.

Sprenger in seinem „Hexenhammer", „malleus maleficarum", erwähnt auch diese Verruchtheiten der Unholdinnen in bezug auf obige Zauberei, und ein alter Autor, den Scheib in seinem „Kloster" zitiert, und dessen Name mir entfallen, erzählt, wie die Hexen oft gezwungen werden, ihre Beute den Entmannten zurückzugeben.

Die Hexe begeht den Mannheitsdiebstahl aber meistens in der Absicht, von den Entmannten durch die Restitution ein sogenanntes Kostgeld zu erpressen. Bei dieser Zurückgabe des erworbenen Gegenstands gibt es zuweilen Verwechselungen und Quiproquos, die sehr ergötzlicher Art, und ich kenne die G

hichte eines Domherrn, dem ein falscher Numa Pompilius
ırückgeliefert ward, der, wie die Haushälterin des geistlichen
errn, seine Nymphe Egeria, behauptete, eher einem Türken
s einem Christenmenschen angehört haben mußte.

Als einst ein solcher Entmannter auf Restitution drang, be-
hl ihm die Hexe, eine Leiter zu nehmen und ihr in den Garten
ı folgen, dort auf den vierten Baum hinaufzusteigen und in
nem Vogelnest, das er hier befestigt fände, das verlorene Gut
ieder herauszusuchen. Der arme Mensch befolgte die Instruk-
on, hörte aber, wie die Hexe ihm lachend zurief: „Ihr habt
ne zu große Meinung von Euch. Ihr irrt Euch, was Ihr da
rausgezogen, gehört einem sehr großen geistlichen Herrn,
ıd ich käme in die größte Schererei, wenn es mir abhanden
me."

Es war aber wahrlich nicht die Hexerei, was mich zuweilen
r Göcherin trieb. Ich unterhielt die Bekanntschaft mit der
öcherin, und ich mochte wohl schon in einem Alter von sech-
hn Jahren sein, als ich öfter als früher nach ihrer Wohnung
ng, hingezogen von einer Hexerei, die stärker war als alle
re lateinisch bombastischen Philtraria. Sie hatte nämlich
ıe Nichte, welche ebenfalls kaum 16 Jahre alt war, aber,
ötzlich aufgeschossen zu einer hohen, schlanken Gestalt, viel
ter zu sein schien. Das plötzliche Wachstum war auch schuld,
ß sie äußerst mager war. Sie hatte jene enge Taille, welche
r bei den Quarteronen in Westindien bemerken, und da sie
n Korsett und kein Dutzend Unterröcke trug, so glich ihre
g anliegende Kleidung dem nassen Gewand einer Statue.
ine marmorne Statue konnte freilich mit ihr an Schönheit
tteifern, da sie das Leben selbst und jede Bewegung die
hythmen ihres Leibes, ich möchte sagen sogar die Musik ihrer
ele offenbarte. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein
ler geschnittenes Gesicht; die Farbe desselben wie ihre Haut
erhaupt war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre gro-
n tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Rätsel auf-
geben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund
t den schmalen, hochaufgeschürzten Lippen und den kreide-
ißen, etwas länglichen Zähnen zu sagen schien: du bist zu
mm und wirst vergebens raten.

Ihr Haar war rot, ganz blutrot und hing in langen Locken
ß über ihre Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem

Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten, und in roten Strömen quölle daraus hervor das Blut.

Die Stimme der Josepha oder des roten „Sefchen", wie man die schöne Nichte der Göcherin nannte, war nicht besonders wohllautend, und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosigkeit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreichste Ton hervor, der mich ganz besonders durch den Umstand ergriff, daß die Stimme der Josepha mit der meinigen eine so große Ähnlichkeit hatte.

Wenn sie sprach, erschrak ich zuweilen und glaubte, mich selbst sprechen zu hören, und auch ihr Gesang erinnerte mich an Träume, wo ich mich selber mit derselben Art und Weise singen hörte.

Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte der „Traumbilder", die ich bald darauf schrieb, ein düstres und grausames Kolorit haben, wie das Verhältnis, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, die Josepha sang, war ein Volkslied, das sie von der Zippel gelernt, und welches diese auch mir in meiner Kindheit oft vorgesungen, so daß ich zwei Strophen im Gedächtnis behielt, die ich um so lieber hier mitteilen will, da ich das Gedicht in keiner der vorhandenen Volksliedersammlungen fand. Sie lauten folgendermaßen — zuerst spricht der böse Tragig:

„Otilie lieb, Otilie mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert?"

Hierauf antwortete Otilie:

„Ich will nicht hängen am hohen Baum,
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert!"

Als das rote Sefchen einſt das Lied ſingend an das Ende dieſer Strophe kam und ich ihr die innere Bewegung abmerkte, ward auch ich ſo erſchüttert, daß ich in ein plötzliches Weinen ausbrach, und wir fielen uns beide ſchluchzend in die Arme, ſprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während uns die Tränen aus den Augen rannen und wir uns wie durch einen Tränenſchleier anſahen.

Ich bat Sefchen, mir jene Strophen aufzuſchreiben, und ſie tat es, aber ſie ſchrieb ſie nicht mit Tinte, ſondern mit ihrem Blute; das rote Autograph kam mir ſpäter abhanden, doch die Strophen blieben mir unauslöſchlich im Gedächtnis.

Der Mann der Göchin war der Bruder von Sefchens Vater, welcher ebenfalls Scharfrichter war, doch da derſelbe früh ſtarb, nahm die Göchin das kleine Kind zu ſich. Aber als bald darauf ihr Mann ſtarb und ſie ſich in Düſſeldorf anſiedelte, übergab ſie das Kind dem Großvater, welcher ebenfalls Scharfrichter war und im Weſtfäliſchen wohnte.

Hier, in dem „Freihaus", wie man die Scharfrichterei zu nennen pflegt, verharrte Sefchen bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wo der Großvater ſtarb und die Göchin die ganz Verwaiſte wieder zu ſich nahm.

Durch die Unehrlichkeit ihrer Geburt führte Sefchen von ihrer Kindheit bis ins Jungfrauenalter ein vereinſamtes Leben, und gar auf dem Freihof ihres Großvaters war ſie von allem geſellſchaftlichen Umgang abgeſchieden. Daher ihre Menſchenſcheu, ihr ſenſitives Zuſammenzucken vor jeder fremden Berührung, ihr geheimnisvolles Hinträumen, verbunden mit dem ſtörrigſten Trutz, mit der patzigſten Halsſtarrigkeit und Wildheit!

Sonderbar! ſogar in ihren Träumen, wie ſie mir einſt geſtand, lebte ſie nicht mit Menſchen, ſondern ſie träumte nur von Tieren.

In der Einſamkeit der Scharfrichterei konnte ſie ſich nur mit den alten Büchern des Großvaters beſchäftigen, welcher letztere ihr zwar Leſen und Schreiben ſelbſt lehrte, aber doch äußerſt wortkarg war.

Manchmal war er mit ſeinen Knechten auf mehrere Tage abweſend, und das Kind blieb dann allein im Freihaus, welches nahe am Hochgericht in einer waldigen Gegend ſehr einſam gelegen war. Zu Hauſe blieben nur drei alte Weiber mit grei-

sen Wackelköpfen, die beständig ihre Spinnräder schnurren ließen, hüstelten, sich zankten und viel Branntewein tranken.

Besonders in Winternächten, wo der Wind draußen die alten Eichen schüttelte und der große flackernde Kamin so sonderbar heulte, ward es dem armen Sefchen sehr unheimlich im einsamen Hause; denn alsdann fürchtete man auch den Besuch der Diebe, nicht der lebenden, sondern der toten, der gehenkten, die vom Galgen sich losgerissen und an die niederen Fensterscheiben des Hauses klopften und Einlaß verlangten, um sich ein bißchen zu wärmen. Sie schneiden so jämmerlich verfrorene Grimassen. Man kann sie nur dadurch verscheuchen, daß man aus der Eisenkammer ein Richtschwert holt und ihnen damit droht; alsdann huschen sie wie ein Wirbelwind von dannen.

Manchmal lockt sie nicht bloß das Feuer des Herdes, sondern auch die Absicht, die ihnen vom Scharfrichter gestohlenen Finger wieder zu stehlen. Hat man die Tür nicht hinlänglich verriegelt, so treibt sie auch noch im Tode das alte Diebesgelüste, und sie stehlen die Laken aus den Schränken und Betten. Eine von den alten Frauen, die einst einen solchen Diebstahl noch zeitig bemerkte, lief dem toten Diebe nach, der im Winde das Laken flattern ließ, und einen Zipfel erfassend, entriß sie ihm den Raub, als er den Galgen erreicht hatte und sich auf das Gebälke desselben flüchten wollte.

Nur an Tagen, wo der Großvater sich zu einer großen Hinrichtung anschickte, kamen aus der Nachbarschaft die Kollegen zum Besuche, und dann wurde gesotten, gebraten, geschmaust, getrunken, wenig gesprochen und gar nicht gesungen. Man trank aus silbernen Bechern, statt daß dem unehrlichen Freimeister oder gar seinen Freiknechten in den Wirtshäusern, wo sie einkehrten, nur eine Kanne mit hölzernem Deckel gereicht wurde, während man allen anderen Gästen aus Kannen mit zinnernen Deckeln zu trinken gab. An manchen Orten wird das Glas zerbrochen, woraus der Scharfrichter getrunken; niemand spricht mit ihm, jeder vermeidet die geringste Berührung. Diese Schmach ruht auf seiner ganzen Sippschaft, weshalb auch die Scharfrichterfamilien nur untereinander heiraten.

Als Sefchen, wie sie mir erzählte, schon acht Jahr alt war, kamen an einem schönen Herbsttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen aufs Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder sonstige peinliche Amtspflicht zu vollstrecken

stand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, fast alle sehr alte Männchen mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen roten Mänteln ihr Richtschwert und ihre sonntäglichsten, aber ganz altfränkischen Kleider trugen. Sie kamen, wie sie sagten, um zu „tagen", und was Küche und Keller am Kostbarsten besaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetischt.

Es waren die ältesten Scharfrichter aus den entferntesten Gegenden, hatten einander lange nicht gesehen, schüttelten sich unaufhörlich die Hände, sprachen wenig und oft in einer geheimnisvollen Zeichensprache und amüsierten sich in ihrer Weise, das heißt „moult tristement", wie Froissart von den Engländern sagte, die nach der Schlacht bei Poitiers bankettierten.

Als die Nacht hereinbrach, schickte der Hausherr seine Knechte aus dem Hause, befahl der alten Schaffnerin, aus dem Keller drei Dutzend Flaschen seines besten Rheinweins zu holen und auf den Steintisch zu stellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen stand; auch die Eisenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzustellen, und endlich schickte er die Alte nebst den zwei anderen Vetteln mit einem Vorwande aus dem Hause. Sogar an des Hofhundes kleinem Stall, wo die Planken eine Öffnung ließen, verstopfte er dieselben mit einer Pferdedecke; der Hund ward sorgsam angekettet.

Das rote Sefchen ließ der Großvater im Hause, er gab ihr den Auftrag, den großen silbernen Pokal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muscheltrompeten abgebildet, rein auszuschwenken und auf den erwähnten Steintisch zu stellen, — dann aber, setzte er mit Befangenheit hinzu, solle sie sich unverzüglich in ihrem Schlafkämmerlein zu Bette begeben.

Den Neptunspokal hat das rote Sefchen ganz gehorsamlich ausgeschwenkt und auf den Steintisch zu den Weinflaschen gestellt, aber zu Bette ging sie nicht, und von Neugier getrieben verbarg sie sich hinter einem Gebüsche nahe bei den Eichen, wo sie zwar wenig hören, jedoch alles genau sehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis herangeschritten und setzten sich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintisch, wo die

Harzlichter angezündet worden und ihre ernsthaften, steinharten Gesichter gar grauenhaft beleuchteten.

Sie saßen lange schweigend oder vielmehr in sich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pokal voll Wein, den jeder nun austrank und mit wieder neu eingeschenktem Wein seinem Nachbar zustellte; nach jedem Trunk schüttelte man sich auch biderbe die Hände.

Endlich hielt der Großvater eine Anrede, wovon das Sefchen wenig hören konnte und gar nichts verstand, die aber sehr traurige Gegenstände zu behandeln schien, da große Tränen aus des alten Mannes Augen herabtropften und auch die anderen alten Männer bitterlich zu weinen anfingen, was ein entsetzlicher Anblick war, da diese Leute sonst so hart und verwittert aussahen wie die grauen Steinfiguren vor einem Kirchenportal — und jetzt schossen Tränen aus den stieren Steinaugen, und sie schluchzten wie die Kinder.

Der Mond sah dabei so melancholisch aus seinen Nebelschleiern am sternlosen Himmel, daß der kleinen Lauscherin das Herz brechen wollte vor Mitleid. Besonders rührte sie der Kummer eines kleinen alten Mannes, der heftiger als die anderen weinte und so laut jammerte, daß sie ganz gut einige seiner Worte vernahm — er rief unaufhörlich: „O Gott! o Gott! das Unglück dauert schon so lange, das kann eine menschliche Seele nicht länger tragen. O Gott, du bist ungerecht, ja ungerecht.“ — Seine Genossen schienen ihn nur mit große Mühe beschwichtigen zu können.

Endlich erhob sich wieder die Versammlung von ihren Sitzen sie warfen ihre roten Mäntel ab, und, jeder sein Richtschwert unterm Arme haltend, je zwei und zwei begaben sie sich hinter einen Baum, wo schon ein eiserner Spaten bereit stand, und mit diesem Spaten schaufelte einer von ihnen in wenigen Augenblicken eine tiefe Grube. Jetzt trat Sefchens Großvater heran, welcher seinen roten Mantel nicht wie die anderen abgelegt hatte, und langte darunter ein weißes Paket hervor welches sehr schmal, aber über eine Brabanter Elle lang sein mochte und mit einem Bettlaken umwickelt war; er legte dasselbe sorgsam in die offene Grube, die er mit großer Hast wieder zudeckte.

Das arme Sefchen konnte es in seinem Versteck nicht länger aushalten; bei dem Anblick jenes geheimnisvollen Begräbnisse

träubten sich ihre Haare, das arme Kind trieb die Seelenngst von dannen, sie eilte in ihr Schlafkämmerlein, barg sich nter die Decke und schlief ein.

Am anderen Morgen erschien dem Sefchen alles wie ein Traum, aber da sie hinter dem bekannten Baum den aufgeriſchten Boden sah, merkte sie wohl, daß alles Wirklichkeit war. Sie grübelte lange darüber nach, was dort wohl vergraben sein nochte: ein Kind? ein Tier? ein Schatz? — sie sagte aber niemandem ein Sterbenswort von dem nächtlichen Begebnis, nd da die Jahre vergingen, trat dasselbe in den Hintergrund hres Gedächtnisses.

Erst fünf Jahre später, als der Großvater gestorben und ie Göcherin kam, um das Mädchen nach Düsseldorf abzuholen, vagte dasselbe, der Muhme ihr Herz zu öffnen. Diese aber ar über die seltsame Geschichte weder erschrocken noch verundert, sondern höchlich erfreut, und sie sagte, daß weder ein Kind, noch eine Katze, noch ein Schatz in der Grube verborgen äge, wohl aber das alte Richtschwert des Großvaters, womit erselbe hundert armen Sündern den Kopf abgeschlagen habe. Nun sei es aber Brauch und Sitte der Scharfrichter, daß sie in Schwert, womit hundertmal das hochnotpeinliche Amt verichtet worden, nicht länger behalten oder gar benutzen; denn in solches Richtschwert sei nicht wie andere Schwerter, es habe nit der Zeit ein heimliches Bewußtsein bekommen und bedürfe m Ende der Ruhe im Grabe wie ein Mensch.

Auch werden solche Schwerter, meinen viele, durch das viele Blutvergießen zuletzt grausam, und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie e im Schranke, wo sie aufgehängt sind, leidenschaftlich rasseln nd rumoren; ja, einige werden so tückisch und boshaft ganz ie unsereins und betören den Unglücklichen, der sie in Händen at, so sehr, daß er die besten Freunde damit verwundet. So abe mal in der Göcherin eigenen Familie ein Bruder den anern mit einem solchen Schwerte erstochen.

Nichtsdestoweniger gestand die Göcherin, daß man mit einem lchen Hundertmordschwert die kostbarsten Zauberstücke verchten könne, und noch in derselben Nacht hatte sie nichts iligeres zu tun, als an dem bezeichneten Baum das verscharrte ichtschwert auszugraben, und sie verwahrte es seitdem unter nderem Zaubergeräte in ihrer Rumpelkammer.

Als sie einst nicht zu Hause war, bat ich Sefchen, mir jen Kuriosität zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten, gin in die besagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit eine ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen Arm sehr kräftig schwang, während sie schalkhaft drohend die Wor sang:

„Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott beschert?"

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nic küssen das blanke Schwert — ich will das rote Sefchen küssen und da sie sich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl verletzen, nicht zur Gegenwehr setzen konnte, mußte sie es g schehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die fein Hüften umschlang und die trutzigen Lippen küßte. Ja, tr dem Richtschwert, womit schon hundert arme Schelme getö worden, und trotz der Infamia, womit jede Berührung d unehrlichen Geschlechtes jeden behaftet, küßte ich die schö Scharfrichterstochter.

Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern au aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunkl Vorurteile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf d ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späte Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und d Liebe für die französische Revolution, den modernen fur francese, wovon auch ich ergriffen ward im Kampf mit d Landsknechten des Mittelalters.

Ich will meine Liebe für Josepha nicht näher beschreiben. G viel aber will ich gestehen, daß sie doch nur ein Präludium w welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode vora ging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde, ehe er sei Julia sieht.

In der Liebe gibt es ebenfalls, wie in der römisch-katho schen Religion, ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man s erst an das Gebratenwerden gewöhnen soll, ehe man in d wirkliche ewige Hölle gerät.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähne Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel v gleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, sie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel die grö Ähnlichkeit zu bieten, so wie man auch nicht weiß, ob nit

die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen.

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inokulation, wie wir leider gesehen. Sehr gescheute und erfahrene Ärzte raten zu Ortsveränderung und meinen, mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Prinzip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

Soviel wirst du gemerkt haben, teurer Leser, daß die Inokulation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit versuchte, keinen günstigen Erfolg hatte. Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Übel, den Pocken des Herzens, stärker als andere Sterbliche heimgesucht werden sollte, und mein Herz trägt die schlechtvernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie die Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Fassade des Palais Mazarin nach den glorreichen Juliustagen oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin.

Gibt es aber gar kein Heilmittel gegen das fatale Gebreste? Jüngst meinte ein Psychologe, man könnte dasselbe bewältigen, wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Diese Vorschrift mahnt jedoch an das alte naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle, womit der Mensch bedroht ist, und unter anderen ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten solle, sobald er sich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr sei, vom Dache herabzufallen.

Ebenso töricht ist es, wenn man einem Liebeskranken anrät, den Anblick seiner Schönen zu fliehen und sich in der Einsamkeit an der Brust der Natur Genesung zu suchen. Ach, an dieser grünen Brust wird er nur Langeweile finden, und es wäre ratsamer, daß er, wenn nicht alle seine Energie erloschen, an ganz anderen und sehr weißen Brüsten wo nicht Ruhe, so doch heilsame Unruhe suchte; denn das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber; freilich hieße das, den Satan durch Beelzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medizin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chance, und in trostlosen Liebeszuständen ist der Wechsel der Inamorata gewiß das Ratsamste, und mein Vater dürfte auch hier mit Recht sagen: jetzt muß man ein neues Fäßchen anstechen.

Ja, laßt uns zu meinem lieben Vater zurückkehren, den irgendeine mildtätige alte Weiberseele meinen öfteren Besuch bei der Göcherin und meine Neigung für das rote Sefchen denunziert hatte. Diese Denunziationen hatten jedoch keine andere Folge, als meinem Vater Gelegenheit zu geben, seine liebenswürdige Höflichkeit zu bekunden. Denn Sefchen sagte mir bald, ein sehr vornehmer und gepuderter Mann in Begleitung eines andern sei ihr auf der Promenade begegnet, und als ihm sein Begleiter einige Worte zugeflüstert, habe er sie freundlich angesehen und im Vorbeigehen grüßend seinen Hut vor ihr abgezogen.

Nach der näheren Beschreibung erkannte ich in dem grüßenden Manne meinen lieben gütigen Vater.

Nicht dieselbe Nachsicht zeigte er, als man ihm einige irreligiöse Spöttereien, die mir entschlüpft, hinterbrachte. Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standrede, die längste, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete: „Lieber Sohn! Deine Mutter läßt dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Das ist ihre Sache. Ich meinesteils liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nötig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, soviel du willst, aber ich bitte dich, sage nicht öffentlich, was du denkst, denn du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Velveteens mehr bei mir kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten. Ich bin dein Vater und also älter als du und dadurch auch erfahrener; du darfst mir also aufs Wort glauben, wenn ich mir erlaube, dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist!“

Gedanken und Einfälle.

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtehnten und das erste Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft n fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht brechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben ndurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, er verbunden mit Respekt vor fremdem Eigentum und Abeu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: ne bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, tes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster lumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe ott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude leben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner inde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich nen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im ben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, er nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lie-; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt e — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. Solange man nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen ück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei pzig plötzlich umsattelten, oder Napoleons, der doch nicht nöhatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm

zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht g
sagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Par
fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris va
bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich al
dann Frankreich weniger lieben würde, wie man für sei
Mätresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal a
getraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fo
leben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine frem
Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Torheiten verzeihen, die ich über i
vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Torheiten verzei
die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief un
mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, i
eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zw
fels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen, und lei
nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurd
erst durch die Griechen voneinander getrennt. Die Verschm
zung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist ebe
absurd wie der rohe Anthropomorphismus; denn die geistig
Attribute bedeuten nichts und sind lächerlich ohne die körp
lichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Notwendigkeit des Deismus. — ER und Ludwig Philipp, beide sind notwendig. — ER ist der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Altertume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurückgegeben — er ist wie das Korn, und sproßt wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesät, ein geistiger entsproßt), — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat nichts manifestiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen. — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Sürprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen wie bei den Kelten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wiederzugeben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidentum, und darum flegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche

und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Sukzeß des Christentums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Mut nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsameren Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disziplinierte sie, durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschten die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrtum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christentums mußten in ihrem Kampf gegen das Heidentum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinauswagen, da die Philosophie damals (von Mark Aurel bis Julian) auf dem Throne saß — durch Polem arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidentums (der Inder, Perser) vom Judentum: Sie haben alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Notwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judentum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge, und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christentum — Demokratie: Ein Gott, der alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christentum tritt auf zur Tröstung: die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freude hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christentume kommt der Mensch zum Selbstbewußtsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt, selbst die Tiere.

*

Das Christentum wußte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbeigewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Dies Mausoleum des Katholizismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (Ironisch droben die Uhr) — Drinnen in diesem Steinhause glühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es tot und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmütiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christentums.

*

Verehrung für Rom.

Wie mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging manchem wie Bileam, dem Sohne Boers, der Israel zu fluchen auszog, und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Esels gehört.

*

Die Toren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seiden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nötig sterben sehen, wenn ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die einzigen, die bei der Christlichwerdung uropas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christentum aus Wahlverndtschaft mit dem jüdischen Moralprinzip, überhaupt dem idaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, d jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts anders altorientalische Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit Freude am Mittelalter, Katholizismus, Adel, gesteigert rch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden aben den alten, die man weit über die Griechen und Römer en würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man ßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, n würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb n über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — ist das Allertragischste.

*

s ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im tember 1830), daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeft vollendeten, und eine Abendrevolution machten.

ich war bei van Aken während des Tumults: Der Löwe am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der bär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon inderte jeden Augenblick die Farbe, rot, blau, weiß, endlich

sogar dreifarbig — die Tiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die tierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judentums.

Eine Phryne, welche am Dammtor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entreebillett zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater, aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, das tät ich auch, wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Wert bezahlt — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volksgespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorzismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wieviel hat Gott schon getan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit tat er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantins tat er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaßt ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt vertrümmern.

*

Das Heidentum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christentum ist auf denselben Punkt gelangt, Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christentum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Tatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser als ein Sehender — Es ist aber töricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündflut in der Geologie usw.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei der jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt gibt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden. Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und dieser will nicht mit Bosko rivalisieren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft Jehova zürnt uns, aber er schickt einen Retter." Bei den Mohammedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir doch

Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Gibt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christentums beginnt die Dämmerung, wehmütiges Abendrot der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachthandler, welcher Straßenlärm, Mord und Totschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zumute, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Altertum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet usw. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin, glaube ich, nur folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakespeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christentums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakespeares große Zeh' enthält mehr Poesie als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinn als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier

nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blütenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfaßt, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christentum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gotische ist nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Zentrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gotischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebekunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschenleben freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form alles, der Stoff gilt nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Fasson bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es gibt Menschen, denen alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es gibt aber auch Menschen, denen alles aus der Seele kommt, Genien, wie Raffael, Mozart, Shakespeare, denen das Gebären aber schwerer wird wie dem sogenannten Talente. Bei jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert, gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es gibt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgibt.

*

Philarète Chasles ordnet als Literarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik]), sondern nach dem inneren geistigen Prinzip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassifizieren — wieviel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klassifizierte? Die, welche nach Tabak, die, welche nach Zwiebeln riechen usw.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Tränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser teilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektrizität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der Kantischen Ästhetik.

*

Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmütige Flamme, die Seele Schillers loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrichte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmütig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Türme mit Wehmut, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf getürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhlandschen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigertöchter.

Die Helden der „Kämpeviser" sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwut grassiert so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; tut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei diesen schwerer sein, weil diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmteren Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammutsknochen, die auf dem Himalaja zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zerteilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts", benutzt die „Sakontala".

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch jeder in einem bestimmten Buche etwas anderes als der andere. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um dasselbe wiederzugeben. Den Wortverstand, den körperlichen

Sinn kann jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von jedem übersetzt werden. Möchte dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scottscher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forsters Wiederübersetzung der „Sakontala".

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüten des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blütezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Tatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn gibt uns eine zittrige Gemütserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, iß nicht, was die Mutter gekocht!"

Sowie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat lle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz ient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallers- eben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern chädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Frei- eit und Gleichheit des Stils. Jedem sei es erlaubt, nach Will- ür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein nderer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll ge- ebnet werden, nivelliert, makadamisiert, und wo einst der üßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird ld eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der ampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber- lt.

*

Demokratische Wut gegen das Besingen der Liebe — Warum e Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kar- ffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines unstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem hiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein loster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen hen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein eckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Ungar Niembsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm, und es ist lächerlich, wenn jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Sukzeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Théâtre français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit errötendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savignys Eleganz des Stils gleicht dem klebrichten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müllers geht es wie mit Klopstock — keiner liest ihn, jeder spricht mit Respekt von ihm. Er ist unser großer Historiker, wie jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig, — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das räsonierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er alt wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wut hatten,

lbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser
iele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich
ls gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht,
m als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man
ei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm,
as ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich ver-
unftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel
etrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere
och schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie
ill ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch
ir hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht ent-
hließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die
ristlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen.
ie Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich
ssen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen deines
utschen Vaterlands, die du fegst.

*

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur
ht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß dieser
tein verstand — Venedey aber versteht's nicht; Langweilig-
t ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Wal-
lla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen,
ß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter
ht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäzene. Unsre Fürsten haben gewiß ebenso guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies herauszusuchen — denn diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italienischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir tun es zur Schande ihrer Mäzene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Mut und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist, und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahingezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börnes. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er gibt dem Publikum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Teil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb errät, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs — So errate ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich tot, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

Grabbes „Gothland".

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath.

Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlicher Inhalt. Mit diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhorn-

laute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen, zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrtume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemütes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) partizipiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art. Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Zäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Zäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er gibt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Ozeans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cottaschen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Wert für die große Masse, die nach

realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Teil dieses Reichtums; faktisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der Tat.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegenteil: mehr Ideen in der Gesellschaft als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomet") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; es war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und das gibt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo einer dem andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais Royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzien der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christentums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christentume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christentum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Prinzip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilie, und statt Mambrins Helm eine rote Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Villemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms: sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hineinschleichen, sogar die Toten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tötet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist conservateur und progressiste zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er gibt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklektizismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

*

Rossinis „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffers zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Raffael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weitermalen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakespeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Teilung der Arbeit auch im geistigen Produzieren vorteilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakespeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die einzelnen streben immer empor, und die Gesamtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit ebenso, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins usw. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rüh-

men. Die Ruhmlosen haben gewiß recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Tatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es gibt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigentum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit em H.....n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch ißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe rtig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufhört haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich ieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Briten utzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich chte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf eben lls eines so kolossalen Spielzeugs, wie der Kölner Dom ist — ber jetzt denk ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das utsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, ist ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus m aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernstft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faßt. ir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume r Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweghkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit nichts lfen wird, wenn mal der Sturmwind den Turm stürzt, rauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens e, die im Adreßbuch stehen, und zweitens alle, die nicht n stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Ver gnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlig vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmorne Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Fes saal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine z Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pfer gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwer

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragt sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu e gegen die Schlechtigkeit, und schaden mir mehr, als sie nutzen

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen, — ein Pa theon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschilds besteht aus alle die nichts haben; sie denken alle: was wir nicht haben, h Rothschild. Hinzu fließt die Masse derer, die ihr Vermög verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreibe glauben sie, die Pfiffigkeit derer, die ihr Vermögen behalte sei daran schuld. Sowie einer kein Geld mehr hat, wird Rothschilds Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Million teilen will; dieser schickt ihm seinen Teil, 9 Sous — „N laß mich zufrieden!"

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwill gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die mageren, nach d mageren gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren ein! Wenn das Blut im Schnee rinnt ...

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Assoziation der Ideen, in dem Sinne wie Assoziation der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirtschaftlichen, würde überraschende neue Resultate geben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisiert sich. Der eine luft hundert Meilen in einigen Stunden, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt soweit, der vierte bläst emeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder ressе.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn achsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grèveplatze und dem atze Ludwigs XV. waren ein argumentum ad hominem: er konnte hier sehen, daß das adlige Blut nicht schöner war s das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder ekution beiwohnt, wie einem praktischen Experimente zum weis der idealen Theorie.

*

Vision.

Der Platz Ludwigs XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammenzuheilen, schüttdas Haupt: „Unmöglich!" und geht seufzend fort — Höf-

linge versuchen das tote Haupt festzubinden, es fällt abe immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr z helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehr er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in d Erde blutrot.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr b wunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehr der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Köni macht — er war von jenem Marmor, woraus man Gött macht.

*

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten — mitrailliert jene und jagt diese zum Tempel hinaus. Sie unte werfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolutic für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für si und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnüge

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Ve dômesäule umtanzen und hineinbeißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewiss Respekt — während sie mit der rechten Hand Kot auf il werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherwe in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften u höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleons notwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir lieben, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des alten Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und er hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staëls Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un cœur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Täler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon den Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie von Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Clauren, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der andre ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrat und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wiederzufinden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene tun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! Sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchen sie herabzudrücken, demütigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegenteil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöten auf dieser Erde interessiert und alle menschentümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt!

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt, — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachreist, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat. Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben und weil die große Menge unfähig ist, eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sich nicht lange halten ... Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraussehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine notwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurückschmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothes

von einer kurzen Dauer des republikanischen Regimentes in derselben Weise wie jene greisen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und, um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen ...

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsteres Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegengesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urteilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Sukzeß vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche, oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse dort konzentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Zivilisation im Auge haltend; hier idealen Prinzipien, dort der praktischen Notwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Conciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Zensurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Nikolaus war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Re-

gierungsprinzipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmut weicht in Kriegsfällen vor der Notwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Altertümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persiflage verachten. (Der Marquis verstand das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem; auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heranknutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, erfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolas. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolas ist, sozusagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständigste Gleichgültigkeit gegen das Herkömmliche, das Verehrte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgendeine Tat oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahintersteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodots Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht

da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippes ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wieviel höher steht die Frau bei Moses, als bei den andern Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mohammedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mohammed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, der heiratet, ist wie der Doge, der sich mit dem Adriatischen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungetüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat eine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegenteil, er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frißt.

*

Kadmus bringt die phönizische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avozierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es gibt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rotem Sammet — Es gibt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Krawatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde municipal, welcher den Cancan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholizismus ihn nicht mehr so greuelhaft an, und hört vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Courtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!" rufen.

*

Es gibt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode," sagt Solon, „ist niemand glücklich zu schätzen" — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist niemand als Charakter zu preisen. Herr ** ist noch jung, und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der **kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Taten nicht, wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichtum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Vlies und vom Niblungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöten bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei- bis viermal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassekuriert.

*

„Gebt Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!" — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiterzulesen, erwachte vor Langeweile, und das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man sich, man sollte jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge ** heiratet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder chokiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit der, welcher im Innern der Stadt nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Britinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf den Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Rasse, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nötig hatten, um vom Himmel auf die Erde herabzusteigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

Wie Mahomed nur ein Kameltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameltreiber, aber ein Kamel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!
Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!
Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Erraten.

*

Der Diamant könnte sich etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen Tat, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaja, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch rezensierend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe, und sie stürzt auf den Rosenstrauch, und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der tote Harfner, und entfliehen.

*

Traum Metternichs: Er sieht sich im Sarg mit einer roten Jakobinermütze.

Traum Rothschilds: Er träumt, er habe 100000 Franks den Armen gegeben, und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Josephs und Marias. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Eiapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt".

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Scharlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß gibt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Totenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!" ruf' ich: „Alle guten Geister loben Gott."

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!" — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem mindern lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elßler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran ...

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en cœur, ihr ganzes graziöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln ist wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus, und meine Seele verfing sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll helles Auge, ruhige, sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume — eine tiefsinnige Stimme.

*

Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele".

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man, daß er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbrite.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Tränen benetzt worden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

Lesarten.

Über die Textgestaltung der „Briefe aus Berlin“ und des Aufsatzes „Über Polen“ gibt die Einleitung Auskunft. Hier ist noch zu erwähnen, daß Druckfehler im Text, falsche Namenschreibungen jedoch in den Anmerkungen richtiggestellt worden sind.

Der Anfang der „Götter im Exil“ ist in einem handschriftlichen Entwurf erhalten und in den „Heine-Reliquien“ von Maximilian Freiherrn v. Heine-Geldern und Gustav Karpeles, Berlin 1911 (S. 244) zuerst veröffentlicht worden. Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Karl Curtius bringen wir diesen Entwurf in genauerer Wiedergabe nach dem den „Heine-Reliquien“ beigefügten handschriftlichen Faksimile. Das in eckigen Klammern Stehende ist in der Handschrift durchgestrichen:

„Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, die den nachfolgenden Betrachtungen zugrunde liegen wird. Es iſt dieſes die [Verteufelung der alten griechiſch-römiſchen Götter, nämlich die] Umwandlung in Dämonen, welche die [-ſe] griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, [zur Zeit] als das Chriſtentum die Oberherrſchaft in der Welt erlangte, [ſowohl durch den Volksglauben als auch durch die Lehre der Kirche erlitten haben. Nicht bloß] Der Volksglaube [ſondern auch die Doktrin der Kirche] ſchrieb jenen Göttern [jetzt] eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. [,die keineswegs] [Der katholiſche Klerus hielt] Letztere erklärte jene alten Götter, keineswegs wie es die Philoſophen [taten] getan, für Chimären und Ausgeburten des Lugs und des Irrſinns [hielt erklärten], ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt worden und jetzt hier auf Erden im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder [herumirrten umherirrten ſchlichen] ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſche Teufelskünſte, [beſonders durch] durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang zum Abfall [zu] verlocken [ſuchten][1]). Alles was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturkulte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſtertums in Hexerei, dieſe Verteufelung der Götter habe ich ſowohl im zweiten wie im dritten Teile des Salon unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weiteren Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andere Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner

[1]) Bis hierher reicht die Handſchriftenbeilage der „Heine-Reliquien“.

Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenstandes erteilt, jenes Thema viel weitläuftiger, umfassender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der sich das Verdienst der Initiative erworben, so war dieses gewiß Zufall. Ich will meinen Anspruch auf ein solches Verdienst nicht sehr hoch anschlagen. Es ist wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit, aber es hat mit solchem Vulgarisieren alter Ideen immer dieselbe Bewandtnis, wie mit dem Ei des Kolumbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat sie gesagt. Ja, was ich sagte, war keine Novität und befand sich längst gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in den Katakomben der Gelehrsamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Methode, die noch schrecklicher als Willkür, die heterogensten Gedankenknochen und Notizengebeine aufgeschichtet. — Auch gestehe ich, daß ebenfalls moderne Gelehrte das Thema behandelt, aber sie haben es sozusagen eingesargt in die hölzernen Mumienkasten ihrer konfusen und abstrakten Wissenschaftssprache, die dem großen Publikum ebenso unenträtselbar wie ägyptische Hieroglyphen. Aus solchen Grüften und Totentruhen habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeschworen durch die Zaubermacht des verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden populären Stiles. Ich habe bei viel wichtigeren Gelegenheiten durch solche Nekromantie mir die Ungunst der heimischen Behörden und der herrschenden Kirchen zugezogen. Nicht der Gedanken wegen, welche das junge Deutschland aussprach, sondern wegen des Stiles, worin sie ausgesprochen wurden, hat man über dasselbe und zumal über den Initiator das berühmte Anathema dekretiert, und man verfolgte in mir nicht den Denker, sondern den Stilisten. Nachdem das Schießpulver erfunden war, konnte jeder es gebrauchen, und eine nachwachsende Generation hat tüchtig damit geknallt.

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, dessen Grundidee, wie oben angedeutet ward, hier nicht weiter erörtert werden soll. Nur mit einigen Worten will ich darauf den Leser aufmerksam machen, wie die armen alten Götter, von welchen wir oben gesprochen, zur Zeit des definitiven Sieges des Christentums, also im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten gerieten, die mit älteren traurigen Zuständen die größte Analogie boten.

Sie sahen sich nämlich jetzt in dieselben betrübsamen Notwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orkus heraufbrachen und den Pelion auf den Ossa türmend den Olymp erkletterten . . .“

Dem ersten Druck in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ ging folgende „Vorbemerkung“ voran:

Unter dem Titel „Les Dieux en Exil", welchem die obige Überschrift sattsam entsprechen mag, liefert das neueste Heft der „Revue des deux mondes" einen Aufsatz, der zu den jüngsten Erzeugnissen meiner Feder gehört; nur wenige Blätter, welche den Anfang bilden, sind dem dritten Teile meines „Salon" entlehnt, und indem ich auf dieses Buch verweise, unterdrücke ich jetzt in deutscher Version die erwähnten Blätter, sowie ich auch den heimischen Leser mit einigen ästhetischen Erörterungen verschone, da an solchen jenseit des Rheins niemals Mangel war. In der Einleitung, welche die französische Version eröffnet, besprach ich ein Thema, das ich bereits öfter berührte, nämlich die Umwandelung, welche die griechisch-römischen Götter erlitten, als das Christentum zur Weltherrschaft gelangte und nicht bloß der Volksglaube, sondern sogar der Kirchenglaube ihnen eine wirkliche, aber vermaledeite Existenz zuschrieb. An dieses Thema, die Verteufelung der Götter, knüpfen sich nun die folgenden Mitteilungen, welche gleichsam als Illustration desselben, als mehr oder minder sauber ausgeführte Radierungen und Holzschnitte betrachtet werden dürfen. Heinrich Heine.

Die Paris, den 19. März 1853 datierte Vorbemerkung zur französischen Ausgabe — sowohl in der „Revue des deux Mondes" als in „De l'Allemagne" Paris, Lévy 1855 — ist in der Einleitung mitgeteilt worden, jedoch beginnt der Zeitschriftendruck des Vorworts mit folgendem Zusatz:

Die vorliegende Studie ist das neueste Produkt meiner Feder; nur einige Blätter stammen aus früherer Zeit. Auf diese Bemerkung lege ich Wert, um nicht etwa den Anschein zu erwecken, als trete ich in die Fußtapfen gewisser Operntextdichter, die manchesmal aus meinen Sagenforschungen Vorteil zu ziehen gewußt haben. Ich würde gern eine baldige Fortsetzung dieser Arbeit versprechen, deren Materialien sich in meinem Gedächtnisse angehäuft; aber der schwankende Gesundheitszustand, in dem ich mich befinde, gestattet mir nicht, eine Verbindlichkeit für den nächsten Tag einzugehen.

In der von Strodtmann benutzten Handschrift fand sich nach S. 100, Z. 40 Stiles! der folgende, freilich gestrichene Zusatz:

Solches kühne Ermessen erregte in nicht geringem Grade das Mißfallen der sogenannten Zunftgelehrten. Ich hatte aber nicht soviel dadurch zu leiden wie durch den Unmut der heimischen Staatsbehörden, den ich mir zuzog, als ich meine Nekromantie auch im Gebiete politischer oder kirchlicher Doktrinen ausübte. Nicht der gefährlichen Ideen wegen, welche „das junge Deutschland" zu Markte brachte, sondern der populären Form wegen, worin diese Ideen gekleidet waren, dekretierte man das berühmte Anathem über die böse Brut und namentlich über ihren Rädelsführer, den Meister der Sprache, in welchem man nicht eigentlich den Denker, sondern nur

den Stilisten verfolgte. Nein, ich gestehe bescheiden, mein Verbrechen war nicht der Gedanke, sondern die Schreibart, der Stil.

Mein Freund Heinrich Laube hat einst diesen Stil ein literarisches Schießpulver genannt. Es war in der Tat eine gute Erfindung, und die nachfolgende Generation, welche dieses Pulver nicht erfunden, hat wenigstens tüchtig damit zu knallen gewußt.

S. 108, Z. 4. Nach „Evoe Bacche!" hat die französische Ausgabe folgenden Zusatz: Wie gesagt, lieber Leser, du bist ein unterrichteter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erscheinung dieser Art nicht mehr erschrecken würde, als wenn es eine Phantasmagorie der Académie impériale de musique wäre, hervorgerufen durch das poetische Genie des Herrn Eugen Scribe, dem das musikalische Genie des berühmten Maestro Giacomo Meyerbeer seine Mitarbeiterschaft lieh.

S. 124, Z. 1. Über den ersten Druck der „Göttin Diana" vgl. die Einleitung.

S. 136. „Der Doktor Faust" wurde nach der bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienenen Ausgabe des Jahres 1851 gedruckt.

S. 173. Den „Geständnissen" wurde der erste Druck in den „Vermischten Schriften" Erster Band. Hamburg 1854 zugrunde gelegt. Folgende wichtigere Abweichungen der französischen Ausgabe (= FA) seien angeführt:

S. 179, Z. 30ff. Statt Es war ... fiel. heißt es in FA: Dieser Blaustrumpf war eine schlimmere Geißel als der Krieg. Sie verfolgte unsere Gelehrten bis in das Allerheiligste ihrer Gedanken, und mehr als einer, der Napoleon standgehalten hätte, ergriff die Flucht vor dieser furchtbaren Reisenden.

S. 181, Z. 37. Der Zusatz nach schwindlicht, steht in der Anmerkung S. 371 oben.

S. 182, Z. 37. Nach Schlegel, Zusatz in FA: dieser pedantische Kavalier, der sich gleichfalls als gewaltiger Eisenfresser aufführte und Molière und Racine mit der Zuchtrute traktieren wollte.

S. 183, Z. 21. Nach Mendelssohn schließt der Satz in FA so: diese Helena der Häßlichkeit, die der dicke teutsche Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; dieser betrogene Gatte zeigte sich nachsichtiger als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daß er seiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Pension bezahlt habe.

S. 189, Z. 13. Zu académie française heißt es in FA ausführlicher: Die Akademie ist eine Krippe für alte, kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt. In der Idee findet man das auch bei den Hindus, die Hospitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, das die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anstalt beschützt, — ich spreche von der französischen Akademie und nicht von einem indi-

schen Hospitale — ist eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht ansehen, ohne an die Witzworte so vieler geistreicher Männer zu denken, die sich auf Kosten dieser Akademie lustig gemacht, die trotzdem immer noch am Leben blieb. Man sagt mit Unrecht, daß in Frankreich die Lächerlichkeit töte. Es versteht sich von selbst, daß ich auch die Nekropolis des Luxemburg besuchte, worin ...

S. 189, Z. 33. Nach hätte. folgt in FA die ausführlichere Stelle: Ebensowenig sah ich Hrn. Villemain; seine Haushälterin sagte mir, er sei nicht zu sprechen, weil es Donnerstag sei, der Tag, an dem er sich wasche. Die Treppe hinabsteigend, sah ich unten eine Tafel mit der Inschrift: „Parlez au concierge", und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit seines berühmten Mieters, der sich jeden Donnerstag wasche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit ist ein gar seltenes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Casaubonus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Türschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muß Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Mietsleuten zu zählen die Ehre habe, verbraucht eben nicht allzuviel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus." Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Aussehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbaß und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier", las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland". Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Steinballon, in dessen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer spazierte, der seinen Guide de Paris im Maule und die Daumen seiner gekrümmten Hände in den Armlöchern seiner Weste trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und sagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte sogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort seinen Guide aus dem Maule fallen lassen, wie der Rabe in der Fabel den Käse aus seinem Schnabel fallen ließ. Aber der Guide, dessen ich mich bemächtigen

wollte, um etwas darin nachzusehen, fiel nicht; der englische Rabe hielt seine Zähne zusammengeklemmt, und ohne mich im mindesten zu beachten, ging er fort. Ich tat dasselbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Fassade, bemerkte ich die pausbäckige Gestalt einer dicken Person, einer Frau mit großen Brüsten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermutlich war sie die Pförtnerin des Pantheons. Es schien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion sie in eine treffliche Laune versetzt. Mir ein Zeichen des Verständnisses mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feisten Gesicht funkelten, machte sie sich über den armen Engländer lustig, und ich hörte zum erstenmal jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das so gutmütig und mokant zugleich ist, wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts ist ansteckender als solch eine Lustigkeit, und ich selbst begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Gespräch mit der schalkhaften und amüsanten Person anzuknüpfen, fiel es mir ein, sie zu fragen, wo die großen Männer seien, von denen die Inschrift dieses Hauses der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieser Frage erhob die biedere Lacherin ein noch schallenderes Gelächter, die Tränen kamen ihr in die Augen, sie mußte sich den Bauch halten, um nicht zu ersticken, und bei jedem Wort Atem holend, antwortete sie: „Ach, Sie kommen zu einer schlechten Stunde hierher. Gegenwärtig sind die großen Männer sehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, daß die nächste besser ausfallen wird; unsere großen Männer in spe wachsen vortrefflich und versprechen viel. Wollen Sie diese großen Männer der Zukunft sehen, welche jetzt noch sehr winzig sind, so brauchen Sie sich nur nach einem Etablissement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont Parnasse liegt, und das man die Grande-Chaumière heißt. Dort ist die Pflanz- und Tanzschule jener kleinen großen Männer, jener Knirpse des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menschengeschlechts sein werden; Sie treffen es gut, denn es ist heute ein Donnerstag . . ." Die tolle Lacherin konnte nicht weiterreden, und als ich von ihr Abschied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Lustigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das provisorische Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es ist ein Name, mit welchem der republikanische Gedanke wahrscheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) ist das Sinnbild des frugalen und arbeitsamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die stolzen Paläste des aristokratischen Hochmuts und Lasters zerstören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die

„große Strohhütte des Volkes", zu errichten. Ich trat in das Allerheiligste des Etablissements, welches diesen symbolischen Namen führt, und es tut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen mußte. Ich sah dort in der Tat die künftigen großen Männer Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn schon das Morgenrot ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich sah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großtaten ein Plutarch beschreiben wird, der noch geboren werden soll, oder der zur Stunde an der Mutterbrust saugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flasche genährt wird. Alle diese Leute hingen der republikanischen Sache an und trugen das Kostüm einer unerschütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweste à la Robespierre, weit aufgeklappt und so weiß wie das Gewissen des Unbestechlichen! Chacun war dort mit seiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutusse der Medizin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hosen-Portias, kurz, die Blüte des Quartier-des-Ecoles. Diese Citoyennes Grisetten waren sehr vergnügt und so tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es gestattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man sagt, daß sie oft ihre Liebhaber wechseln, aber niemals ihre Ansichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etablissements, sozusagen der Feldhüter dieser großen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne sagte. Dieser Gesell, von athletischer Kraft und ein geborener Wüterich, amüsierte mich sehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anstand seines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch sich in der Hitze eines Kontertanzes ein bißchen verschoben, schlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er schimpflich fort. Dies Ungeheuer wußte nicht, daß in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämonischen Burschen splitternackt tanzten, ohne daß je die Keuschheit in der Stadt Lykurgs große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes ist ein Wall für ihre Tugend, sicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeschnitten dieselben auch über dem Halse. Der Père La Hire ist der personifizierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anständigen Cancans überschreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, beide mit seinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einst Herkules mit Antäus getan, setzte er sie vor die Türe; einen kleinen Saint-Just, der sich beim Anblick dieses tyrannischen Aktes mausig gemacht, schmiß er ihnen nach. Letzterer stand auf, bürstete seinen langen Rock ab, zupfte seine hohe Krawatte zurecht, und protestierte gegen diese Verletzung

der Menschheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac schalt. Das Orchester spielte in diesem Augenblick die Marseillaise.

Ich verdankte diesem Zwischenfalle die Bekanntschaft einer jungen Person, die in meiner Nähe stand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war sehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre schwarzen Augen waren fast zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnase, deren feingeformte Nüstern sich bei jedem Geschmetter der Musik vor Lust aufblähten. Man nannte sie Mademoiselle Josephine, oder Josephine, oder kurzweg Fifine. Als sie erfuhr, daß ich ein Deutscher sei, war sie hoch erfreut, und sie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu schenken, denn seit Jahren, sagte sie, sei es ihr Wunsch, eine Bärenhaut zu besitzen, um dieselbe vor ihr Bett zu legen; es sei ihr beständiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermutlich glauben diese Damen, daß man in meinem Vaterlande nur die Hand auszustrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfassen und ihm seine Haut abzuziehen. Die Kleine war so harmlos, ihr Lächeln war so schmeichlerisch, ihre Redeweise so süß, ihr zwitscherndes Geplauder hallte in meinem Herzen so lieblich wider, daß ich mit Freuden, ein so guter Patriot ich auch bin, der französischen Hexe zu Gefallen die Häute sämtlicher Bären Deutschlands geopfert hätte. Ich schrieb sofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adresse aufzeichnend, versprach ich ihr, daß ich mich bald mit meiner deutschen Bärenhaut bei ihr einstellen würde. Inzwischen bat ich sie, mir die Ehre zu erweisen, eine südlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelsine. Sie nahm dieselbe ohne weitere Zeremonie mit der Bemerkung an, daß sie, nächst Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, just Apfelsinen am liebsten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte sie hinzu, „so verehre ich dieselben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiselle Josephine langsam und mit Behagen ihre Apfelsine verspeiste, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, sich mit derselben identifizierte, suchte ich sie in ebenso angenehmer wie belehrender Art zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja selbst auf die heikelste Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erste Mensch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt gewesen, und ob die menschliche Rasse diese antediluvianische Zierat später durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiselle Josephine war erstaunt über meine große Gelehrsamkeit und sagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!" Ich bezweifle nicht, daß sie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem sie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumposaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen sie ist, muß ich doch ehrlich bekennen, daß ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiselle Josephine bemerkte, wie das arme Kind sehr unwissend war und nicht einmal die ethnographischen Elementarbegriffe kannte. Sie wußte zum Beispiel nicht, daß die Stadt Hamburg eine Republik, wie einstmals Athen, und daß sie bei Altona gelegen, wo sich Klopstocks Grab befindet. Ebenso unbekannt war ihr der Unterschied zwischen den Preußen und Russen, zwischen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte, die Astronomie sei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich sie belehrte, daß die Erde, der Ball, den wir bewohnen, sich beständig um die Sonne dreht, rief sie aus: „Wie entsetzlich! die bloße Vorstellung solch einer Dreherei macht mich schwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und sie frug: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß die Erde sich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, namens Kopernikus, zuckte sie die Achseln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals dem trauen, was die Polen einem sagen; sie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutsche seid, bei all eurem tiefen Wissen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geschwätz von einem Umdrehen der Erde, das einem zugleich das Herz verdreht? Dann sind sie wohl nicht so nervös, wie wir Französinnen, und sie können deshalb auch ernstere Studien vertragen; man hat mir gesagt, die deutschen Frauen wären tausendmal gebildeter als wir, und sie wüßten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der Tat, wir jungen Mädchen in Frankreich sind schlecht erzogen, wir lernen gar nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie sich, ich habe gar keinen Unterricht genossen; alles, was ich von der Naturgeschichte weiß, habe ich von mir selbst gelernt.“

Als galanter Schmeichler hielt ich diese Geständnisse nationaler Unwissenheit für Übertreibung, und ich ging selbst so weit, die Bildung der deutschen Damen etwas über Gebühr herabzusetzen. Ich behauptete, dieselbe sei nicht so vollkommen, wie man sich's im Auslande vorstelle, sie sei sogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beispiel in meiner Heimat sogenannte wohlerzogene junge Mädchen gesehen, welche die schalkhaftesten Lieder Bérangers nicht zu singen verständen. „Ach, unmöglich!“ rief Mademoiselle Josephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an diese treffliche Person die Worte ein, welche Mephistopheles spricht, indem er Faust den Hexentrank überreicht:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Neuheit des Genres ist der Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum erstenmal nach Paris kommt, denselben Zauber übt. Er vergafft sich in das Gesicht der ersten besten Grisette, wie

er von der Küche des schlechtesten Sudelkoches im Palais Royal entzückt ist, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Soße. Später wird einem schlimm zumut, wenn man daran denkt, daß man dies verdächtige, allzustark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken.

Am Abend desselben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière besucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryonischem Zustande sah, führte mich einer meiner Landsleute, der schon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen hatte. Das weibliche Geschlecht befand sich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daselbst die Bekanntschaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel seiner Größe stand. Seitdem ist sein Ruhm gesunken, aber in Frankreich hat nichts Bestand, und die großen Männer treten schnell wieder ins Dunkel; sie erscheinen nur, um zu verschwinden. Der große Mann, von dem ich spreche, war der berühmte Chicard.

S. 192, Z. 15. Nach auszusprechen Zusatz in FA: und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes", für sein Journal eine Reihe von Aufsätzen über die geistige Entwicklung meines Vaterlandes zu schreiben. Dieser Direktor war nichts weniger als ein lustiger Kumpan, wie Messer Millione; sein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernst. Es ist ihm seitdem durch gewissenhafte und ehrenwerte Arbeit gelungen, seine Zeitschrift zu einer wahren Revue beider Welten zu machen, zu einer Revue, die in allen zivilisierten Ländern verbreitet ist, wo sie den Geist und die Größe der französischen Literatur repräsentiert. In dieser Revue also veröffentlichte ich meine Arbeiten über die intellektuelle und soziale Geschichte meines Vaterlandes. Mademoiselle Josephine hatte wohl recht, zu prophezeien, daß ich es weit bringen würde. Der große Widerhall, den diese Aufsätze fanden, gab mir den Mut, sie zu sammeln, sie zu vervollständigen.

S. 192, Z. 30. Nach ihr Genie stand in der Originalhandschrift der Zusatz: obschon es die Hosen ihres schweizerischen Landsmanns Rousseau angezogen hat, ist doch ein weibliches Genie. Ach, es

S. 195, Z. 28. Nach intelligent; schließt der Satz in FA so: es ist so stupid, wie ein Monarch eben sein darf; es ist manchmal so dumm wie jene Brutusse, die es zu seinen Mandataren macht, wenn es sich für einen Augenblick der absoluten Gewalt bemächtigt.

S. 197, Z. 27. Vor dieser Weitling hat FA Zusatz: Seltsame Widersprüche in den Gefühlen des menschlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküßt hatte, nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt, und die man noch heutzutage vor dem Rathause zu Münster aufbewahrt — ich, der dem toten Schneider einen enthusiastischen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Aversion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apostel und Märtyrer derselben Sache war, für die Jan von Leyden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dieses Phänomen, diese Verirrung des menschlichen Geistes, nicht zu erklären, und ich beschränke mich darauf, die Tatsache hier zu konstatieren, eine wie ungünstige und harte Deutung ein solches Geständnis auch erfahren mag.

S. 198, Z. 5. Nach Methode hat FA Zusatz: Die englischen Chartisten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding und ihren Durst mit gutem ale gestillt haben, werden sie nicht mehr gefährlich sein: ausgehungert sind sie stark; gesättigt, fallen sie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Kommunisten sind große Logiker, von denen die stärksten aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, und sie sind ohne Zweifel die fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands. Diese Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre tüdesken Vertreter sind tot, mausetot und wohleingesargt unter der Kuppel der St. Paulskirche in Frankfurt. Ich spreche hier weder Wünsche noch Beklagnisse aus, ich berichte Tatsachen, und ich sage die Wahrheit.

S. 200, Z. 20. Nach Gott sei. hat FA Zusatz: Ich hatte niemals glauben wollen, daß Gott Mensch geworden sei; ich hielt dieses erhabene Dogma für Aberglauben, und später glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn sagen hörte, der Mensch sei Gott. Eine solche Idee gefiel mir, ich nahm sie für Ernst, und ich spielte meine göttliche Rolle so ehrbar wie möglich.

S. 203, Z. 2. Nach pflegen folgt in FA Zusatz: Wie töricht und grausam sind also jene atheistischen Philosophen, jene kalten und gesunden Dialektiker, welche sich's angelegen sein lassen, den leidenden Menschen ihren himmlischen Trost, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat gesagt, die Menschheit sei krank, die Welt sei ein großes Hospital. Es wäre noch schrecklicher, wenn man sagen müßte, die Welt sei ein großes Hotel Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu).

S. 203, Z. 16. Nach Glut Zusatz in FA: wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse getan;

S. 223, Z. 34. Nach vergebens — folgt in FA: an jene gelehrten Widersacher, welche die Wissenschaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daß Herr Paultier kein Chinesisch versteht, während Herr Paultier, der große Indianist, entdeckte, daß Herr Julien kein Sanskrit versteht; sie haben über dies für das Publikum höchst wichtige und höchst interessante Thema viele Bücher veröffentlicht.

S. 226. Der angehängte Aufsatz sollte zuerst hinter Waterloo. S. 185, Z. 10 folgen, dann als besondere Arbeit in die „Vermischten Schriften" Erster Band aufgenommen werden, jedoch mußte Heine auf Wunsch seines Verlegers davon Abstand nehmen. So erschien der Aufsatz erst unter dem von uns übernommenen Titel in „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine. Hamburg 1869" S. 333 ff.

S. 234. Die „Memoiren" sind nach der von Eduard Engel 1884 zuerst besorgten Buchausgabe gedruckt worden. In einer älteren Fassung findet sich zu S. 251, Z. 6 ff. folgende Abweichung: Die Familientraditionen über diesen Großoheim machten einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß meine jugendliche Phantasie sich Tag und Nacht mit ihm beschäftigte, daß ich mich ganz in ihn hineinlebte, daß ich das Leben des längstverstorbenen Mannes gleichsam fortzusetzen glaubte.

Während mehrerer Jahre träumte ich, wie einen fortlaufenden Roman, die früheren Erinnerungen jenes Lebens. Örtlichkeiten und Zustände, die ich vorher nie gesehen, erschienen mir wie alte Bekannte. Ich sah hier Menschen mit wildfremden Trachten, deren fremdklingende Sprache mir dennoch verständlich war, während ihre Physiognomien mir alte Liebe oder verjährten Haß einflößten. Ich selbst sprach dabei von Dingen, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und dieses retrospektive Traumleben ließ Empfindungen und Gedanken in mir zurück, die vielleicht im Widerspruch mit meinem eigentlichen Naturell, dennoch mein späteres Dichten und Trachten bestimmten.

Doch dieses Thema könnte mich zu weit führen. Zu rechter Zeit fällt mir auch ein, daß charitable Personen unlängst sogar in wohlbezahlten Inseraten dem Publiko insinuierten, ich spräche immer mit besonderem eitlem Wohlgefallen von meiner Sippschaft mütterlicher Seite, während ich von der väterlichen Sippschaft sorgsam schwiege; dies geschähe, meinten sie, aus demselben Grunde, weshalb auch Goethe in seinen Memoiren seinen Großvater, den Schultheiß, der mit hoher Perücke im Römer saß, so wohlgefällig oft erwähnt und mit keinem Wort von seinem andern Großvater spricht, der als ein ehrsames Schneiderlein bescheiden auf seinem Tische hockte und die Hosen der freien Reichsstadt Frankfurt ausbesserte.

Ich habe zu solchen Insinuationen immer achselzuckend geschwiegen und dem lieben Gott gedankt, daß man mir nichts Schlimmeres nachzusagen wisse.

Die Tatsache hat ganz ihre Richtigkeit, nur die Interpretation ist falsch, und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel in meiner Natur liegt. Ich sprach wenig von meinen väterlichen Sippen und Magen, weil mein Vater, der als Fremder sich in Düsseldorf niedergelassen, dort keine alten Muhmen besaß, die mich in seine Familienchronik frühzeitig einweihen konnten, und er selbst, bei seiner Schweigsamkeit, mich nie mit alten Geschichten unterhielt.

Nur einmal, als ich noch ein kleines Bübchen, stellte ich ihm eine dahin gerichtete Frage — ich erinnere mich, es war an einem jener schönen, sonnigen Sonntage, die ich zu Hause zubringen durfte, während ich die übrigen Wochentage in der öden Klosterschule schmachtete, da bat ich meinen Vater, mir zu sagen, wer mein Großvater gewesen sei? und halb unwirsch, halb lachend gab jener mir zur Antwort: Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.

Kaum trat ich des andern Tags in den großen Schulsaal des Klosters, wo bereits meine kleinen Kameraden versammelt waren, so berichtete ich ihnen gleich die große Neuigkeit, die mir mein Vater mitgeteilt, und sie ging gleich von Mund zu Munde, und dabei wurde geschrien und gelärmt und wurden die Bänke umgeschmissen, die Tintenfässer auf den Boden geworfen, sogar die Tafeln purzelten von den Wänden, und der laute Refrain war immer der Großvater, der ein kleiner Jude war und einen großen Bart hatte.

Als der Lehrer plötzlich in den tosenden Saal trat und nach dem Urheber dieses Unfugs forschte, ward die ganze Schuld auf meinen Großvater geschoben, und da ich denselben nicht verleugnete, trafen mich die Prügel, die — —

S. 287. Die „Gedanken und Einfälle“ wurden zuerst 1869 von Strodtmann in „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine.“ S. 183ff. veröffentlicht. Diese willkürliche und auch im einzelnen fehlerhafte Wiedergabe konnte von uns nicht gebessert werden, da wir die neuen Handschriftenfunde F. Hirths (siehe Einleitung S. 15) für unsere Ausgabe nicht nutzbar machen durften (vgl. Teil 10, S. 349 und Teil 12, 2. Hälfte S. 18).

Anmerkungen.

S. 17, Z. 3 f. Dieses Motto fehlt im ersten Druck. — Z. 13 ff. Über diese Wanderung durch Westfalen im September 1820 schreibt Heine an Fritz von Beughem unter dem 9. November 1820: „Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag ... Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich hier angelangt." — Fritz von B. ist der obengenannte Bonner Universitätsfreund Heines; Sie und W. sind Dr. Heinrich Schultz und Wundermann, die Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers". Über Schultz vgl. den Nekrolog ebda. 1844, Nr. 102 v. 21. Dezbr.

S. 18, Z. 10. Über das damalige erste Berliner Restaurant Jagor vgl. auch S. 25, Z. 10. — Z. 12. Zu Spontini vgl. Teil 10, Anm. zu S. 64, Z. 23. — Z. 16. Karl Friedrich Savigny (vgl. Anm. zu Teil 10, S. 140, Z. 19) war seit Gründung der Berliner Universität (1810) daselbst Professor der Rechte. Vgl. auch Anm. zu Teil 12, 2. Hälfte, S. 188, Z. 5. — Z. 18. Die Gemäldegalerie des Marchese Vicenzo Giustiniani kam 1807 nach Paris und wurde 1815 von dem preußischen König für das Berliner Museum angekauft. — Z. 35. Gemeint ist die jetzige Kurfürstenbrücke. — Z. 37. Das Reiterbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke, die Meisterschöpfung von Andreas Schlüter (1664—1714), wurde 1703 enthüllt.

S. 19, Z. 18. Im „Gesang der Okeaniden" (Nordsee, zweiter Zyklus) lauteten die Verse 24 und 25 ursprünglich: „Ich koste noch süßere Josty-Baisers, / Mit weißer Seligkeit gefüllte;" — Z. 23. Brennen, abgeleitet von Brennaburg, dem alten Namen für Brandenburg. — Z. 29. Der Lustgarten, ursprünglich nach französischem Muster als Schloßpark angelegt, wurde unter Friedrich Wilhelm I. in einen Exerzierplatz umgewandelt. — Z. 33. Das Marmorstandbild des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau von Joh. Gottfr. Schadow (1764—1850) befindet sich jetzt in der Lichterfelder Hauptkadettenanstalt. — Z. 36 f. Die Marmorstandbilder Keiths von Joh. Peter Anton Tassaert (1786), Zietens von Schadow (1794), Seidlitz' von Tassaert (1781), Schwerins von Fr. Gasp. Balth. Adam und seinem Neffen Sigisbert-Michel (1769) und Winterfeldts von den Brüdern Joh. David und Lorenz Wilh. Raentz (1777) stehen nicht mehr auf dem Wilhelmsplatz, sondern in der Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde, wurden aber durch Erzstandbilder von August Kiß ersetzt.

S. 20, Z. 3 f. Der Philolog W. ist Friedrich August Wolf (1759—1824) (vgl. S. 27, Z. 33 ff.), der Orientalist H. der Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856). — Z. 10. Die Ausgießung des Heiligen Geistes von Karl Begas (1794—1854) erregte „als ein Dokument solider französischer Schultradition in Berlin Bewunderung". (Thieme-Becker, Allg. Lexikon der

benden Künstler, Leipzig 1909, 3. Bd. S. 181.) — Z. 12. Franz Theremin (1780—1846), erst seit 1810 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, dann (1814) Hof- und Domprediger. Vgl. Goedekes Grundriß Bd. II, S. 417f. — Z. 13. Die Paulusianer sind die Anhänger des Professors und Geheimen Kirchenrats Heinr. Eberh. Gottlob Paulus aus Heidelberg (1761—1851), eines der Hauptvertreter des Rationalismus.

S. 22, Z. 22. Heine meint wohl die von 1796—1830 in Berlin tätige und hr beliebte Soubrette Therese Eunicke und nicht deren Tochter Johanna. gl. E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neuausgabe 1905, d. II, S. 94. — Anna Pauline Milder-Hauptmann (1785—1838), seit 14 Hauptstütze der Berliner Hofoper in der antiken und klassischen Oper, ch berühmt als Oratorien- und Liedersängerin. — Z. 39. Sarmaten nnt man die Bewohner von Osteuropa in der Zeit vor der Völkerwanderung.

S. 23, Z. 10. Nach einer freundlichen Mitteilung des Sekretärs der Berer Universität handelt es sich um Sigemund Lipschitz aus Polen, immatikuliert 28. Oktober 1820, im Duell geblieben Herbst 1821, und um Philipp hoebus aus Westpreußen, immatrikuliert 24. März 1821.

S. 24, Z. 9. Vgl. Briefe: „Was kann ein Erdensohn mehr verlangen von nem Weibe? Ist ein solches nicht ein wandlendes Paradies?" (an Schottky, Mai 1823, Hirth I, 216). — Z. 22. Karl Friedrich Zelter (1758—1832), oethes Freund, war seit August 1800 Leiter der Berliner Sing-Akademie, t 1809 Professor daselbst und an der Universität. Vgl. Zelters Selbstbioaphie, hrsg. von W. Rintel. Berlin 1861.

S. 25, Z. 24f. Über Auguste Stich vom Kgl. Schauspielhaus vgl. Teil 9, nm. zu S. 23, Z. 23ff. — Johann Aug. Wilh. Neander (1789—1850) war t 1813 Professor der Kirchengeschichte an der Universität Berlin. — Der mals weltberühmte Violinvirtuos Alexander Jean Boucher (1778—1861) r Kammermusikus des Königs von Spanien, er starb im tiefsten Elend. gl. S. 31, Z. 39; Teil 12, 2. Hälfte, S. 224 und Karoline Bauers Memoiren us meinem Bühnenleben". Weimar, G. Kiepenheuer, 1917. — Z. 28f. Diese rse finden sich in Miltons „Verlorenem Paradies" VIII, 488f. — Z. 31. ostiker: theosophische Schwärmer, die in den ersten christlichen Jahrhunten der Kirche eine wissenschaftliche Grundlage schaffen wollten, indem sie n Glauben durch das Wissen (γνῶσις) zu stützen bestrebt waren. Jedoch r ihre höhere oder geheime Erkenntnis nichts als eine Vermischung orienscher Religionssysteme mit hellenistischer Philosophie und christlichen Ideen. Neander schrieb eine „Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen steme", Berlin 1818. Vgl. jetzt A. Harnack, Dogmengeschichte 4. Aufl. 1909, 43ff. Die von Heine aufgezählten Gnostiker gehören dem 2. Jahrhundert — Z. 34. Vgl. S. 33, Z. 35.

5. 26, Z. 15. Karl Gotthard Langhans (1733—1808) wurde 1786 von edrich Wilhelm II. nach Berlin berufen und schuf von 1789—1793 das ndenburger Tor. — Z. 16ff. Das Viergespann der Viktoria von Scha- (1794) kam nach seiner Entführung durch die Franzosen 1814 wieder nach lin.

S. 27, Z. 1. über Heines Begriff der Idee vgl. Boucke im Euphorion 1 S. 116ff. — Z. 10. In ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne", Kapi 17. — Z. 17. Der Abbé Dominique de Pradt (1759—1837), Erzbisch von Mecheln, Almosenier und Günstling Napoleons I., wirkte später für Rückkehr der Bourbonen. Er war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Z. 29. Michael Kosmeli (1773—1844) machte eine Reise nach Tiflis, in Krim und nach Konstantinopel, worüber er „Rhapsodische Briefe" (Ha 1813) veröffentlichte. Vgl. Goedekes Grundriß zur Gesch. der dtschn. Dich 6. Bd., S. 387f. — Z. 33. Friedrich August Wolf suchte in seinen „Proleg mena ad Homerum" (1795) zu beweisen, daß „Ilias" und „Odyssee" ni von einem Dichter herrührten. Er übersetzte u. a. Aristophanes' „Acharn (1811) und „Wolken" (1812) und Horaz' erste Satire (1813). — Z. 37. Heine mit E. Th. A. Hoffmann persönlich bekannt war, ist ungewiß, d liegt zunächst kein Grund vor, Heines sonst persönliche Eindrücke schildern Briefen hier zu mißtrauen. — Vgl. dagegen Anm. zu S. 70, Z. 16 u Siebert, Heines Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. Marburg 1908. — „Lebens-Ansichten des Katers Murr" erschienen Berlin 1820—1822 und w den in der „Vossischen Zeitung" vom 12. Januar 1822 besprochen.

S. 28, Z. 4. Hierauf bezieht sich die „Erklärung" Teil 12, 2. H., S. 2 Vgl. Brief an Keller vom 15. Juni 1822. — Z. 5. Es ist unbestimmt, ob Friedrich Apollonius von Maltitz oder Gotthilf August von Maltitz, der g herzige Schwadroneur im Salon der Frau von Hohenhausen, gemeint ist. Z. 7. Hartmann vom Rheine ist Deckname für Heines Freund Ernst Chris Aug. Keller. Vgl. Hüffer, Heinrich Heine, 1906, S. 224ff. — Z. 24. Friedr. Ludwig Hellwig (1773—1838). — Z. 28. G. A. Schneiders Singl „Aucassin und Nicolette" (Text von J. F. Koreff) wurde am 26. Februar 1 aufgeführt. Vgl. Anm. zu S. 39, Z. 27. — Z. 30. Bernhard Kleins „Dido" wurde erst 1823, am 15. Oktober, aufgeführt. — Z. 31. Der Vic spieler Anton Bohrer (1783—1852) und der Cellist Max Bohrer (1785 1867). — Z. 33. Jedenfalls nicht Ludwig Frz. Josef Fischer (1745—18 der schon 1815 pensioniert wurde, sondern eher sein Sohn Josef Fis (1780—1862), der von 1810—1818 als Kammersänger am königlichen The wirkte, dann sich aber seine Stellung verscherzte. — Z. 35. Karl Graf Brühl (1772—1837), seit 10. Januar 1815 Generalintendant der Kgl. Sc spiele.

S. 29, Z. 1. Der Schicksalsdramatiker Ernst Freiherr von Houwald (bis 1845). — Z. 2. Karoline von Woltmann, geb. Stosch (1782—1847), ihrem Schriftstellernamen Lucie Berg, war in erster Ehe mit dem Krieg und Schriftsteller Karl Müchler (1763—1857), von dem sie sich 1804 sch ließ, und in zweiter Ehe mit dem Historiker Karl Ludwig von W. aus Ol burg (1770—1817) verheiratet, dessen „Sämtliche Werke" sie seit 1818 her gab. Ihre Memoiren erschienen Breslau 1835 unter dem Titel „Men und Gegenden" in 2 Bänden. — Z. 6. August Kuhn (1784—1829) war 1808 Redakteur am „Freimütigen", Unterhaltungsblatt für gebildete, fangene Leser. — S. 7. Karl Wilh. Wach (1787—1845), Historienmaler,

fessor der Berliner Akademie, schuf die Auferstehung Christi, die Friedrich Wilhelm III. 1822 der evangelischen St. Peter-Paul-Kirche in Moskau schenkte. — Z. 9. Auguste Stich schenkte am 24. Januar 1820 einer zweiten Tochter das Leben, Klara Stich, die als Gattin Theodor Liedtkes später bekannt wurde. — Z. 11. Dieser Roman in Briefen führt den Titel „Vergangenheit und Gegenwart" und erschien 1822 in Berlin. — Z. 13. Karl August Fürst von Hardenberg, seit 1810 Staatskanzler, starb am 26. November 1822. — Z. 14. Johann Nepomuk Rust (1775—1840), bedeutender Chirurg und Medizinalbeamter. Zu Franz Bopp vgl. Anm. zu S. 47, Z. 29. — Z. 17. Über Friedrich Arnold Brockhaus' Konflikte mit der preußischen Regierung vgl. F. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. 3. Teil, Leipzig 1881. Über das „Literarische Konversations-Blatt" vgl. Bd. 2. Teil, 1876, S. 263ff. — Z. 18. In seiner Schrift „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit", Stuttgart, Anfang 1822, entwickelte Josef Görres sein Verhältnis zur preußischen Regierung. — Z. 25. Dr. Wilh. Gubitz (1786—1870), der Wiedererwecker des Holzschnitts in Deutschland und Herausgeber des „Gesellschafters" (seit 1817) war auch schriftstellerisch tätig. Vgl. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtschn. Dichtg.², 9. Bd., S. 437ff. — Z. 29. Der Philolog, Historiker und Dichter Karl Ludwig Blum (1796—1869) ließ 1822 seine „Klagen Griechenlands" im Stile der geharnischten Sonette Rückerts erscheinen. — Z. 33. „Der alternde Tenorist Walter machte sich in der Kopie der Karlschen Staberladen beliebt und durch ganz Deutschland bekannt." (Devrient, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst 1905, II, S. 2.) — Z. 35. Gemeint ist Amalie Morstadt (1800—1884), seit 1816 die Gattin des Karlsruher Hofschauspielers Karl Neumann († 1823). — Z. 38. Seine meint das Jamben-Schauspiel „Quintin Messis" (Neuere Lustspiele Bd. II, S. 1ff.), das 1819 schon in älterer Prosafassung gedruckt war (Erholungen von schönen Mädchen S. 87ff.). — Z. 40. Grillparzers Trilogie heißt „Das goldene Vlies", „Die Argonauten" bilden den zweiten Teil des Werkes, das erst am 26. und 27. März 1826 im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangte.

S. 30, Z. 10. Die Sage des phrygischen Königs Midas erzählt Ovid in seinen Metamorphosen 11, Vers 146ff. — Z. 32. Savigny ist gemeint. Vgl. Anm. zu S. 18, Z. 16. — Z. 35. Im „Discours au Roi" (1665) sagt Boileau (Vers 87ff.): Des sottises du temps je compose mon fiel. / Je vais toutes parts où me guide ma veine, / Sans tenir en marchant une route certaine, / Et sans gêner ma plume en ce libre métier, / Je la laisse au hasard courir sur le papier. Le mal est qu'en rimant, ma muse, un peu légère, / Nomme tout par son nom et ne saurait rien taire."

S. 31, Z. 27. Eugen von Breza, polnischer Edelmann, den Heine bei Varnhagen von Ense kennen gelernt hatte. Vgl. Teil 2, Anm. zu S. 124, 66. Vgl. auch Heines Brief an Joh. Georg von Cotta, 3. Nov. 1834.

S. 32, Z. 12. Baillot (1771—1842), erster Violinist in Paris. — Z. 19. Opernsängerin Karoline Seidler-Wranitzky (1790—1872), seit 1817

Gattin des Konzertmeisters und Geigers Karl August Seidler von der Kgl. Kapelle. — Z. 20. Der Flötist Louis Drouet (1792—1873) machte nach dem Konkurs seiner Londoner Flötenfabrik große Konzertreisen in Europa. — Z. 21. Mendelssohn hatte schon 1818 in einem öffentlichen Konzerte gespielt, als er erst neun Jahre zählte. „Er spielte den Klavierpart eines Wölflschen Trios mit großem Beifall." Seit 1820 begann er regelmäßig zu komponieren. (Riemann, Musik-Lexikon. 8. Aufl. Leipzig 1916. S. 700.) — Z. 23. Über die Bedeutung der Klammern vgl. Einleitung des Herausgebers S. 5. In dem Abdruck in den „Reisebildern" erhielt diese Stelle das Datum des 1. März 1822. — Die erste Freischützaufführung fand am 18. Juni 1821 in der Kgl. Oper zu Berlin statt. — Z. 33. Das vielgesungene Spottlied „Malbrouk s'en va-t-en guerre" war auf den angeblichen Tod des Herzogs von Marlborough bei Malplaquet (1709) verfaßt worden. Vgl. Goethes Römische Elegien II.

S. 34, Z. 36. Gemeint ist Alexandrine Marie Helene, die am 25. Mai 1822 Gemahlin des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin wurde.

S. 35, Z. 29. Kavatine aus Rossinis Oper (1. Akt), die 1813 zuerst aufgeführt wurde.

S. 36, Z. 22. Ende 1776 war Niccolo Piccini (1728—1800) nach Paris gekommen und von den Anhängern der italienischen Oper gegen Christoph Willibald Gluck (1714—1787) aufgestellt worden. Beide arbeiteten an einer Oper „Roland", dieser benutzte die Bearbeitung von Philipp Quinault, jener die von Marmontel. Über die Rivalität empört verlieh Gluck in einem offenen Brief seinem Unmut heftigen Ausdruck, was einen literarischen Streit zwischen den Gluckisten und Piccinisten hervorrief. Zunächst trug Piccini mit seiner Oper 1778 einen glänzenden Erfolg davon, dann aber siegte Gluck endgültig mit seiner „Iphigenie auf Tauris" (1779). — Z. 31. Josefine Schulze (1790—1880), berühmte dramatische und Koloratur-Sängerin am Hoftheater, an dem sie von 1813 bis Dezember 1831 wirkte.

S. 37, Z. 36f. Zensurstriche. — Z. 39. Spontinis „Olympia" (1819) war nach 42 Proben am 14. Mai 1821 aufgeführt worden. Vgl. W. Altmann, Spontini an der Berliner Oper. Internationale Musik-Gesellschaft. 4. Jahrg. 1902—1903, S. 244—292.

S. 38, Z. 32. Webers „Euryanthe" ist gemeint, die am 25. Oktober 1823 in Wien aufgeführt wurde.

S. 39, Z. 27. Georg Abraham Schneider (1770—1839), Waldhornist, war seit 5. April 1820 Musikdirektor, seit 5. Juli 1825 Kapellmeister an der Hofoper.

S. 40, Z. 25. Vgl. Teil 9, Anm. zu S. 183, Z. 17. — Z. 32ff. Verspottung Joh. Gottl. Fichtes („Der geschlossene Handelsstaat", Tübingen 1800), des Philosophen Georg Fr. Wilh. Hegel und des Philologen Aug. Böckh. — Z. 40. Walter Scott schuf den historischen Roman in England und Deutschland. Von 1815—1830 übten seine oft übersetzten Werke starken Einfluß auf die deutsche Dichtung. Die von Heine genannten Romane erschienen: Waverley 1814, Robin Roy 1817, The Black Dwarf (Tales of my Landlord I) 1816,

Kenilworth 1821, The Pirate 1821, Ivanhoe 1819. Vgl. Teil 9, Anm. zu S. 122, Z. 13.

S. 41, Z. 21. Elise Freifrau von Hohenhausen (1789—1857), seit 1820 in Berlin, war mit Heine befreundet. Sie hatte bereits den Korsaren, Kain, einige Gedichte u. a. von Byron übersetzt. Sie versuchte sich auch in eigenen lyrischen und novellistischen Arbeiten.

S. 42, Z. 21. Vgl. Teil 4, S. 20.

S. 43, Z. 17. Diese Neugestaltung des jüdischen Gottesdienstes hatte sich zunächst in der Gründung von Privatsynagogen gezeigt, die schon 1817 wieder geschlossen werden mußten. Von dieser Schließung blieb freilich der Tempel des reichen Jakob Hertz Beer verschont. Vgl. Ludwig Geiger, Geschichte der Juden in Berlin. Berlin 1871, I, S. 165ff. — Z. 24. Schon als im Herbst 1816 der König seine „Liturgie für die Hof- und Garnisongemeine in Potsdam und für die Garnisonkirche in Berlin" erscheinen ließ, war Schleiermacher in einer besonderen Broschüre „Über die neue Liturgie" (1817) dagegen aufgetreten. 1822 erschien die von dem König verfaßte Kirchenagende für die Hof- und Domkirche in Berlin. Schleiermacher bestritt dem über den Widerstand der Geistlichkeit unwilligen Fürsten das sog. „liturgische Recht" und trat für selbständige Ordnung gottesdienstlicher Angelegenheiten durch die Kirche ein. — Z. 40. Richtig Ph. Ludolph von Beckedorff (1778—1858). Er gab 1820 eine Schrift gegen die Aktensammlung des protestantischen Theologieprofessors Wilh. Martin Leberecht De Wette heraus, der die Ermordung Kotzebues in einem Trostschreiben an die Mutter des Täters „als ein schönes Zeichen der Zeit" zu entschuldigen versucht hatte und am 2. Oktober 1819 seines Amtes entsetzt worden war. (Vgl. „Aktensammlung über die Entlassung des Professors De Wette vom theologischen Lehramt zu Berlin; zur Berichtigung des öffentlichen Urteils herausgegeben." Leipzig 1820.)

S. 44, Z. 2. K. Alb. Christ. Hch. Kamptz (1769—1849), seit 1817 Direktor im Polizeiministerium und Mitglied des Staatsrates, wurde 1822 erster Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium. — Dr. Georg Klindworth, politischer Abenteurer, Sohn eines englischen Mechanikers in Göttingen, studierte Philologie und ging nach einem Habilitationsversuch in Heidelberg 1819 nach Berlin. „Ursprünglich in seinen politischen Ansichten radikal und in geheime Gesellschaften aufgenommen, beschloß er, auf der Gegenseite sein Glück zu versuchen; er lernte Kamptz, Schuckmann und Fürst Wittgenstein beim portugiesischen Gesandten Grafen Oriola, in dessen Hause seine Schwester lebte, kennen, wußte ihr Vertrauen zu gewinnen und wurde von ihnen seit Ende 1821 zu geheimen Diensten und Intrigen, z. B. gegen Schleiermacher und Harscher von Almendingen, gebraucht. Varnhagen von Ense bekennt selbst, lange von Klindworth getäuscht worden zu sein und den Versicherungen geglaubt zu haben, daß er für die liberale Sache wirke, während er der Gegenpartei zu dienen scheine." (H. Ed. Brockhaus, F. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken. 3. Teil, Leipzig 1881, S. 262.) Später war er Ratgeber des Herzogs Karl von Braunschweig und Agent des Exkönigs von Hannover. — Z. 3. Der Historiker Paul Friedrich Buchholz (1768—1843). — Z. 22.

Claude Graf Beugnot (1761—1835) war nach Murats Abgang Kommissar des Großherzogtums Berg. Vgl. Teil 10, S. 335. — Z. 28. Es ist zu beachten, daß F. A. Brockhaus die Gedichte Heines abgelehnt hatte. Heines Brief vom 7. November 1820 rühmte Brockhaus als einen Mann, dem es „beim Verlag von Poesien auch ein bißchen um der Poesie selbst zu tun" sei, der „das anspruchslos Gute ebenso wirksam zu befördern" suche wie „den gespreizten Dünkel niederzuzerren und zu aller Welts Freude zu demütigen" wisse (Hirth I, 160). — Z. 36. Der Aufstand der Griechen gegen die Türken 1821 ff.

S. 45, Z. 4. August Zeune (1778—1853) eröffnete im Oktober 1806 eine Blindenanstalt und wirkte seit 1810 als Professor der Geographie an der Berliner Universität, wo er sich durch seine Vorlesungen über das Nibelungenlied den Dank aller Vaterlandsfreunde erwarb. Er war Gegner der Bewegung für die aufständischen Griechen. — Z. 15. Diese edle Dame ist die Schwägerin des Königs, Prinzessin Wilhelm von Preußen aus dem Hause Hessen-Homburg. — Z. 20. Zu Houwald vgl. Anm. zu S. 29, Z. 1. — Z. 22. Ed. Heinrich Geyes (1793—1850) „Anna Boleyn" erschien erst 1824. Vgl. seine „Vermischten Schriften". Bunzlau 1836—37. 3 Bde. — Z. 23. Heine meint Ludwig Rellstab. (Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 66, Z. 17.) Das erwähnte Stück ist nicht aufgeführt worden. — Z. 28. Heine meint das Märchen „Meister Floh", vermengt aber den Titel mit „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen".

S. 46, Z. 7. Vielmehr an der Rückenmarksdarre. — Z. 15. Zu Bosco vgl. Teil 10, Anm. zu S. 295, Z. 32. — Z. 36. Die Methode des Musikers Joh. Bernhard Logier (1777—1846) bestand darin, mehrere Schüler gleichzeitig im Klavierspiel zu unterrichten. Nach diesem System gründete Dr. Stöpel eine Berliner Musikschule. — Z. 40. Pius Alexander Wolff († 1828), seit 1816 Mitglied des Kgl. Theaters in Berlin, und seine Gattin Amalie, geb. Malcolmi (1780—1851). Beider Gastspiele in Dresden und Leipzig waren Sensationserscheinungen. (Eisenberg, Biograph. Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jhd., Leipzig 1903. S. 1144.)

S. 47, Z. 1. Über Michael Beer vgl. Anm. zu S. 198, Z. 24. — Z. 3. Meyerbeers neue Oper ist L'esule di Granata, die 1822 im Scalatheater in Mailand aufgeführt wurde. — Z. 6. Der bekannte Philanthrop Joh. Daniel Falk (1768—1826). — Z. 7. Zu Kosmeli vgl. Anm. zu S. 27, Z. 29. — Z. 15. Unter dem Pseudonym Christian Althing erschien eine Reihe erotischer Schmutzschriften, die man dem Professor Christian August Fischer (1771—1829) zuschreibt. Vgl. Goedekes Grundriß², V, S. 519—521. — Adolf von Schaden (1791—1840) schrieb nie aufgeführte Dramen und klägliche Romane, die jedoch zahlreiche Leser fanden. — Z. 24. Karl Aug. Böttiger (1760—1835), Schulmann und Kunstgelehrter in Dresden. — Z. 25. Fanny (eigtl. Franziska) Tarnow (1779—1862) hielt sich vorübergehend in Berlin auf. Ihre Schriften verzeichnet Goedekes Grundriß² VI, 432 ff. — Z. 27. Heinrich Freiherr Menu von Minutoli (1772—1846) machte mit Unterstützung der preußischen Regierung von 1820—22 eine Reise nach Ägypten.

Das erwähnte Manuskript ist die „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten". Das Werk erschien Berlin 1824. — Z. 28. Christian Ludwig Ideler (1766—1846), der Lehrer der Prinzen Wilhelm und Karl, war seit 1821 Professor der Astronomie an der Berliner Universität. — Z. 29. Das große Werk Franz Bopps, der seit 1821 Professor der orientalischen Literatur in Berlin war, ist die „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen", die erst 1833—1852 erschien. Die Vorarbeiten dazu waren seit 1824 in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Berliner Akademie erschienen. — Z. 34. Der junge Schadow ist der Bildhauer Rudolf Schadow (1786—1822), Schüler seines Vaters Joh. Gottfr. Sch., Antonio Canovas und Bertel Thorwaldsens. Er starb am 31. Januar in Rom. — Z. 35. Der Maler Wilhelm Schadow (1789—1862), der jüngere Bruder des vorigen, gehörte zum Kreise der „Nazarener". Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde er 1819 Professor der Kunstakademie in Berlin. — Z. 38. Der Maler Wilhelm Hensel (1794—1861) begann seine Laufbahn an der Berliner Akademie. 1823 reiste er nach Italien. — Karl Wilhelm Kolbe d. J. (1781—1853), Historien- und Genremaler. Vgl. Naglers Neues allgem. Kunstlexikon, 2. Aufl. 8. Bd. S. 32. — Z. 40. Karl Friedrich Schinkel, der große Architekt, Bildhauer und Maler, schuf während der Blütezeit der Berliner Bühne unter dem Intendanten Graf Brühl zahlreiche Entwürfe zu Theaterdekorationen, die eine Reform des Dekorationswesens einleiteten. Vgl. Naglers Neues allgem. Kunstlexikon. 2. Aufl. 17. Bd., S. 232f. — Der Bildhauer Christian Friedrich Tieck (1776 bis 1851) ist der Bruder des Dichters Ludwig Tieck.

S. 48, Z. 18. Der Prinzessinraub in Bonn betraf die Herzogin Marie Friederike von Anhalt-Bernburg, die Schwester des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen. Sie wurde als Geisteskranke von einem kurhessischen Offizier bei Nacht und Nebel nach Hanau gebracht. Für die Verletzung des preußischen Gebietes mußte der Kurfürst Abbitte leisten. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5. Aufl. Leipzig 1903. Bd. 3, S. 532. — Z. 27. Johann Ludwig von Jordan (1773—1848) war am 14. Januar 1819 zum Gesandten am Dresdener Hofe ernannt worden. — Z. 32. Der spätere Friedrich Wilhelm IV. vermählte sich am 29. November 1823 mit Elisabeth von Bayern.

S. 49, Z. 3. Das von dem Grafen Karl Brühl und S. H. Spiker herausgegebene Festspiel, zu dem Spontini die Musik geschrieben, wurde am 27. Januar 1821 im Kgl. Schlosse zu Ehren des russischen Thronfolgers und seiner Gemahlin aufgeführt. — Z. 5. Ludwig Devrient, der große, als Mensch so unglückliche klassische Charakterspieler und Volkskomiker, war seit 1815 in Berlin. Vgl. E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neu-Ausgabe 1905. Bd. II, S. 133ff. — Z. 9. Webers komische Oper heißt: „Die drei Pintos". Sie blieb unvollendet und ward erst 1888 in der musikalischen Bearbeitung von Gustav Mahler in Leipzig aufgeführt. — Der Cellospieler Bernhard Romberg (1767—1841) war vom 19. April 1816 bis 1. Dezember 1819 Hofkapellmeister. Die Kunde von Spontinis Anstellung ver-

anlaßte ihn, um seine Entlassung zu bitten. — Z. 26. Hier beginnt in der späteren Fassung (Reisebilder) der 2. Brief unter dem Datum: 16. März 1822.

S. 50, Z. 24. Sie erschienen 1821 im „Freimütigen" und dann als Büchlein Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung 1821.

S. 53, Z. 29. Statt „Russen" hat der erste Druck „Franzosen".

S. 54, Z. 2. In den „Reisebildern" ist der 3. Brief vom 8. Mai 1822 datiert. — Z. 20. Das Datum nach dem ersten Druck, die Reisebilderfassung hat „vorigen Freitag".

S. 56, Z. 36. Jean Marie Collot d'Herbois (1750—1796), anfangs Schauspieler, dann Revolutionär, 1793 Präsident des Konvents, berüchtigt wegen der in Lyon angeordneten Massenhinrichtungen, 1795 zur Deportation nach Cayenne verurteilt, wo er starb. Vgl. Lyonnet, Dictionnaire des Comédiens français, 1908. I, S. 372ff.

S. 57, Z. 3. Septembrisieren = massenweis morden, wie bei den septembrisades, den Metzeleien an den politischen Gefangenen der Pariser Gefängnisse vom 2. bis 6. September 1792.

S. 59, Z. 15. Vgl. S. 48, Anm.

S. 60, Z. 17. Der verdiente und mildtätige Arzt Ernst Ludwig Heim (1747 bis 1834) hatte 1772 die medizinische Doktorwürde erhalten. Seit 1810 war er Leibarzt des Prinzen Ferdinand.

S. 61, Z. 4. Vgl. auch Romant. Schule (Teil 11, S. 34). — Z. 37. K. A. Lebrun (1792—1842) war seit 1817 Charakterkomiker in Hamburg. Ed. Devrient nennt ihn einen „der lebensvollsten, gewandtesten Schauspieler für heitere Liebhaberrollen, Chevaliers und humoristische Charaktere, der Geist und Leben um sich zu verbreiten verstand" (a. a. O. Bd. 2, S. 257). — Z. 40. Zu Neumann vgl. Anm. zu S. 29, Z. 35.

S. 62, Z. 26. Ilias III, Vers 156ff. Vgl. auch Lessings Laokoon, Kap. 21.

S. 63, Z. 2. H. Clauren ist Pseudonym für Karl Heun (1771—1854). „Der Bräutigam aus Mexiko" ist ein Schauspiel in 5 Abteilungen und erschien Dresden 1824. Das Stück wurde vom 6. Juni 1822 bis 27. Dezember 1834 24mal gegeben. — Z. 11. „Die Konzession zur Errichtung eines Volkstheaters, welche ein jüdischer Kommissionär, ehemals Pferdehändler, namens Cerf, sich zu verschaffen gewußt, war gegen ein Jahrgehalt von 30000 Trn. von einer Aktiengesellschaft übernommen worden, welche aus ihrer Mitte eine Direktion von Kaufleuten mit einem Juristen, sieben an der Zahl, einsetzte, bei welcher sich denn richtig alles wiederholte, was seit der ersten Aktionistendirektion der Hamburger Entrepriſe 1767 das Erbteil aller solcher Einrichtungen gewesen ist und bleiben wird. Man hatte dem mangelnden Sachverstande der Intendantenleitung opponieren wollen und fing damit an, die gerügten Übelstände zu versiebenfachen. Freilich setzte man technische Direktoren ein, zuerst den [1815 nach dem Tode seiner Gattin Friederike Unzelmann] pensionierten Schauspieler [Heinrich Eduard] Bethmann, 1825 den Dichter Karl von Holtei, 1827 den Dichter und Komponisten Karl Blum, aber es fand keiner von ihnen freie Hand zum Wirken, und 1829 erklärte sich das Direktorium bankerott" (Devrient, a. a. O. Bd. 2, S. 205).

S. 65, Z. 31. Über den Kriminalprozeß gegen den Kaufmann Peter Anton Fonk aus Köln, der infolge des rätselhaften Verschwindens des Kaufmanns Wilhelm Cönen aus Krefeld (am 9. November 1816) des Mordes beschuldigt, dreimal verhaftet und zweimal in Freiheit gesetzt wurde, vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5. Aufl. Leipzig 1903, Bd. 3, S. 382ff. Die von Heine erwähnten Broschüren sind folgende: J. Kreuser, Über P. A. Fonck und das Gerücht von Cönens Ermordung. Köln 1821 (vorhanden in der Staatsbibliothek Berlin, den Universitätsbibliotheken Göttingen und Münster). Über den Verfasser vgl. Kehrein, Biogr.-lit. Lexikon 1, S. 211 und Leimbach, Deutsche Dichter der Neuzeit V, S. 148ff. Peter Anton Fonk. Der Kampf für Recht und Wahrheit... Coblenz 1822; 2 Bde. (vorhanden in der Staatsbibl. Berlin und den Univers.-Bibliotheken Breslau, Göttingen, Halle und Münster), Gustav Franz von der Leyen, über die Ermordung des Wilhelm Cönen ... Düsseldorf 1822 (vorhanden in der Staatsbibl. Berlin).

S. 66, Z. 40. Justus von Gruner (1777—1820) stand seit 1811 als Geheimer Staatsrat an der Spitze der höheren Polizei. 1812 nahm er seinen Abschied, 1813 erhielt er die Verwaltung des Großherzogtums Berg, 1814 wurde er Generalgouverneur des Mittelrheins.

S. 67, Z. 35. Vgl. Anm. zu S. 48, Z. 18.

S. 68, Z. 11. Die ersten beiden Teile der sogen. falschen „Wanderjahre" von Joh. Friedr. Wilh. Pustkuchen erschienen 1821 in Quedlinburg bei Gottfr. Basse, der dritte Teil 1822. Neudruck des ganzen Werkes (fünf Bände) von Ludwig Geiger, Berlin, Barsdorf 1913 mit ausführlicher Einleitung. — Z. 18. Von Friedr. Karl Julius Schütz (1779—1844) erschien 1822 in Halle mit der Jahreszahl 1823: Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. — Z. 19. Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858) veröffentlichte 1823 „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beilagen zu allen Ausgaben von Goethes Werken. Erste Sammlung. Zum 28. August 1823." Berlin, Ferd. Dümmler. — Z. 30. Nämlich von dem Thüringer Joh. Christ. Sachse. — Z. 33. Heine meint die „Kampagne in Frankreich 1792", die bei ihrem ersten Erscheinen (Mai 1822) noch den weiteren Titel führte: „Aus meinem Leben. Zweiter Abteilung fünfter Teil." Motto: „Auch ich in der Champagne".

S. 69, Z. 7. 1821 erschienen „Sardanapal, Die zwei Foscari, Kain". — Z. 10. Byron verfaßte gegen den poeta laureatus Robert Southey das vernichtende Spottgedicht „The Vision of Judgment", By Quevedo Redivivus (1822). Suggested by the composition so entitled by the author of „Wat Tyler". Dort hatte Southey von der „Satanic School" gesprochen. — Z. 16. Die französische Originalausgabe der Memoiren Casanovas erschien erst 1826 bis 1838. Vgl. jetzt die bei Georg Müller in München erschienene große Ausgabe von Heinrich Conrad (1905—1913) in 15 Bänden. — Z. 22. Hierzu machte der Herausgeber des „Rhein.-westf. Anzeigers" die Bemerkung: „Ich nicht!" — Z. 34f. Friedrich de la Motte Fouqués Roman „Der Verfolgte" erschien Berlin 1821. — Z. 39. Des Braunschweigers Karl Köchy „Poetische Werke" kamen erst 1832 heraus.

S. 70, Z. 7. Friedrich von Uechtritz (1800—1875) aus Görlitz war damals Kammergerichtsreferendar in Berlin. Seine „Trauerspiele" („Rom und Spartakus", „Rom und Otto der Dritte") erschienen Berlin 1823, das Drama „Chrysostomus" erschien Brandenburg 1823. — Z. 16. E. Th. A. Hoffmann war am 25. Juni 1822 an der Rückenmarksdarre gestorben. Die Bemerkung Heines beweist wohl, daß er Hoffmann nicht näher kannte.

S. 71, Z. 25. Der Aufsehen erregende Schauerroman „The Monk" von Matthew Lewis erschien London 1795. — Z. 32. Genauer „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors" 1819.

S. 74, Z. 7. Vgl. Anm. zu S. 68, Z. 11.

S. 76, Z. 25. In den Entgegnungen des Assessors Raabski wird Heine auf Grund der Zählung des Jahres 1821 nachgewiesen, daß die Juden den 15. Teil der Bevölkerung ausmachten. Vgl. Warschauer, Heine in Posen S. 9. — Z. 34. Von Fouqué erst mit anderen, dann allein bei Leonh. Schrag in Nürnberg herausgegeben.

S. 77, Z. 22. Das fälschlich Shakespeare zugeschriebene Stück „George Green, der Flurschütz von Wakefield", von Ludwig Tieck in seinem „Altenglischen Theater". Berlin 1811. Bd. 1 veröffentlicht, stammt von Robert Greene.

S. 78, Z. 11. Gemeint ist das Wadeckesche „Berlinische Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann". — Z. 28f. Kasimir der Große regierte von 1333—1370.

S. 81, Z. 21. Starost (= Ältester) nennt man denjenigen polnischen Edelmann, der im Besitz eines königlichen Lehens, einer Starostei, war und eigene Gerichtsbarkeit ausüben durfte.

S. 84, Z. 17. Bis auf Mallika = Gans bezeichnen die übrigen Namen indische Pflanzen. — Z. 35. Der französische Philosoph Paul Heinrich Dietrich Baron von Holbach (1723—1789), der aus der bayrischen Pfalz stammte, machte sein Haus zum Sammelplatz für die Pariser Enzyklopädisten. Seine berühmteste Schrift: „Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde morale" (1770) enthält extrem materialistische Anschauungen.

S. 89, Z. 27. Das polnische Adelsgeschlecht der Zamojski ist über Polen, Rußland, Galizien und Posen verbreitet, seit 1791 führt ein Zweig den österreichischen Grafentitel. — Z. 32. J. P. Kaulfuß, Über den Geist der polnischen Sprache und Literatur. Halle 1804. — Z. 39. Der französische Staatsmann Lazare Nicolas Marguerite Graf Carnot (1753—1823), der Organisator der Revolutionsheere, lebte nach seiner Verbannung durch die Bourbonen (1815) in Magdeburg, wo er sich auch dichterisch betätigte.

S. 92, Z. 24. Gemeint ist der Polenkönig Boleslaw I. Chrobry (der Tapfere). — Die Türen des Doms waren aus Bronze gegossen. — Z. 30. Der von vier Männern vorgetragene Gesang des Boga rodzica dziewica war einstimmig, wie Raabski (s. u.) Heine nachwies.

S. 93, Z. 6. Im „Gesellschafter" steht „eine Pfau". Diese weibliche Form

stammt aus älterer Zeit. Belege in Grimms Wörterbuch. — Z. 14f. Heine meint die „Zeitung des Großherzogtums Posen", deren Leiter Assessor Raabski, ein geborener Pole, den anmaßenden und „unberufenen Skribenten" mächtig herunterputzte. — Die Schröck gehörte wie die Stich (vgl. Teil 9, Anm. zu S. 23, Z. 9ff.) dem Berliner Schauspielhaus an. „Ohne rechte tragische Kraft, war sie im Lustspiel vortrefflich als vornehme Dame, wie als eifersüchtige, bornierte oder eitle Frau." (Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst 1905, Bd. 2, S. 191.) — Z. 33f. Lustspiel in 5 Aufzügen von Kotzebue. Leipzig 1810. — Z. 39f. Lustspiel in 2 Aufzügen von F. A. Kurländer. — „Cäsario". Lustspiel in 5 Aufzügen von dem Schauspieler Pius Alexander Wolff (vgl. Anm. zu S. 46, Z. 40), dem besten Schüler Goethes, wurde zuerst am 29. November 1810 in Berlin aufgeführt.

S. 94, Z. 21. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Theodor Körner. — Z. 31. Lustspiel in 4 Aufzügen von Karl Töpfer, später unter dem Titel „Des Königs Befehl" bekannt. — Z. 39. Schauspiel in 3 Abteilungen von Franz Ignaz Holbein (1822). — Z. 40. Lustspiel in 5 Akten von Heinrich Clauren, 1819 (20. Dezember) zuerst aufgeführt.

S. 95, Z. 3. Die Figur des Staberle kommt in mehreren Stücken des Wiener Volksdichters Adolf Bäuerle (1786—1859) vor, zuerst in den „Bürgern von Wien" (1813). Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 102, Z. 29 und Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen. München 1914. Bd. I, S. 354ff. „Die falsche Catalani", gleichfalls von Bäuerle, ist eine zweiaktige Posse mit Gesang (1820). — Z. 5. Über die Posener Theaterverhältnisse vgl. Laubert, Studien zur Geschichte der Provinz Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Posen 1908. — Z. 15. Theodor Winkler (1775—1856), der Herausgeber der Dresdener „Abendzeitung". — Z. 22. Veranstalter war Kasimir Skibinski (1786—1858), dessen in polnischer Sprache geschriebene Schauspielerdenkwürdigkeiten (erschienen 1912) von Hans Knudsen in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Aprilheft 1917, Beiblatt Sp. 65f. gerühmt werden. — Z. 25. Skibinski selbst gibt an, für 10 Vorstellungen 750 Taler gezahlt zu haben, bei deren Aufbringung ihm Raabski behilflich gewesen sei (Knudsen, a. a. O. Sp. 67). — Z. 38. Drama in 3 Aufzügen. Leipzig 1818.

S. 96, Z. 2f. Josefa Piotrowska (1794—1834) wurde nach einjähriger Ehe mit dem Theaterdirektor Kaminski Ende 1814 Kasimir Skibinskis Frau (vgl. Knudsen, a. a. O. Sp. 66). — Z. 4. Simon Wlodek (1796—1829). — Z. 12. Hauptfigur in Boieldieus Oper „Johann von Paris". „Der Kalif von Bagdad" und „Aline, Königin von Golconda" sind gleichfalls Opern von Boieldieu. — Z. 19ff. Lorezza, Olivier und Johann aus der Oper „Johann von Paris". — Z. 22. Jan Szymkaylo (1793—1840). — Z. 38. Der eifrige Volksliedsammler war seit 1822 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Posen. Vgl. Heines Brief an ihn vom 4. Mai 1823. „Schottkys Volksliedernachlaß" hat E. K. Blümml, Wien 1912, herausgegeben (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Wien, Ludwig. Bd. 7). Vgl. auch Gutzkows „Rückblicke", Berlin 1875, S. 89ff.

S. 98, Z. 20f. Dieses Werk ist nicht erschienen. — Z. 21. Über diese kurz-

lebige Zeitschrift vgl. Warschauer in der „Zeitschrift für die historische Gesellschaft der Provinz Posen". V, 423ff.

S. 100, Z. 10. Vgl. Teil 8, S. 144ff., 361ff. und 373ff.

S. 101, Z. 20. Ikonoklastisch = bilderstürmend. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 264, Z. 32. — Z. 28. Apollo diente eine Zeit lang als Hirte bei seinem Liebling Admetos, König von Pherai in Thessalien. Vgl. Ilias 2, 763ff.

S. 102, Z. 16. Die folgende Stelle bis S. 104, Z. 20 wurde von Heine unterdrückt und erst von H. Strodtmann in den „Letzten Gedichten und Gedanken von Heinrich Heine", Hamburg 1869, als Nachtrag zu den „Göttern im Exil" aus dem Manuskript mitgeteilt.

S. 104, Z. 24ff. Die beiden Erzählungen Heines haben als Quelle Jakob Grimms „Deutsche Mythologie" II, S. 791ff. und „Deutsche Sagen" Nr. 275: „Die überschiffenden Mönche".

S. 108, Z. 10. Akoluth = Diener, Gefolgsmann. — Z. 18. Mänade = rasende Bacchantin. — Z. 21. Korybanten, eigtl. Priester der Cybele, der Göttin der fruchtbaren Erde, deren Fest sie mit lärmender Musik in rasender Begeisterung feierten.

S. 109, Z. 6. Exorzist = Teufelsaustreiber, Geisterbanner.

S. 111, Z. 18. Houppelande = weiter Überrock.

S. 112, Z. 9. Einfluß des französischen Stils: il s'agissait de. Vgl. S. 196, Z. 40.

S. 114, Z. 22. Calmonius, Hofjude Friedrichs des Großen. Heine nannte so Ferdinand Friedland, den Schwager Lassalles, der unglückliche Börsengeschäfte für Heine betrieb. Vgl. Meißner, Heine-Erinnerungen. Hamburg 1856. S. 15ff. und Heine-Reliquien 1911. S. 30ff.

S. 115, Z. 29. Neophyt, ursprünglich Name für die zum Christentum oder in geistliche Orden übergetretenen Heiden; hier = Neuling.

S. 116, Z. 15. Odalisken (türkisch ôdalik = Stubengenossin), Sklavinnen des Sultans, die weder einen Sohn geboren haben, noch zum Range von Sultaninnen gelangt sind. Daher auch Haremsdienerinnen. — Z. 17. Affabilität, Freundlichkeit.

S. 117, Z. 9. Anspielung Heines auf seine Nervenlähmung.

S. 122, Z. 40. Der Name der den jungen Zeus säugenden Ziege Amalthea stand im ersten deutschen Druck richtig angegeben. Althäa war die Mutter des Helden Meleagros.

S. 123, Z. 25. Vgl. Reisebilder II. Teil 6, S. 91.

S. 124, Z. 20. Vgl. Salon III, Elementargeister Teil 8, S. 374ff. — Z. 21. Richard Wagner entlehnte den Stoff des „Fliegenden Holländers", von Heine schon in der Skizze „Norderney" (1826) erwähnt, aus den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", was er in der 1. Auflage seiner „Autobiographischen Skizze" unumwunden zugab. Vgl. Karpeles, Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig 1899. S. 191ff. Ob Wagner auch im „Tannhäuser" durch jenes Lied, von dem Heine sagt, es sei wie eine Schlacht

der Liebe und es flösse darin das roteste Herzblut, in dessen 3. Salonband beeinflußt wurde, ist zweifelhaft.

S. 126, Z. 32. Chatelaine = Burgherrin.

S. 133, Z. 5. Jenny Lind. Vgl. Lutezia Teil 10, S. 307, Z. 2f. und Anm. S. 134, Z. 5. Gemeint ist der Bischof von Adana in Zilizien, der sich dem Teufel verschrieb, um wieder in den Besitz seines Amtes zu kommen, das er durch Verleumdung verloren hatte. Er bereut seine Sünde und stirbt drei Tage, nachdem die Mutter Gottes ihm den Teufelspakt zurückgegeben. — Z. 8. Die niederdeutschen Theophilusfassungen gehen nicht auf eine angelsächsische Vorlage zurück. — Z. 16. Rustebuef (um 1260), Spielmann aus Paris, schrieb wertvolle, stark persönliche lehrhafte und satirische Gedichte, Fabeln, Legenden und ein Mirakelspiel: Le Miracle de Théophile. Vgl. Oeuvres complètes de Rutebeuf, par Achille Jubinal. Nouvelle édition. Paris, Daffis 1874. Band 2, S. 231—262 und Gröbers Grundriß der romanischen Philologie II. Band, 1. Abteilung Straßburg 1902, S. 822ff. — Z. 18. Heine meint die Sammlung von L. J. N. Monmerqué und Francisque Michel: Théâtre français au moyen âge publié d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi. Paris, H. Delloye et Firmin Didot frères, 1839. S. 136ff. — Z. 20. Charles Magnin veröffentlichte 1838 den ersten Band seines Werkes Les Origines du théâtre moderne ou Histoire du génie dramatique depuis le Ier jusqu'au XVIe siècle, précédée d'une introduction contenant des études sur les origines du théâtre antique. Paris, Hachette. — 1846 lieferte er im Journal des Savants eine umfangreiche Abhandlung über die in Anm. zu Zeile 18 erwähnte Sammlung von Monmerqué und Michel. Im 3. Artikel (Augustheft, S. 462ff.) spricht er über das Mirakelspiel Rustebuefs. — Z. 23. Christopher Marlowe, Shakespeares größter Vorgänger, benutzte für sein Drama „Tragicall Historie of D. Faustus" (1588 oder 1589) eine englische Übersetzung des deutschen Faustbuches von Johann Spieß, Frankfurt 1587.

S. 135, Z. 10. Die englischen Komödianten spielten 1626 in Dresden den Faust von Marlowe, nicht den Puppenspiel-Faust, der freilich auf den englischen Dramatiker zurückgeht. — Z. 20. Goethes Faustfragment erschien 1790. Es ist beachtenswert, daß Heine schon auf die „Sakuntala" des indischen Dichters Kalidasa hinweist, dessen berühmtes Drama Goethe in Georg Forsters deutscher Übersetzung 1791 kennen lernte. — Z. 25f. Der Frankfurter Verleger Joh. Spieß gab 1587 die „Historie von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler", das älteste deutsche Faustbuch, heraus. Georg Rudolf Widmann erweiterte das alte Volksbuch in breit moralisierender Weise („Wahrhafftige Historie von den grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern ... so D. Johannes Faustus ... hat getrieben". Hamburg 1599). Diese Bearbeitung erschien aufs neue 1846 im 2. Band der von dem Stuttgarter Verleger Scheible herausgegebenen Sammlung „Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur". Vgl. S. 152ff. Goethe hat bei Abfassung seines Fragmentes nur das Pfitzersche Faustbuch (1674) gekannt.

Vgl. Kuno Fischer, Goethes Faust. 4. Aufl. 1902, Bd. 1 und R. Petsch, Die Entstehung des Volksbuches vom Doktor Faust. Germ.-Roman. Monatsschrift Bd. 3 (1911), S. 207ff.

S. 136, Z. 3ff. Das Gedicht ist in „Zur Ollea" Helena überschrieben. Vgl. Teil 2, S. 273.

S. 142, Z. 38. Homagium = Huldigung. Vgl. S. 169, Z. 29.

S. 147, Z. 14. Lamien = Hexen, Spukgeister, Teufel in Weibsgestalt.

S. 152, Z. 15. Spieß war nur der Verleger des Faustbuches. Vgl. Anm. zu S. 135, Z. 25f.

S. 153, Z. 10. Vgl. darüber Petsch in der German.-Romanischen Monatsschrift 2, S. 99ff. — Z. 26. Joh. Wierus, „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis". Basel 1568. — Z. 27. Johannes Manlius bringt Melanchthons Mitteilungen in seinem Buche „Locorum communium collectanea" 1562. — Z. 28. Der Humanist Johannes Tritheim († 1516) erwähnt in einem Brief an Virdung vom 20. August 1507 einen Magister Sabellicus, der sich Faustus junior nannte. — Z. 34. Vielmehr Knittlingen in Württemberg.

S. 154, Z. 4. Über Calmonius vgl. Anm. zu S. 114, Z. 22. — Z. 8. Befefelt (Gaunersprache) = betrogen.

S. 155, Z. 27. Karl Simrock gab 1846 das Puppenspiel „Doktor Johannes Faust" zu Frankfurt heraus.

S. 158, Z. 32. Vgl. 1. Petri 5, 8.

S. 159, Z. 9. Lorenz Okens „Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie" erschien Jena 1809—1811.

S. 161, Z. 4. Über Esra vgl. Teil 12, 2. Hälfte Anm. zu S. 194, Z. 40. — Z. 14ff. Die Zitate Heines aus Scheibles „Kloster" Bd. 2, S. 645, 1028ff. und 1054 sind etwas modernisiert.

S. 163, Z. 31. Tatsächlich schrieb Goethe schon 1800 an den Helenaszenen, die nach seiner Angabe zu seinen ältesten, auf der Puppenspielüberlieferung beruhenden Konzeptionen gehörten.

S. 164, Z. 7. Achillea, Insel im Ägäischen Meere bei Samos (Plinius). Pausanias erwähnt in seiner „Beschreibung Griechenlands" (3. Buch, XIX, 11) die dem Achilles geweihte Insel Leuke im Pontus Euxinus (Schwarzen Meer) gegenüber der Donaumündung.

S. 165, Z. 1ff. Vgl. Scheibles „Kloster" Bd. 2, S. 992. — Z. 33. Das Buch führt den Titel: Blockes-Berges Verrichtung oder Ausführlicher Geographischer Bericht von dem hohen trefflich alt- und berühmten Blockes-Berge. Vgl. daselbst S. 329.

S. 166, Z. 25. Die „Démonomanie" des Jean Bodin erschien Paris 1581, eine lateinische Ausgabe: De Magorum Daemonomania, sev detestando Lamiarum ac Magorum cum Satana commercio, libri IV. Francofurti, Nicol. Bassaeus, 1590. — Z. 40. Zu Odalisken vgl. Anm. zu S. 116, Z. 15.

S. 168, Z. 18. Nicolas Remigius: Daemonolatria vgl. „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland I" Teil 8, S. 146. — Joh. Georg

Godelmannus: Tractatus de magis, veneficis et lamiis (1576) kannte Heine aus der deutschen Übersetzung von Georg Nigrinus: Von Zauberern, Hexen vnd Vnholden Warhafftiger vnd Wolgegründter Bericht Herrn Georgij Gödelmanni ... wie dieselbigen zuerkennen vnd zustraffen. Franckfort am Mayn, 1606. Vgl. Teil 8, S. 363. — Pierer de Lancre: Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons ... Paris 1612—1613. — Z. 27. Wilis (vgl. „Elementargeister". Teil 8, S. 345) sind in der slawischen Volkssage die vor der Hochzeit gestorbenen und im Grabe keine Ruhe findenden Bräute, die um Mitternacht tanzend aus ihren Gräbern steigen und mit dem Mann, den sie am Kreuzwege treffen, so lange tanzen, bis er tot niederfällt.

S. 174, Z. 2. Leporello, Don Juans Diener in der Oper von Wolfg. Mozart, gibt im 1. Akt „einen kurzen Prospektus von einigen Herzensgeschichten" seines Herrn. Die Stelle, Z. 8, „doch in Spanien schon tausend und drei" bezieht Heine in seinem Sinne auf Deutschland. — Z. 18. Anspielung auf den Ritter von Friedland (Calmonius), den Schwager Ferdinand Lassalles, der Direktor der Prager Gasbeleuchtung war. Vgl. Anm. zu S. 114, Z. 22. — Z. 37. romantique défroqué, eigentlich = Romantiker, der das Ordenskleid abgelegt, also ein abgefallener R.

S. 175, Z. 7. Die blaue Blume, die Heinrich von Ofterdingen in dem Roman von Novalis (Friedrich von Hardenberg) im Traume gesehen hat und im Lande der Dichtung findet, ist das Symbol der romantischen Sehnsucht geworden. — Z. 11f. Vgl. „Atta Troll" Caput XXVII, Teil 5, S. 79 und Heines Brief an Varnhagen vom 3. Januar 1846: „Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde vor mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den ‚Atta Troll', den Schwanengesang der untergehenden Periode."

S. 176, Z. 2. Der Enzyklopädist Friedrich Melchior Baron von Grimm (1723—1807) aus Regensburg, berühmt durch seine geheime „Correspondance" (1753—1790), die erst 1812 in 16 Bänden veröffentlicht wurde. — Z. 12. Das Landhaus Rousseaus, ein Geschenk der Frau von Epinay, seiner Wohltäterin. — Z. 16. Seit 1746 lebte Rousseau mit ihr in wilder Ehe. Da sie sich dem Trunke ergab, schickte Rousseau die vier von ihr geborenen Kinder ins Findelhaus.

S. 177, Z. 31. „De l'Allemagne" erschien zuerst 1813 in London, 1814 in Paris.

S. 178, Z. 25. Vgl. Bourrienne, Memoires sur Napoléon. Paris 1829, Bd. 6, S. 217. — Z. 33. Vgl. dazu das Buch von Friedr. Masson, Napoleon I. und die Frauen. Übertragung von Oskar Marschall v. Bieberstein. Brandussche Verlagsbuchhandlung. Berlin W. 35.

S. 179, Z. 8. Vgl. Teil 11, S. 63ff. — Z. 20. Rustan war der Mameluk, den Napoleon I. aus Ägypten mitgebracht hatte. — Z. 26. Karoline Pichler spricht in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (Neue Ausgabe v.

E. K. Blümml, München 1914) mehrfach von ungünstigen Gerüchten, die über die Staël in den Wiener Salons verbreitet wurden. — Z. 26f. Die Gespräche und Briefe der geistvollen Rahel Levin (1771—1833), der Schwester Ludwig Roberts und Gattin Karl August Varnhagens von Ense (seit 27. September 1814), wurden erst kurz nach ihrem Tode und zwar zunächst April 1833 als Manuskript gedruckt, dann Ende des Jahres um das Dreifache vermehrt herausgegeben als: „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, Duncker und Humblot, 1834. Darin schreibt Rahel (22. Juni 1818, Bd. 2, S. 542) über Frau von Staël: Es ist keine Ruhe in der Frau, und sie wäre nie reif geworden, hätte sie auch so lange gelebt, als ich es ihr wünschte. Verstand hat sie genug, aber keine horchende Seele, nie ist es still in ihr; nie als ob sie allein nachdächte, immer als ob sie's schon vielen sagte; ihr taten die frühen Gesellschaftssäle Schaden. Es war kein Verhältnis in ihrer Seele zwischen Geistestätigkeit und andrer. Gleich kam sie wieder auf den Beifall zurück: und da sie nicht gemein war, so soll es die postérité ausrichten, für die, für deren Beifall will sie und sollen alle Bessern alles tun! Aber sie rüttelt in ihrem Buche [über die französische Revolution] tüchtig hin und her und daher alles auf, wovon allerdings die Rede sein soll... Sehr schlecht schreibt die Staël, oft gar nicht wie eine Französin; ich meine nicht die Stellen, wo sie neue Wendungen gebraucht oder neue Worte; aber es klingt nie, ihr Ohr lockt die Worte nicht, sie stellen sich ihr nicht willig, wie bei den guten Schriftstellern, wo jedes gern dem Meister sich fügt... Alles ist à rebours bei ihr, als striche man Halme aufwärts, keine Süßigkeit: mich dünkt, ich sehe die Worte in Aufruhr um sie her, wie fliegende Geister, wenn sie vor reinen Bogen am Schreibtische sitzt; nie wird es Musik; und auch kein Thema hält ihr still, sie schwingt sich hinauf und es geht mit ihr durch, auf andre los, sie springt auf diese, und so geht es weiter, und auf Schönes auch nur wie von ungefähr los! — S. 548f.: Man räumt dieser Frau viel zu viel ein, was sie nicht hatte. Man borgt ihr einen Geist, eine Penetration, die man ohne Gründlichkeit gar nicht haben kann: sie hat einen, der nur in Abwesenheit der Gründlichkeit so zu flimmern vermag. Es sind viel zu wichtige Themas an diesen Geist herangeschwommen auf der Fahrt ihres Lebens, die er von selbst sich im großen Ozean nicht ersehen hätte, aber nach Geistes Art sich doch aneignete zum Verarbeiten: denn selbst Eitelkeit ist ein sehr geistiges Erzeugnis... Ich liebte Mad. Staël persönlich mehr, als es die Menge tut; die, herzdumm und urteilfaul, die ihrem Wesen widersprechendsten Dinge willig glaubte und nacherzählte; in ihren Werken fand ich aber immer Charakter-Disparates: keine Mischung, die das Geniale herausbrächte; nicht weich beim Feuer, nicht still beim Urteil und Denken; oft brennend, nicht warm; weit von künstlerischer spontaner Auffassung in allem wo sie vergleicht: kurz, ein Mißverhältnis in den Gaben und hauptsächlich nicht das Gefühl und das heimliche Urteil ihrer selbst: letzter Schlußstein der Künstlernatur." Vgl. ferner Bd. 3, S. 7—11, 26, 118, 273. — Z. 27. In Bettina von Arnims „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", Berlin 1835 heißt es (Bd. 1, S. 55ff.): „Eine berühmte Frau ist etwas Kurioses, keine andre kann sich mit

ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zung' und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber ... ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß Er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. Jetzt will ich Ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zu Nacht gegessen hab' in Mainz; keine Frau wollt' neben ihr sitzen bei Tisch', da hab' ich mich neben sie gesetzt; es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen und ihr ins Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich; ich sagte: „Vos adorateurs me suffoquent", sie lachte. Sie sagte, Goethe habe mit ihr von mir gesprochen; ich blieb gern sitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er gesagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt' lieber, er spräch' mit niemand von mir; und ich glaub's auch nicht — sie mag nur so gesagt haben. — Es kamen zuletzt so viele, die alle über mich hinaus mit ihr sprechen wollten, daß ich's gar nicht länger konnte aushalten; ich sagt' ihr: „Vos lauriers me pèsent trop fort sur les épaules." Und ich stand und drängt' mich zwischen den Liebhabern durch; da kam der Sismondi, ihr Begleiter, und küßt' mir die Hand und sagte, ich hätte viel Geist, und sagt's den andern, und sie repetierten es wohl zwanzigmal, als wenn ich ein Prinz wär'; von denen findet man auch immer alles so gescheut, wenn es auch das Gewöhnlichste wär'. — Nachher hört' ich ihr zu, wie sie von Goethe sprach; sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle; Fr. Rath, ich wurd' zornig über diese Reden ... ich wendet' mich an Schlegel und sagt' ihm auf Deutsch: die Fr. Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung. Wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Ärmel schütteln kann, die den Franzosen so imponieren. Wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. — Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen bessern Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde; ich trat drauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort. — Das war die Geschicht' mit der berühmten Frau." — S. 314 ff.: „Mein Unglück führte mich grade nach Frankfurt, als Frau von Staël durchkam, ich hatte sie schon in Mainz einen ganzen Abend genossen, die Mutter aber war recht froh, daß ich ihr Beistand leistete, denn sie war schon preveniert, daß die Staël ihr einen Brief von Dir bringen würde, und sie wünschte, daß ich die Intermezzos spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nötig sei ... Die Entrevue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann ... Endlich kam die Langerwartete, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corrina gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein ebensolches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten,

ihre Lippen auch von einem mystischen Rot. Die Handschuh waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicherweise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten; dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischem Ton überschwankende Gestalt auf die steifen Damen der tugendverschwornen Frankfurter Gesellschaft losrückte ... Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutierte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe.“ — „Ah, je suis charmée,“ sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille ... Die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza ... Die Staël sprach über Deine Briefe, und daß sie gern lesen möchte, wie Du an Deine Mutter schreibst, und die Mutter versprach es ihr auch, ich dachte, daß sie von mir gewiß Deine Briefe nicht zu lesen bekommen würde, denn ich bin ihr nicht grün; so oft Dein Name von ihren nicht wohlgebildeten Lippen kam, überfiel mich ein innerlicher Grimm; sie erzählte mir, daß Du sie Amie in Deinen Briefen nenntest; ach, sie hat mir's gewiß angesehen, daß dies mir sehr unerwartet kam; ach, sie sagte noch mehr. Nun riß mir aber die Geduld. Wie kannst Du einem so unangenehmen Gesicht freundlich sein? Ach, da sieht man, daß Du eitel bist. — Oder sie hat auch wohl nur gelogen! ... Du hast mehr Zutrauen in die berühmte Frau, die das große Werk geschrieben hat sur les passions, von welchen ich nichts weiß ... Pax tecum! Wir wollen's einander verzeihen; ich, daß Du einen Herzens- und Geistesbund mit der Staël geschlossen hast, worüber, der Prophezeiung Deiner Mutter nach, ganz Deutschland und Frankreich die Augen aufreißen wird, denn es wird doch nichts draus; — und Du, daß ich so aberwitzig bin, alles besser wissen und mehr als alle Dir gelten zu wollen, denn das gefällt Dir“ (S. 329). — Z. 28. J. P. Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ erschienen 1836; in ihnen ist nur einmal ganz vorübergehend von Frau von Staël die Rede.

S. 180, Z. 6. Pistache = Pistazieneis. — Z. 7. Arlequin = Vierfruchteis. — Z. 23. Vgl. Harzreise, Teil 6, S. 27, Z. 40 und Anm. dazu. — Z. 31 Unter den zahlreichen von dem französischen Philanthropen Baron von Monthyon (1733—1820) gemachten Stiftungen für das Institut de France befanden sich Preise für tugendhafte Handlungen und schriftstellerische Arbeiten „utiles au bien temporel de l'humanité“ (1783 und 1782). Vgl. S. 323, Z. 27 und Teil 10, S. 77, Z. 38 f.

S. 181, Z. 8. Die Romanschriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn (1805 bis 1880) trat 1850 zur katholischen Kirche über und ging zwei Jahre darauf in ein Kloster. Hierauf bezieht sich Heines Anspielung, sie habe nur noch ein Auge. Ihre Bekehrung schilderte sie in dem Roman „Von Babylon nach

Jerusalem" Mainz 1851. — Z. 20f. Honoré de Balzac (1799—1850) der große realistische Romanschriftsteller und Vorläufer Zolas. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 32, Z. 29; S. 36, Z. 12f. — Z. 22. Vgl. Briefe über Deutschland Teil 12, 2. Hälfte S. 197. — Z. 37. Frau von Staël war 1804 über zwei Monate in Weimar, zu großem Verdruß Schillers und Goethes. Schiller schrieb darüber an Körner (4. Jan. 1804): „... nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen ..." Freilich „eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung" kontrastierte mit dem deutschen Wesen, vollends mit dem Schillers. Sie „leitet" ihm die Poesie „beinahe ganz ab". Am 20. Februar schreibt er dann voller Unmut: „Die französische Dame, die mir hier in der besten Zeit meines Arbeitens auf dem Halse saß, habe ich tausendmal verwünscht. Die Störung war ganz unerträglich." — In der französischen Ausgabe der „Geständnisse" folgen auf obige Stelle die Bemerkungen: „Daher war auch sie entzückt von Schiller, dessen warmes Herz sie zu schätzen verstand, während ihr die Kälte Goethes mißfiel. So hatten alle Urteile, die Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren persönlichen Eindrücken, wenn sie nicht durch eine vorgefaßte Meinung, durch den Oppositionsgeist diktiert wurden. Wie schon bemerkt, sah sie in Deutschland nur das, was sie in einer polemischen Absicht zu sehen beliebte."

S. 182, Z. 8. Vgl. Briefe über Deutschland. Teil 12, 2. Hälfte S. 196. — Z. 14. Gallizismus, vgl. faire la guerre à qn. — Z. 15. Vgl. Briefe über Deutschland. Teil 12, 2. Hälfte S. 198. — Z. 20. Der Herzog von Talleyrand-Périgord war jener geistvolle, aber moralisch haltlose französische Diplomat, der, erst ein Günstling Napoleons, seit 1812 aber Anhänger der Bourbonen, auf dem Wiener Kongreß eine wichtige Rolle spielte. Unter der Julimonarchie bewirkte er als französischer Gesandter in London das Zustandekommen der Quadrupelallianz. (Engld.-Frkch.-Span.-Portug.). Er starb 1838. — Z. 20f. Fürst von Metternich (1773—1859) wurde nach dem Sturze Napoleons der Schiedsrichter der europäischen Politik, ein Feind jeder Fortentwicklung, besonders auf konstitutionellem und nationalem Gebiete. — Z. 21. Karl Andreas Graf Pozzo di Borgo (1764—1842), von Geburt Korse und mit der Familie Bonapartes früh verfeindet, blieb stets ein unversöhnlicher Gegner des Kaisers, nach dessen Fall er, seit 1803 in russischen Diensten stehend, Gesandter Rußlands in Paris wurde. Vgl. Teil 10, S. 99, Z. 10f. — Vgl. Buch Le Grand, Kap. IX, Schluß, Teil 6, S. 137. — Z. 33. Der junge Heine dachte anders. An Chr. Sethe schrieb er (27. Oktober 1816): Der homerisch göttliche Blücher war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bei Onkel; so ein Kerl macht Freude. — Z. 39. Zacharias Werner aus Königsberg (1768—1823) trat nach einer ausschweifenden Jugend 1811 zum Katholizismus über. Durch Vermittlung Helmina Chézys sah er 1808 in Paris die Kunstausstellung im Louvre während

der Anwesenheit der ganzen kaiserlichen Familie, was ihn, trotz seines vorgeblichen Hasses gegen den „Normaltyrannen", überglücklich machte; besonders entzückte ihn der Anblick der reizenden Damen in glänzender Hofkleidung. Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873. S. 149. Vgl. Teil 11, S. 122ff.

S. 183, Z. 6. Ludwig Börnes Buch erschien Paris 1836. Vgl. Heines „Börne" Teil 11. — Z. 20. Vgl. Romantische Schule, Teil 11, S. 42. — Z. 21. Vgl. Romantische Schule, Teil 11, S. 61. — Z. 23. Akoluth vgl. Anm. zu S. 108, Z. 10. — Z. 26. Baron Ferdinand von Eckstein (1790—1861), gleichfalls Konvertit, stammte aus Kopenhagen. Vgl. Lutezia Teil 10, Anm. zu S. 51, Z. 19; S. 235, Z. 1; S. 237, Z. 25. — Z. 29. Richtiger Tharahs, französisch de Taré, woraus Heine das falsch gehörte Thaers statt Thares bildete (Druckfehler?). — Z. 38. Seit 1826. — Z. 39. Zu Douairières vgl. Teil 10, Anm. zu S. 51, Z. 14. Hier wohl = „alte Schrauben".

S. 184, Z. 5. Trimurti = die indische Dreieinigkeit: Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Siwa als Zerstörer. — Rāmāyana und Mahābhārata sind altindische Epen, jenes das erste Kunstgedicht von 24000 Doppelversen, dieses mehr didaktischen Inhalts und 90000 Doppelverse enthaltend. — Z. 6. Upnekats, eigentlich Upanisads. So nennt man diejenigen Teile der Āranyakas, d. h. Waldwerke, die metaphysische Betrachtungen zu den Veden enthalten. Sie lösten sich allmählich als selbständige Schriften ab und verloren z. T. ihren Charakter als Dogmenbücher. Ihr Grundgedanke ist das ekstatische Lob des großen Allgeistes, dessen Macht und Herrlichkeit, dessen Einssein mit dem menschlichen Ich in den glühendsten Farben geschildert werden. Vgl. Der Weisheit letzter Schluß. Die Religion der Upanishads im Sinne gefaßt von Paul Eberhardt. Jena 1912, Eugen Diederichs. — Z. 7 Vgl. Romantische Schule Teil 11, S. 62 und Heimkehr Nr. 45, Teil 2, S. 117. — Die sogenannte jüngere, prosaische Edda des Snorri Sturluson, um 1230 verfaßt, bot dem Skalden eine systematische Unterweisung für seine Kunst. — Z. 18f. Manethon, Berosus und Sanchuniathon sind Geschichtschreiber der vorchristlichen Zeit. Von Manethon, dem Oberpriester von Heliopolis, rührt eine fragmentarisch erhaltene Geschichte Ägyptens her; Berosus schrieb eine babylonische und Sanchuniathon eine phönizische Geschichte. — Z. 25. Vgl. dagegen Fouqués Schilderung in der Romantischen Schule Teil 11, S. 124ff. — Z. 29. Über den Dichter Chateaubriand (1768—1848), einen Vorläufer der romantischen Schule in Frankreich, vgl. Französische Maler Teil 8, S. 50; auch Anm. zu Teil 9, S. 42, Z. 18; Teil 10, S. 52, Z. 34 und S. 53, Z. 38. — Z. 38. Das Herzogtum Berg, dessen Hauptstadt Düsseldorf war, fiel 1799 an den Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, kam aber 1806 als Großherzogtum unter französische Herrschaft. Es wurde dem Schwager Napoleons, Joachim Murat, zuerteilt.

S. 185, Z. 4. Frau von Staël war die Tochter des französischen Finanzministers Jacques Necker. Vgl. Bourrienne, Mémoires sur Napoléon. Paris 1829. Bd. 6, S. 218: ... derrière ses éloges se trouvait une réclamation de deux millions que M. Necker croyait lui être encore dus pour ses

bons et loyaux services: mais Bonaparte disait à cette occasion que quel que fût le prix qu'il attachait aux suffrages de Mme de Staël, il ne croyait pas devoir les payer si cher avec les deniers de l'état. — Z. 13. Über Heines Geburtsjahr herrscht keine völlige Gewißheit; vgl. Anm. zu Teil 12, 2. Hälfte S. 111, Z. 7. — Z. 19. Mürats Nachfolger als nomineller Großherzog von Berg war der unmündige Ludwig Napoleon, ältester Sohn des Königs Ludwig von Holland.

S. 187, Z. 9. Joh. Val. Meidingers „Praktische Grammatik der französischen Sprache", zuerst 1783 erschienen. — Z. 16. Vgl. S. 130. — Z. 18. Coucou = alter zweirädriger Wagen. — Z. 19. Coco = Lakritzenwasser (vgl. auch Stahr, Zwei Monate in Paris. Oldenburg 1851. Bd. 1, S. 46 f.). Z. 34. „Nur der erste Schritt kostet Überwindung", das Wort stammt von der Marquise Du Deffand (1697—1780), nach Gibbon, History of the decline of the Romans, von der Mutter Frau von Staëls, Frau Necker. — Z. 36. Die Porte Saint-Denis wurde ihm 1671 für seine Eroberungen in Deutschland errichtet.

S. 189, Z. 1. Vgl. Gedanken und Einfälle S. 300. — Z. 11 f. Etienne Arnal (1794—1872), berühmter Pariser Komiker, seit 1827 am Théâtre des Vaudevilles. Vgl. Lyonnet, Dictionnaire des Comédiens français. Paris 1908. Bd. I, S. 44 ff. — Maria Bouffé (1800—1888), seit März 1831 am Gymnase, 1845 am Variétés und verschiedenen Pariser Theatern. Vgl. Lyonnet, a. a. O Bd. I, S. 206 ff. — Zu Gaspard Deburau (1796 bis 1846) vgl. Teil 9, Anm. zu S. 136, Z. 17 und Jules Janin, Debureau, Histoire du théâtre à quatre sous, avec une préface par A. Houssaye. Paris 1881. — Jacques Charles Odry (1781—1853) war seit 1807 bis zum Ende seiner Schauspielerlaufbahn am Variétés. Vgl. L. H. Lecomte. Odry et ses œuvres. Paris 1900. — Virginie Déjazet (1798—1875); vgl. L. H. Lecomte, Une comédienne au XIXe siècle, Virginie Déjazet 1892 und desselben V. D, d'après ses papiers et sa correspondance, 1902; Mademoiselle Georges Weymer (1786—1867) hervorragende Schauspielerinnen. Vgl. über die französische Bühne Teil 8, S. 480. Über Georges und ihre Beziehungen zu Napoleon vgl. Friedr. Masson, Napoleon I. und die Frauen. Übertragung von Oskar Marschall v. Bieberstein S. 78 ff. und Mémoires inédits de Mlle. Georges publiés par P.—A. Cheramy, Paris 1908. — Z. 12 f. Marmite = Fleischtopf. — Z. 13. Morgue, das Pariser Leichenschauhaus, in dem unbekannte Leichen, die in der Seine oder sonstwo gefunden werden, drei Tage lang öffentlich ausgestellt werden. — Z. 24. Vgl. Französische Zustände, Artikel II, Teil 9, S. 46, Z. 34 ff. — Z. 26. Über den Diebstahl im Medaillenkabinett vgl. Französische Zustände, Teil 9, S. 57. — Z. 27. Die Tierkreise von Denderah, einem Dorf in Oberägypten, befanden sich unter den Deckenbildern des Tempels der Göttin Hathor (Aphrodite). Von Heine auch in den Reisebildern, Nordsee III, erwähnt. Teil 6, S. 85. — Z. 29. Über den Salon der schönen und geistvollen Frau Julie Récamier (1777—1849) vgl. Joseph Turquan, Frau Récamier und ihre Freunde. Ein Frauenbild aus bewegter Zeit. In freier Übertragung von

Oskar Marschall von Bieberstein. Berlin o. J. — Z. 30. über den Geschichtsphilosophen Pierre Simon Ballanche (1776—1847), der mit seiner Häßlichkeit noch größeren Mißbrauch trieb als Frau Récamier mit dem Vorrecht schön zu sein, vgl. Turquan, a. a. O. S. 101 ff. und S. 251 ff., ferner E. Faguet, Politiques et moralistes du XIXe siècle. Paris 1903. Bd. 2 S. 133 ff. — Z. 35. bougrement en colère = ganz verteufelt wütend.

S. 190, Z. 6. rosière, eigentlich Rosenmädchen, d. h. ein Mädchen, das als Preis für Tugend und Sittsamkeit die Rose empfängt. — Z. 18. Viktor Bohain (1805—1856), Begründer des „Figaro" als politischen Organs.

S. 191, Z. 4 f. Am Schluß des ersten Gesanges der Ilias wird der ganz menschliche Familienzwist des Götterpaares Zeus und Here durch das komische Eingreifen des Hephästos beschwichtigt, des hinkenden Künstlers, der jeden unter schallendem Gelächter der Götter lieblichen Nektar dem Mischkrug emsig entschöpfte. — Z. 20. Marko Polo (1254—1323), der berühmte italienische Reisende, der ganz Asien durchquerte und wegen seines Reichtums „Messer Millione" genannt wurde.

S. 192, Z. 2. Louis Davids (1748—1825) Gemälde „Leonidas" in Salle des Sept Cheminées über desselben berühmterem Gemälde „Der Raub der Sabinerinnen". David war unter dem Kaiserreich der Maler Napoleons; er starb in der Verbannung in Brüssel. — Z. 12. L'Europe littéraire, journal de la littérature nationale et étrangère 1833 enthielt in 8 Nummern einen Teil von Heines Romantischer Schule unter der Überschrift: Etat actuel de la littérature en Allemagne De l'Allemagne depuis Madame de Staël, sowie am 26. Dezember die Vorrede zum Salon. Erster Band. — Z. 26. Frau von Staëls Roman „Corinne, ou l'Italie" erschien Paris 1807, deutsch von Friedrich Schlegel, Berlin 1807.

S. 193, Z. 4. Vgl. Briefe über Deutschland Teil 12, 2. Hälfte, S. 199.

S. 196, Z. 8. Jacques Boé genannt Jasmin, ein dichtender Friseur aus der Gascogne († 1864), Vorläufer der neuprovenzalischen Dichter, der Félibres, denen die literarische Erhaltung ihrer Sprache am Herzen liegt. Sein Hauptwerk führt den Titel „Las Papillotos" (1825). — Z. 10. Wilhelm Weitling (1808—1871), von Beruf Schneidergeselle, machte sich als kommunistischer Agitator und Verfasser sozialpolitischer Schriften einen Namen. Sein von Heine erwähntes Buch hat den Titel: Garantien der Harmonie und Freiheit, Vivis 1842. Vgl. Heines Brief an Marx, 21. September 1844. — Z. 40. Vgl. Anm. zu S. 112, Z. 9.

S. 198, Z. 5. In Shakespeares „Hamlet" (II, 2) sagt Polonius: „Ist die schon Tollheit, hat es doch Methode." — Z. 24. Der Komponist Meyerbeer (1791—1864), eigentlich Jakob Meyer Beer, hatte drei jüngere Brüder: Heinrich Beer (1794—1842), Wilhelm Beer (1797—1850), Astronom in Berlin, der sich durch Arbeiten über Mars und Mond verdient machte, und Michael Beer (1800—1833), Verfasser des Trauerspiels „Struensee", hierüber vgl. Heines Artikel aus dem April 1828. Teil 12, 2. Hälfte S. 44 ff.

S. 202, Z. 23. Vgl. Psalm 36, 6. — Z. 27. Tirer le diable par la queue bedeutet schwer arbeiten, um kümmerlich zu leben.

S. 203, Z. 22. Gemeint ist der französische Nachdruck der „Reisebilder": Tableaux et voyages. Paris, Lecou 1853. — Z. 34 bis S. 206, Z. 3. Vgl. Vorrede zur zweiten Auflage von „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland". Teil 8, S. 132ff.

S. 204, Z. 20. Der Erzbischof Anselm von Canterbury (1033—1109) entwickelte den rationalistisch-ontologischen Gottesbeweis, der aus dem bloßen Begriff Gottes seine Existenz folgert. — Z. 29. Arnold Ruge, Privatdozent an der Universität Halle, gab seit 1838 mit Ernst Theodor Echtermeyer die „Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst", später „Deutsche Jahrbücher" genannt, heraus.

S. 205, Z. 12f. Der bekannte Sozialist Karl Marx (1818—1883), der mit A. Ruge 1844 in Paris die „Deutsch-Französischen Jahrbücher" herausgegeben. Über sein Verhältnis zu Heine vgl. Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 1898, Bd. 1, S. 218. — Ludwig Feuerbach (1804—1872), der Verfasser des berühmten Werkes „Das Wesen des Christentums" (1841), und Bruno Bauer (1809—1882), gleich diesem ein scharfer Kritiker des christlichen Dogmas („Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" 1841—1842), bildeten nach der Spaltung der Hegelschen Schule mit andern die sogen. Linke. — Georg Friedrich Daumer (1800—1875), Feuerbachs Gegner, trat nach heftigen Angriffen auf das Christentum 1859 zum Katholizismus über. — Der neulutherische orthodoxe Theologieprofessor Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—1869) paßt schlecht in diesen Kreis.

S. 206, Z. 13. Die ausschweifende und herrschsüchtige Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, die 48 n. Chr. hingerichtet wurde. — Z. 15. Der weltberühmte amerikanische Roman „Uncle Tom's cabin" der Frau Harriet Beecher-Stowe erschien 1852. — Z. 32. Reu, Heine und die Bibel. München 1908. S. 31 weist aus 5. Mose Kap. 3, Vers 11 nach, daß des Königs Og Bett etwa 4,35 m lang und etwa 1,93 m breit war.

S. 207, Z. 20f. Horaz in der bekannten Ode „Exegi monumentum aere perennius".

S. 209, Z. 19ff. Vgl. zu der ganzen Stelle Heines Schilderung in der Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" Teil 8, S. 173.

S. 210, Z. 30ff. Der Aufstand der Neger und Mulatten brach im August 1791 aus.

S. 211, Z. 36. Cant (englisch) = salbungsvolle Heuchelei.

S. 212, Z. 2f. 1838 erfand der französische Maler Daguerre (1789—1851) die nach ihm benannte Methode, Lichtbilder auf einer Silberplatte herzustellen.

S. 214, Z. 7ff. Heine verkennt die symbolische Bedeutung von 2. Mose 21, 6. — Mosche Rabenu hebräisch = Moses, unser Meister.

S. 216, Z. 38. Ninon de Lenclos (1616—1706), durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Französin, in deren Salon sich die vornehme Gesellschaft des geistigen Paris versammelte.

S. 217, Z. 2. Ogre = Werwolf.

S. 218, Z. 33ff. Vgl. die „Memoiren" S. 237.

S. 220, Z. 18ff. Vgl. Teil 12, 2. Hälfte S. 111. — Z. 26. circonstance atténuante = mildernder Umstand.

S. 221, Z. 23. Die italienische Akademie der Arkadier ist eine Dichtergenossenschaft, die 1690 zur Hebung des gesunkenen Geschmacks gegründet wurde. 1788 wurde Goethe als Mitglied unter dem Schäfernamen „Megalio" aufgenommen.

S. 222, Z. 28. Heine beschreibt das Gemälde dieses französischen Schlachtenmalers im Salon I, Teil 8, S. 25.

S. 223, Z. 15f. Vgl. Goethes Venezianisches Epigramm 34b, Vers 15f. — Z. 24. Philipp Franz von Siebold (1796—1866), Reisender und Naturforscher, von Bedeutung durch seine Arbeiten über Japan.

S. 224, Z. 1. Vgl. Shakespeares „Romeo und Julia" III, 1: „Weh mir, ich Narr des Glücks!" — Z. 6. Tisane = Trank, Arznei. — Z. 39. Die kulturgeschichtlich wertvolle Limburger Chronik umfaßt die Jahre 1336 bis 1398. Ihr Verfasser ist Tilemann Elhen von Wolfhagen.

S. 225, Z. 16. Genauer Miselsucht (aus dem Mittellatein. misellus, mittelhochdeutsch misel) = Aussatz.

S. 226, Z. 8f. Gonfaloniere (vgl. althochdeutsch gundfano Banner) = Bannerherr, das Oberhaupt der italienischen Republiken des Mittelalters. — Z. 21. „Auf den Sack schlagen und den Esel meinen" Sprichwort nach des Petronius Arbiter Satiren: sed qui asinum non potest, stratum caedit. Vgl. Teil 10, S. 250, Z. 17f. — Z. 24. Bellerophon, Name des englischen Schiffes, auf dem Napoleon I. nach St. Helena gebracht wurde. — Der englische General Hudson Lowe (1769—1844) war der Kerkermeister Napoleons I. auf St. Helena.

S. 227, Z. 26. Bei Jemappes in Belgien hatten die Franzosen 1792 über die Österreicher, bei Valmy in den Argonnen über die Preußen gesiegt — Z. 27. Die Gräfin von Genlis (1746—1830) war Erzieherin der Kinder des Herzogs Philipp Egalité von Orleans. Sie trat auch als pädagogische und weniger glücklich als Romanschriftstellerin hervor.

S. 228, Z. 1. Vakziniert = geimpft. — Z. 5. Marie Amalia lebte seit 1809 in glücklicher Ehe mit Ludwig Philipp. Sie war die Tochter Ferdinands I., Königs beider Sizilien, und starb 1866.

S. 229, Z. 8. Boussole = Kompaß.

S. 230, Z. 10. Louis Blanc (1811—1882) war 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, welche die Republik verkündete. Er schilderte die Regierung Louis Philipps in seiner „Histoire de Dix Ans 1830—1840" (Paris 1841ff.). Die unentschiedene Haltung Blancs als Vertreter des Arbeiterstandes nötigte ihn, Frankreich zu verlassen, wohin er erst 1870 zurückkehrte. Sein zweites großes Werk: „Histoire de la Révolution française" erschien 1847—1862 in 12 Bänden. Vgl. Teil 10, S. 98ff. — General Tom Pouce eigtl. Charles Stratton, geb. 1831 in den Vereinigten Staaten, trat 1845 allabendlich im Théâtre des Vaudevilles als „le petit Poucet" auf, nachdem er sich schon vorher in England als „General Tom Thumb" hatte sehen lassen.

S. 231, Z. 12. Der Krieg zwischen dem Zwergengeschlecht der Pygmäen und

den Kranichen wird von Homer in der Ilias (Ges. 3, Vers 6) erwähnt. Nach Herodot wohnte dieses Däumlingsvolk an den Quellen des Nils. — Z. 26. Pipelet, ironisch = Diener. Der Name stammt von Eugen Sue („Les Mystères de Paris", 1842/43). — Z. 36. Der Dichter und Staatsmann Alphonse von Lamartine (1790—1869) gehörte seit 1834 der Deputiertenkammer an und übernahm beim Ausbruch der Revolution von 1848 das Ministerium des Auswärtigen, trat aber nach dem Staatsstreich zurück. Vgl. seine „Trois mois au pouvoir 1848". Seine Reiseerlebnisse „Souvenirs pendant un voyage en Orient" erschienen 1832—1834 in 4 Bänden. „Méditations poétiques" (1820) und „Harmonies poétiques et religieuses" (1830) sind berühmte Gedichtsammlungen Lamartines.

S. 232, Z. 15 f. Sommernachtstraum V, 1.

S. 233, Z. 8. Ineptie = Albernheit, Abgeschmacktheit, hier = Ungeeignetheit. — Z. 11. Suade = Vortrag, Beredsamkeit, Zungenfertigkeit.

S. 234, Z. 12. In dem sogen. hundertjährigen englisch-französischen Kriege wurden die Franzosen 1346 bei Crécy von den Engländern geschlagen; 1415 besiegte sie der englische König Heinrich V. bei Azincourt.

S. 235, Z. 39. Die Gedankenstriche deuten die von Maximilian Heine 1862 in Paris vorgenommenen Verstümmelungen der „Memoiren" an.

S. 236, Z. 4. Karl Philipp Moritz (1757—1793), der Verfasser des berühmten autobiographischen Romans „Anton Reiser" (1785—1790), veröffentlichte 1792—1793 die „Reisen eines Deutschen in Italien", in deren 2. Band, S. 103 sich die angeführte Stelle findet. — Z. 29. Die Zeitangabe ist irrig. Heine meint das Jahr 1812/13. Vgl. Asbach, Jul., Das Düsseldorfer Lyzeum unter bayrischer und französischer Herrschaft (1805—1813). Progr. Düsseldorf 1900, S. 16.

S. 237, Z. 11. über Jean Baptiste Daunoi vgl. „Buch Le Grand" (Teil 6, S. 130, Z. 25 ff.). — Z. 21 f. Esprit Fléchier (1632—1710), J. B. Massilon (1663 bis 1742), J. B. Bossuet (1627—1704), berühmte französische Kanzelredner. — Z. 25. Der Ästhetiker Charles Batteux (1713—1780) beeinflußte mit seinen Anschauungen, die in dem Satz gipfelten, Kunst sei die Nachahmung der schönen Natur, vor allem Sulzers „Theorie der schönen Künste" (1771 bis 1774).

S. 238, Z. 2. Sakkadieren, eigentlich dem Pferde einen heftigen Ruck mit dem Zügel geben. — Z. 13. Vgl. Klopstocks Messias, Gesang 4, Vers 25 ff.

S. 239, Z. 5 ff. Anspielung auf die Gemahlin des Marschalls Soult.

S. 240, Z. 4. Anfang 1815 kam Heine zu dem Frankfurter Bankier M. B. Rindskopf in die Lehre. — Z. 9. Salomon Heine hatte seinem Neffen in Hamburg ein Manufakturwarengeschäft „Harry Heine & Co." eingerichtet, das aber nur von 1818—1819 bestand. — Z. 28. Ferdinand Mackeldey (1784 bis 1834), seit 1819 Professor der Rechte in Bonn. — Karl Theodor Welcker (1790—1869) ging nach kurzer Wirksamkeit in Bonn schon 1820 nach Freiburg. — Z. 32. Kasuistik = Kunst, Gewissensfragen zu entscheiden, kluge Behandlung schwieriger Rechtsfälle.

S. 241, Z. 12. Advokasserie = Rechtskrämerei. — Rabulisterei = Rechtsverdreherei. — Z. 21. Die hier von Heine angezogene Stelle hat Maximilian vernichtet. — Z. 23. Heines Mutter war am 27. November 1771 geboren. — Z. 33ff. Joseph van Geldern (1765—1796), Leibarzt des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Sein Vater Gottschalk v. G. war Arzt in Düsseldorf und starb am 12. Oktober 1795.

S. 243, Z. 1ff. Vgl. Ziegler, Grabbes Leben und Charakter. Hamburg 1855, das Heine in der Handschrift gelesen hat.

S. 244, Z. 24. Intoxikation = Vergiftung, Berauschung. — Z. 34. Friedrich Wilhelm Gubitz gab seit 1817 den „Gesellschafter" heraus, war später lange Zeit Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung". Vgl. Anm. zu S. 29, Z. 25. — Z. 37. Bulk = Mißgeburt.

S. 246, Z. 15f. Zwei Dramen des spanischen Dichters Calderon.

S. 248, Z. 19. Die Salpêtrière ist ein Hospital für alte und geisteskranke Frauen in Paris. — Z. 20. Dekrepitüde = Abgelebtheit.

S. 249, Z. 17ff. René Descartes (Renatus Cartesius) (1596—1650), der berühmte Verfasser des „Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences" (1637). — Paracelsus Theophrastus von Hohenheim (1493—1541), der berühmte, vielverkannte Arzt und Theosoph. Johann Baptist van Helmont (1577—1644) war sein Schüler. — Agrippa von Nettesheim (1486—1535), der Verfasser der Satire auf alles menschliche Wissen „De incertitudine et vanitate scientiarum" Köln 1527 und des gegen die Scholastik gerichteten kabbalistischen Werkes „De occulta philosophia" Köln 1510. — Z. 21. Johann Tritheim (Trithemius) (1462—1516), Abt des Klosters Sponheim bei Kreuznach von 1485—1506, schrieb eine „Chronologia mystica" (1516), die Zauberbücher „Steganographia" (1500) und „Polygraphia" (1518).

S. 251, Z. 22. Vgl. Wielands „Oberon". Hüon bringt vier Backenzähne des Sultans und eine Handvoll Haar aus dessen Bart.

S. 252, Z. 31f. Idiosynkrasie = seltsame Eigentümlichkeit, Vorliebe oder Abneigung.

S. 253, Z. 25. Alienieren = veräußern, abtreten.

S. 254, Z. 3ff. Der Schultheiß Textor war Goethes Großvater von mütterlicher Seite. Der Großvater von väterlicher Seite, den Goethe nicht kannte, war Schneider und wird in „Dichtung und Wahrheit" nicht erwähnt. — Z. 24. Clan = Nachkommenschaft, Geschlecht. — Z. 32. Heine erwähnt seinen Großvater Heymann Heine, eigentlich Chajjim Bückeburg († 1780), nur zweimal, hier und im Wintermärchen. Vgl. Teil 5, S. 128.

S. 255, Z. 13. Diskulpieren = entschuldigen, rechtfertigen.

S. 256, Z. 8ff. Mathe Eva Popert, die zweite Tochter des wohlhabenden Kaufmanns Meyer Samson Popert in Altona, war in zweiter Ehe mit ihrem Schwager Bendix Isaak Schiff vermählt und starb am 9. April 1799 (Karpeles). — Z. 17. Über diese Kinder, von denen nur drei, Isaak, Samson und Salomon, bekannt geworden, vgl. Karpeles, Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit, 1899. S. 16ff. — Z. 29f. Morbidezza (ital.) =

Weichheit, Zartheit. — Z. 37. Über diesen Oheim, der am 23. Dezember 1834 gestorben war, vgl. Joseph Mendelssohn, Salomon Heine. Hamburg 1845.

S. 257, Z. 7f. Karl und Therese Heine.

S. 258, Z. 18. Antoine Watteau (1684—1721), der französische Maler galanter Hoffeste. — Z. 33. Chignon = Nackenzopf.

S. 259, Z. 8. Georg Brummel (1778—1840), der dandyhafte Günstling des Prinzen von Wales, des späteren Georgs IV. von England.

S. 261, Z. 36. Hier muß eine Verwechslung vorliegen, denn Lampsakus ist eine Stadt in Kleinasien.

S. 262, Z. 27f. Kobes (auch Köbes) = Jakobus und Maritzebill = Maria Sibylla sind Figuren des Kölner Hänneschen-Theaters. Vgl. Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen, München 1914. II, 56ff.

S. 263, Z. 34. Heines Vater wurde am 19. August 1764 zu Hannover geboren und starb am 2. Dezember 1828 zu Hamburg.

S. 264, Z. 38. Velveteen (engl. velvet = Samt) = schweres samtartiges Baumwollzeug.

S. 266, Z. 23. sich expektorieren = sich mitteilen, sein Herz ausschütten. — Z. 32. Zu Belgiojoso vgl. Teil 10, Anm. zu S. 242, Z. 30.

S. 267, Z. 30. Coq-à l'âne, eigentlich Hahn zum Esel, widersinnige Verbindung ungleicher Dinge; Unsinn, Mißverständnis.

S. 268, Z. 18. Franz von Zuccalmaglio, vgl. Teil 4, S. 23.

S. 274, Z. 6. Zu Abrakadabra vgl. Anm. zu Teil 12, 2. Hälfte, S. 194, Z. 20. — Z. 11. initiiren (lat. initiare) = einführen, einweihen. — Z. 20. Arkana = Geheimmittel.

S. 275, Z. 12. Laxarium = laxantia oder laxativa, Abführmittel. — Z. 22f. Die Stelle lautet genau: „Put money in thy purse", Othello I, 3.

S. 276, Z. 30. Vgl. Heinrich Institoris' und Jakob Sprengers „Malleus maleficarum", Köln 1489, deutsch von J. W. R. Schmidt, Berlin 1906, Bd. 2, S. 85f. — Zu Scheible vgl. Anm. zu S. 135, Z. 25.

S. 277, Z. 25. Quarterone, Abkömmling eines Europäers und einer Terceronin (d. h. Mischling von einem Weißen und einer Mulattin) oder Mestize (d. h. Mischling von Weißen und Indianern).

S. 278, Z. 18. Daß die „Traumbilder" 2, 6, 7, 8 und 9 nicht auf Josefa, sondern auf Heines Cousine Molly zu beziehen sind, hat Beyer in seinem Buche „Der junge Heine" 1911, S. 4ff. und Euphorion 1911, S. 447ff. „Die sogenannten Josephalieder" nachgewiesen. — Z. 33. „küssen" ist volkstümliche Wortentstellung aus mittelhochdeutschem „kiesen", also auch von Heine falsch aufgefaßt! Daß dieses Odilienlied 1854 schon dreimal gedruckt vorlag, zuerst in Kretzschmers Sammlung 1840, II, Nr. 28, hat Paul Beyer nachgewiesen. Vgl. Euphorion 1911, S. 126ff.: Beziehungen Heines zum deutschen Volkslied.

S. 281, Z. 11. moult tristement (altfrz.) = sehr traurig. Jean Froissart schrieb eine wertvolle Chronik seiner Zeit von 1326—1400: Chroniques de France, d'Angleterre, d'Ecosse, d'Espagne, de Bretagne.

S. 285, Z. 11. Die Stelle, auf die hier verwiesen wird, ist von Maximilian

Heine vernichtet worden. — Z. 18. Vielleicht ist hier die Schauspielerin Rachel-Félix gemeint. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 143, Z. 11.

S. 287, Z. 22 vindikativ = rachsüchtig. — Z. 27f. Während der Völkerschlacht gingen sächsische Truppen von Napoleon zu den Verbündeten über.

S. 288, Z. 3. über Montalembert vgl. Teil 10, Anm. zu S. 45, Z. 22. — Z. 4f. Ausspruch Sullys zu Heinrich IV. Vgl. S. 208, Z. 35f.

S. 292, Z. 19. Zu Seïden vgl. Teil 10, Anm. zu S. 45, Z. 23.

S. 293, Z. 12. Christ. Friedr. Rühs (1781—1820), antisemitischer Professor der Geschichte in Berlin. Er schrieb u. a.: Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht Berlin 1816; Die Rechte des Christentums und des deutschen Volks. Verteidigung gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter. Berlin 1816.

S. 295, Z. 16. Zu Enfantin vgl. Teil 10, Anm. zu S. 197, Z. 18. — Z. 23. Zu D. F. Strauß vgl. Teil 12, 2. Hälfte, Anm. zu S. 135, Z. 3. — Der neuplatonische Philosoph Porphyrius († 304) schrieb 15 Bücher gegen das Christentum.

S. 296, Z. 19. Vgl. Anm. zu S. 184, Z. 5. — Die Menschwerdung Christi war den Anhängern Hegels und Schellings gleichbedeutend mit der Realisation der Idee. — Z. 27. Zu Oken vgl. Anm. zu S. 159, Z. 9. — Z. 28. Zu Bosko vgl. Teil 10, Anm. zu S. 295, Z. 32.

S. 297, Z. 13. Der „Säulenheilige" Simeon aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts verbrachte 30 Jahre seines strenger Aszese gewidmeten Lebens auf einer Säule bei Antiochia.

S. 298, Z. 6. Bossuet schrieb einen „Discours sur l'histoire universelle jusqu'à l'empire de Charlemagne" (1681).

S. 299, Z. 28. Vgl. Teil 9, Anm. zu S. 136, Z. 19.

S. 300, Z. 31. Ph. Chasles (1798—1873), Schüler Villemains (vgl. Teil 10, Anm. zu S. 272, Z. 40), schrieb schon März 1835 in der „Revue de Paris" über Heine. Seit 1841 war er Professor der europäischen Literaturen am Collège de France.

S. 302, Z. 1. Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819). — Z. 10. Die „altdänischen Heldenlieder" gab Wilhelm Grimm in Übersetzung Heidelberg 1811 heraus. — Z. 18. Vgl. Heinrich Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884. — Z. 20. Zu Clauren vgl. Anm. zu S. 63, Z. 2. — Z. 23f. Joseph Freiherr von Auffenberg (1798—1857), Dramatiker. — Charles Victor Prévot, Vicomte d'Arlincourt (1789 bis 1856), Romanschriftsteller.

S. 303, Z. 20. Vgl. Anm. zu S. 184, Z. 5.

S. 304, Z. 4. Gemeint ist der Scottübersetzer Joseph Meyer. (Elster.) — Z. 6. Georg Forsters Übersetzung von Kalidasas „Sakontala" erschien 1791 Zugrunde liegt ihr die englische Übersetzung von William Jones (Kalkutta 1789).

S. 306, Z. 1f. Nikolaus Lenau und Ferdinand Freiligrath sind gemeint. — Z. 5. Über die jüdische Schauspielerin Rachel-Félix vgl. Teil 10, Anm. zu S. 143, Z. 11. — Z. 10. Über Savigny vgl. Anm. zu S. 18, Z. 16, Teil 10

Anm. zu S. 140, Z. 19; Teil 12, 2. Hälfte, Anm. zu S. 109, Z. 7. — Z. 21 Gemeint ist Friedrich von Raumer, der 1830 mit der Verlagshandlung F. A. Brockhaus das „Historische Taschenbuch" gründete. — Z. 24. Georg Gervinus' fünfbändige „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" erschien 1835—1842. Heines Tadel ist ungerecht. Sein „kleines Büchlein" ist die „Romantische Schule".

S. 307, Z. 1. Albrecht von Haller (1708—1777) ist gemeint. — Z. 6. Zu Hengstenberg vgl. Anm. zu S. 205, Z. 12. — Z. 9. Zu Ruge vgl. Anm. zu S. 204, Z. 29. — Z. 17. Zu Venedey vgl. Teil 12, 2. Hälfte, S. 216 und Anm. dazu. — Z. 22. Zu Maßmann vgl. Teil 10, Anm. zu S. 243, Z. 40.

S. 308, Z. 18. Zu Menzel vgl. Teil 8, S. 257ff. und 265ff. — Z. 31. Zu Gutzkow vgl. Teil 12, 2. Hälfte (Schwabenspiegel!).

S. 309, Z. 12. Henri Gisquets „Memoiren" erschienen 1840. Vgl. Teil 12, 2. Hälfte, Anm. zu S. 229, Z. 12f. — Z. 21. Zu Grabbe vgl. die „Memoiren" S. 243 und den Brief an Lewald vom 10. April 1838.

S. 310, Z. 21. Zu Platen vgl. Heines Brief an Immermann vom 25. April 1830. — Z. 36f. Joh. Ludwig Burckhardt (1784—1817) und Karsten Niebuhr (1733—1815) gaben genaue Beschreibungen ihrer Forschungsreisen in Syrien, Palästina und Arabien.

S. 311, Z. 16f. Hirth korrigiert Strodtmanns Konjektur; statt Voltaire sei Schiller, statt Rousseau Racine zu lesen.

S. 312, Z. 21. Winkelkatholiken, entlaufene K. Vgl. Teil 10, S. 271, Z. 12. — Z. 30 policinello = pulcinella (italien.), französ. = polichinelle, der Hanswurst im neapolitanischen Volkslustspiel mit einer Nase gleich einem Vogelschnabel, woher der Name (pulcino = Küchlein). Vgl. Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen. München 1914. I, 59 und II, 22ff.

S. 313, Z. 3. Mambrin, der berühmte Maurenkönig der Ritterromane mit dem unverwundbar machenden Helm, durch Don Quichotte allgemein bekannt geworden. — Z. 5. Le style est l'homme même, der oft zitierte Satz aus Büffons Antrittsrede in der Pariser Akademie. Vgl. Teil 10, 273, Z. 4 und Anm. dazu. — Zu Villemain vgl. Teil 10, Anm. zu S. 272, Z. 40. — Z. 8. Charles Nodier (1780—1844) mußte 1802 wegen seiner Ode „La Napoléonne" gegen Bonaparte nach der Schweiz flüchten. 1834 wurde er Mitglied der Akademie. — Z. 11. Ange Henri Blaze de Bury (1813 bis 1888) veröffentlichte feinsinnige Studien über die deutsche Literatur und übersetzte Goethes „Faust" 1840. — Z. 22. Léon Gozlan (1803—1866) schrieb Romane, Novellen und Theaterstücke. — Z. 24. Mit dem Nationalökonomen Chevalier (1806—1879) war Heine infolge seiner saint-simonistischen Interessen schon früh bekannt geworden. Vgl. den Brief vom 18. Februar 1855.

S. 314, Z. 1. über den blinden Geschichtschreiber A. Thierry. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 234, Z. 13. — Z. 25. Rossini. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 69, Z. 23. — Z. 29. Pasticcio (italien.) = täuschende Nachahmung der Manier eines großen Meisters.

S. 315, Z. 1. über Ary Scheffer vgl. Teil 10, Anm. zu S. 217, Z. 40. —

Z. 4. In „Emilia Galotti" I, 4 sagt Conti: „Oder meinen Sie, Prinz, daß Raffael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?" — Z. 20. In den sogen. „Juniusbriefen", die 1768—1772 anonym erschienen und infolge ihrer schonungslosen und satirischen Angriffe gegen englische Staatsbeamte und Staatseinrichtungen, ja gegen Georg III. selbst großes Aufsehen erregten. Sie stammen wahrscheinlich von Sir Philip Francis (1740—1818).

S. 320, Z. 25. Zu Code Napoléon vgl. Teil 10, Anm. zu S. 140, Z. 13 f.

S. 321, Z. 8. So nannte man die Anhänger Dantons = die Verrotteten. — Z. 11. Vielmehr Putréfaktion = Verwesung. — Z. 12. Zu Chateaubriand vgl. Anm. zu S. 184, Z. 29, Teil 9, Anm. zu S. 42, Z. 18; Teil 10, Anm. zu S. 52, Z. 34 und S. 53, Z. 38. — Z. 18. Zu Benj. Constant vgl. Teil 10, Anm. zu S. 52, Z. 27. — Z. 21. Richtig ist dieses Wort Büffons Anm. zu S. 313, Z. 5 angegeben. — Z. 22. Ratelier = Krippe, Gebiß.

S. 323, Z. 21. Tierbändiger. — Z. 27. Zu Prix Monthyon vgl. Anm. zu S. 180, Z. 31. — Z. 29. Yvetot in der Normandie war die Hauptstadt des kleinen Fürstentums Yvetot, das man Royaume d'Yvetot nannte, daher Roi d'Yvetot = Duodezfürst.

S. 327, Z. 10. Adolphe de Custine in seinem vierbändigen Werke: „La Russie en 1839", Paris, d'Amyot, 1843.

S. 328, Z. 2. Schubbez = Kaftan.

S. 334, Z. 7. Über den Tenoristen Gilbert Louis Duprez vgl. Teil 10, S. 300, Z. 11.

S. 336, Z. 25. Zu Calmonius vgl. Anm. zu S. 114, Z. 22.

S. 337, Z. 3. Fanny Elßler (vgl. Teil 10, Anm. zu S. 159, Z. 31 f.) kam auf ihren Kunstreisen auch nach Amerika. — Z. 8 ff. Vgl. S. 346, Z. 5 ff.

Karl Hanns Wegener.

Nachtrag.

S. 63, Z. 35. Theodor von Leithold: Meine Ausflucht nach Brasilien oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück; nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke, und einigen Winken für diejenigen, welche ihr Heil in Brasilien versuchen wollen. Berlin, Maurersche Buchhandlung. 1820. — Die genannte Zeitschrift, deren Titel verschieden angegeben wird („Raritäten", „Mannigfaltigkeiten"), ist in deutschen öffentlichen Bibliotheken nicht nachzuweisen.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Heine

Sämtliche Werke in zwölf Teilen

Mit Einleitungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Paul Beyer, Karl Quenzel
und Karl Hanns Wegener

Mit zwei Bildnissen und einer Handschriftprobe

Zwölfter Teil, 2. Hälfte

Rezensionen. — Aufsätze. — Erklärungen und kurze Mitteilungen. — Testamente. — Anmerkungen.

Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers 5

Rezensionen

Tassos Tod. Trauerspiel von Wilhelm Smets 19

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach auf das Jahr 1821 . . 38

Gedichte und Poesien für Liebe und Freundschaft von Joh. Baptist Rousseau 41

Michael Beers „Struensee“ 44

Die deutsche Literatur. Von Wolfgang Menzel 57

Aufsätze

Die Romantik 69

Albert Methfessel 71

John Bull 73

Johannes Wit von Dörring 78

Nachbemerkungen über „Körperliche Strafe“ 79

Änderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen“ 81

Der Tee 94

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. v. Moltke“ 96

Verschiedenartige Geschichtsauffassung 108

Autobiographische Skizze 111

Einleitung zu einer Übersetzung des „Don Quixote“ 114

Der Schwabenspiegel 132

Schriftstellernöten 145

Sechs Berichte für die „Allgemeine Zeitung“

1. Meyerbeers „Hugenotten“ und Rothschilds großer Ball . . 157

2. Guizot. — Der Herzog von Nemours und Ludwig Philipps Geldverlegenheit. — Heinrich Laube 159

3. Demokratische Schriften 163

4. Thomas Reynolds 167

5. Hamburg 178

6. Musikbrief 180

Ludwig Marcus. Denkworte 182

Seite

Briefe über Deutschland 195
Vorwort zu Alexander Weills Novellen 202
Die Februarrevolution 1848 205
Aus einer Denkschrift über Heines Verhältnis zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ 213
Offenes Sendschreiben an Jakob Venedey 216
Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts . . 217
Loeve-Veimars 219
Erklärungen und kurze Mitteilungen
Bitte 224
Boucher, der Sokrates der Violinisten 224
Erklärung 224
Schreiben an den Dekan der jur. Fakultät in Göttingen . . . 225
Promotions-Thesen 227
Anmerkung 228
Erklärung 228
An die hohe Bundesversammlung 230
Erörterungen 231
Wihls Erklärung und Heines Parodie 235
Erklärung 238
Berichtigung 240
Testamente 242
Anmerkungen 255
Nachtrag 274
Alphabetisches Verzeichnis der Dichtungen und Schriften 275
Namenverzeichnis 277

Einleitung des Herausgebers.

Der letzte Teil unserer Ausgabe bildet notgedrungen „die Rumpelkammer" der ganzen Sammlung, wie Heine selbst 1852 bei der Aufstellung seiner gesammelten Werke den Band bezeichnete, der alles nicht sonstwie Untergebrachte enthalten mußte. Wir machen verschiedene Abteilungen, befolgen aber in jeder eine zeitliche Anordnung der einzelnen Stücke nach ihrer Entstehung bez. Veröffentlichung.

Die hier vereinigten Rezensionen sind in ästhetischer Hinsicht sämtlich von Schlegelschen Kunstanschauungen stark beeinflußt. Ihre Bedeutung ist meist gering. Sie zeigen eigentlich nur, daß Heine die wertlosen Schriften seiner Bekannten, denn ihnen sind diese Besprechungen gewidmet, nachsichtig und mit dem Schein ästhetischer Gründlichkeit beurteilt. Nur aus letzterem Grunde bieten sie einiges Interesse.

Die erste Arbeit gilt dem in den Rheinlanden lebenden Sohn der Sophie Schröder, Wilhelm Smets aus Reval, und seinem vergessenen Trauerspiel „Tassos Tod". Sie erschien in dem Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung „Der Zuschauer", Berlin 1821 (am 21., 26., 28. Juni und 5., 10., 12., 17. und 19. Juli). Die langen Zitate zeugen wie immer von des Kritikers geringer Sorgfalt (vgl. Anmerkungen). Wichtiger ist freilich, wie er selbst bei einer so mittelmäßigen Tragödie um eine produktive Kritik bemüht ist. Nach einer Unterscheidung der drei Dichtungsarten sucht er den Lyriker, Epiker und Dramatiker in seiner Werkstatt zu belauschen und so zu ästhetischen Grundgesetzen vorzudringen. Er findet, wie sich die Subjektivität des Dichters in den verschiedenen Gattungen äußern bzw. verbergen müsse. Er trennt wie sein Lehrmeister Schlegel poetische Wirkung und theatralischen Effekt, spricht sich ähnlich wie dieser über die drei Einheiten des Dramas aus und bezeichnet die Einheit der Handlung als „durchaus notwendig". Ebenso unerläßlich ist ihm die Forderung einer ethischen Wirkung des Dramas, die in der Einheit des Gefühls bestehen und nicht aus der Schicksalsidee, sondern aus der moralischen Freiheit des Menschen, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, aus den natürlichen Ursachen aller Begebnisse hervorgehen solle. Damit verknüpft er die Notwendigkeit

einer versöhnenden Wirkung, einer Versöhnung, worunter er nich
nur die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch eine weis
Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen, ein Fernhalten de
Grausigen und Entsetzlichen, das der kalte Verstand erklügelt, versteht
Und so gipfeln diese Äußerungen in der Schillerschen Forderung de
Theaters als einer moralischen Anstalt.

Die Besprechung von Raßmanns „Rheinisch-westfälischen
Musenalmanach auf das Jahr 1821" erschien im „Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz", herausgegeben von F. W. Gubitz, Berlin
13. August 1821, Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dem hierin vertretenen Freunde Joh. Bapt. Rousseau gilt ein
besondere Kritik, die zwei wertlosen Gedichtbänden dieses Jüngling
im „Gesellschafter" vom 14. Juli 1823 aus Heines Feder zuteil wird
Vgl. das Nähere dieser Beziehungen bei Hüffer, H. Heine. Gesam
melte Aufsätze. Berlin 1906. S. 68ff.

Ebenfalls von freundschaftlichen Gefühlen getragen ist die ein
gehende Besprechung von Michael Beers Trauerspiel „Struensee", d
das Stuttgarter „Morgenblatt" im April 1828 brachte (Nr. 88—9
94—97). In dem Begleitschreiben an Cotta (5. April) sagt Hein
daß diese Blätter, die nur für das augenblicklichste Bedürfnis g
schrieben seien, weder mit seinem Namen noch mit irgendeiner Chiff
abgedruckt werden sollten. Friedrich Merckel bittet er (14. April
„Verzeih mir jenen Artikel — ich mußte ihn schreiben . . . des Leben
unterhalts wegen . . ." Und gegen Menzel äußert er, daß er dur
seine Rezension der Welt gezeigt habe, wie wenig er den einen d
Dioskuren am Sternhimmel der Münchener Poesie beneide, wie wen
ihn dessen Ruhm pikiere, doch die böse Welt habe die Sache schi
genommen und nenne es eine Mystifikation des Publikums, n
habe er für seine Gutmütigkeit leiden müssen (2. Mai). Am stärkst
aber spricht er sich zu Varnhagen aus (1. April), wo er die Rezensi
zu den Lumpigkeiten zählt, die oft sogar lobenswert seien, „wenn
uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens des
würdiger zu dienen".

Freundlich, aber selbständiger als frühere kritische Versuche i
auch die Besprechung von Menzels „Die deutsche Literatur" i
27. Band der „Politischen Annalen", S. 284ff., deren Leitung s
Herbst 1827 in Heines und Fr. Ludw. Lindners Händen lag. Zw
macht er kein Hehl daraus, daß die Art und Weise, wie Menz
über Goethe den Stab gebrochen, doch zu hart und auf jeden F
zu tadeln sei (an Menzel, 8. Mai 1828). Im ganzen aber hält

as Buch für das bedeutendste der Art seit Fr. Schlegels Literaturgeschichtsvorlesungen (ebd.). Über schon Anfang 1828 beabsichtigte Anzeigen im Hamburger „Korrespondenten" und im „Gesellschafter" gl. den Brief an Menzel vom 12. Januar; über die späteren Beziehungen der beiden Männer vgl. Teil 8, Einleitung.

Die Aufsätze werden mit Heines erster Prosaarbeit „Die Romantik" eröffnet. Zu diesem Bekenntnis sah sich der deutschpatriotisch gesinnte Bonner Student infolge einer gegen die herrschende Kunstströmung gerichteten Satire W. von Blombergs veranlaßt. Diese war als „Erklärung des im Jahrgange 1810 des ‚Heidelberger Taschenbuchs' enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: Des innreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris üngste Comödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut" in Beiblatt 12, 14 und 27 des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" 1820 rschienen. Heine verzichtet auf die Gegensatire, auf polemische Ausälle und gebärdet sich außerordentlich sachlich und maßvoll. Aber eine „subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form" tehen in stärkster Abhängigkeit von A. W. Schlegels erster „Vorlesung über dramatische Kunst und Literatur" (vgl. Beyer, Der unge Heine. Berlin 1911, S. 94ff.). Programmatisch sind Heines Ausführungen, insofern er sich hier bewußt von seiner eigenen und vor allem Fouqués Minnesängerromantik abwendet, deren größten Fehler er in dem gänzlichen Mangel an plastischer Anschaulichkeit rkennt.

Der kleine Aufsatz über den Komponisten Albert Methfessel, er von 1823—1831 Gesanglehrer in Hamburg war, erschien als ine Erkenntlichkeit des Dichters gegen den befreundeten Musiker im ‚Gesellschafter" vom 3. November 1823.

Die Übersetzung aus dem Englischen „John Bull" wurde 1827 n den „Neuen politischen Annalen" (27. Bd., Heft 1) den dort um Teil erschienenen „Englischen Fragmenten" beigegeben, später ber von der Aufnahme in die „Reisebilder" ausgeschlossen.

Der Aufsatz über Johannes Wit, genannt von Dörring, t erst seit 1878 bekannt. Strodtmann veröffentlichte ihn in Fleihers „Deutscher Revue" (2. Jahrgang, S. 401f.) nach einer Handhrift, die aus „der Autographensammung eines verstorbenen reundes" stammte und nach des Herausgebers Versicherung „von eines eigener Hand geschrieben und mit seinem vollen Namen nterzeichnet" war. Vermutlich hatte Heine diesen Aufsatz für die Politischen Annalen" bestimmt, aber nicht zu bringen gewagt, da

der in ihm besprochene politische Abenteurer eine sehr zweideutige Rolle spielte und 1828 aus München ausgewiesen wurde. Von der Unzuverlässigkeit dieses Menschen war Heine vollkommen überzeugt und gestand Campe, daß er „außer Wein und Theater keine Berührungspunkte" mit ihm haben wolle (1. Dezember 1827). Trotzdem läßt er sich in einer höchst verwerflichen Zweideutigkeit mit diesem „mauvais sujet" ein, worüber man die beiden zusammenhängenden Briefe an Varnhagen vom 12. Februar und 1. April 1828 und die an den Berüchtigten selbst gerichteten Briefe, besonders den vom 23. Januar 1828 nachlesen möge.

Was Heine über „Körperliche Strafe" sagt, sind Nachbemerkungen zu dem Aufsatz eines Ungenannten in den „Neuen politischen Annalen" 1828 (27. Band, Heft 4, S. 390ff.) und Erfahrungen seines Aufenthalts in England.

Die „Änderungsvorschläge zum ‚Tulifäntchen'" Karl Immermanns sandte Heine in dem Brief vom 25. April 1830 an den Dichter ab, der durch seine verständnisvolle kritische Anzeige von Heines ersten Gedichten (im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" 1822) sich dessen Dank und Freundschaft erworben hatte. Immermann war über diesen „Beweis von Anteil sehr erfreut" und hat Heines Bemerkungen, die ihm „größtenteils ungemein fein und wahr" erschienen, dankbar benutzt (an M. Beer, 3. Mai 1830).

Die kleine Anekdote „Der Tee" wurde 1831 in der von Theodor von Kobbe herausgegebenen „Wesernymphe", einer Sammlung von Novellen und Erzählungen, abgedruckt. Heine hatte Kobbe versprochen, zu seiner Sammlung von Beiträgen verschiedener norddeutscher Autoren sein Scherflein beizusteuern, und schrieb nun, wie August Lewald berichtet (Aquarelle, 1836 II, 120), in einem Augenblicke, wo ihn andre Interessen sehr in Anspruch nahmen, die Skizze von der Teegesellschaft in den Apenninen. Er versah sie mit folgenden Begleitzeilen: „Tränke man in Deutschland so starken Tee wie in Holland, so würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beikommenden Tee-Absud dem deutschen Publikum, welches Sie zum Tee einzuladen im Begriffe stehen, vorzusetzen, da darin wenig Teegeist, aber desto mehr Wasser enthalten ist. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb. H. H." — Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß wir die Erzählung „Des Küsters Feierabend" aus der Dresdner „Abend-Zeitung" (Juni 1820), die Julius Schwering als Jugendwerk Heines in Anspruch nimmt, als nicht von unserm Dichter stammend ablehnen. (Vergleiche „Frankfurter Zei-

tung" 1912, Nr. 360; 1913, Nr. 129 und „Das Literarische Echo" 1912/1913, Spalte 656.)

Mit der „Einleitung zu Kahldorf über den Adel" hat es folgende Bewandtnis. 1830 hatte der Graf Magnus von Moltke eine Broschüre „Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande" veröffentlicht. Ein gewisser Robert Wesselhöft schrieb 1831 eine Entgegnung unter dem Titel „Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke", die Heine auf Campes Wunsch (vgl. Lewald, a. a. O., S. 105) herausgab und mit einer vom 8. März datierten Einleitung versah (Nürnberg, bei Hoffmann & Campe, S. 1—30). Auch dieses recht gehässige Produkt aus Heines Feder wurde von der Zensur verstümmelt und ohne Grund an manchen Stellen geändert, so daß wir, wie allgemein üblich, der Handschrift folgen müssen, die, bereits verschiedentlich benutzt, sich jetzt im Besitze Morgans in Neuyork befindet. (Vgl. Walzels Heine-Ausgabe Bd. 5, S. 513.) In einem Brief an Varnhagen (1. April 1831) sagt Heine über die Einleitung: „Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre roten Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, worin ich mich, bewegt von der Zeitnot, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese, sowie auch den angstschnellen schlechten Stil billigst entschuldigen." In Paris kam Heine dann mit dem Grafen Moltke aneinander, sah sich zu einem Entschuldigungsbrief genötigt (25. Juli 1831) und besprach die Angelegenheit noch in den „Französischen Zuständen" (vgl. Teil 9, S. 146).

Über den Aufsatz „Verschiedenartige Geschichtsauffassung" ist nichts Genaueres bekannt. Er wurde erst 1869 in „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine" (S. 306 ff.) veröffentlicht und soll nach Strodtmanns Angabe aus dem Anfang der dreißiger Jahre stammen (S. 404).

Die „Autobiographische Skizze" ist die Übersetzung eines französischen Briefes an den Kritiker Philarète Chasles, den dieser im Februar 1835 in der „Revue de Paris" veröffentlichte und später in seinen „Etudes sur l'Allemagne au XIXe siècle" Paris

1861, S. 273ff. wieder abdruckte. Die erste deutsche Übersetzung brachte der „Phönix" am 3. April 1835.

Die „Einleitung zu einer Übersetzung des ‚Don Quixote'" schrieb Heine zu Anfang 1837 für die Brodhagsche Buchhandlung (Verlag der Klassiker) in Stuttgart unter der Influenz einer vierwöchentlichen Grippe, und zwar, wie er Campe gestand, des lieben Geldes wegen (10. Mai 1837). Trotz der ansehnlichen Bezahlung (tausend Franken!) war er des schlechten Stiles wegen sehr unzufrieden mit der Arbeit und meinte, daß er zum Lohnschreiber verdammt wenig tauge.

Über den „Schwabenspiegel" und die „Schriftstellernöten" sind wir erst durch H. H. Houbens aufschlußreiche Forschungen genauer unterrichtet (vgl. Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911). Infolge seiner Abfertigung Menzels (vgl. Teil 8, S. 265ff.) hatte sich Heine den Haß der sogenannten schwäbischen Dichterschule zugezogen, der sich zunächst in dem Rücktritt Gustav Schwabs von der Redaktion des „Deutschen Musenalmanachs", dann stärker in Gustav Pfizers langer Aburteilung des Dichters und Schriftstellers Heine (vgl. Anm. zu S. 141, Z. 4) offenbarte. Mit diesen Feinden rechnete Heine in einem Aufsatz ab, der ursprünglich als Nachwort zu einem zweiten Bande des „Buches der Lieder", auf Gutzkows Rat jedoch als „Schwabenspiegel" anderen Ortes erscheinen sollte. Er kam dann in den mit Heines Porträt geschmückten ersten und einzigen Band des bei Hoffmann & Campe verlegten „Jahrbuchs der Literatur" 1838, dessen Plan Campe mit Gutzkow am 9. August 1838 „ausgeheckt" hatte. Über die Verstümmelungen, die das Pamphlet durch den Zensor erfahren hatte (vgl. an Campe, 19. Dezember 1838; 23. Januar 1839; an Laube, 7. Januar 1839), war Heine ebenso empört wie über die Nachgiebigkeit Campes, der diesen Eingriff ruhig hatte geschehen lassen. Deshalb schickte er am 30. Januar folgende „Erklärung" an Gustav Kühne: „Der ‚Schwabenspiegel', ein mit meinem Namen unterzeichneter und im ‚Jahrbuch der Literatur' von Hoffmann & Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personnagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß. Paris, den 21. Januar 1839. Heinrich Heine." (Zeitung für die elegante Welt Nr. 28, 8. Februar 1839; Leipziger Allgemeine Zeitung Nr. 53, 22. Februar 1839.) Darauf antwortete Campe im „Telegraph für Deutschland" Nr. 34, 15. Februar 1839, daß die Streichungen lediglich der sächsischen Zen-

sur zur Last fielen und dies betont werden müsse, um den Gegnern Heines deutlich zu machen, was unter ‚der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten' zu verstehen sei. Heine entgegnete nun in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 18. bis 20. April 1839 mit den „Schriftstellernöten", dem beispiellos groben, unklugen offenen Brief an den Verleger. Und dem also Bloßgestellten gegenüber rechtfertigte er sich noch in einem Privatbriefe: „Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgesackt, werden Sie aus der ‚Eleganten Welt' ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmütigkeit habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauderhafte Anzeige — (antworten mußte ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, daß ich mir alles gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, daß ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen mußte. Dazu kommt, daß ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden. — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, daß er wenigstens ein bißchen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im ‚Telegraphen' zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihls, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den schändlichsten Handlungen fähig ist." Dieser Ludwig Wihl, den Heine seinem Verleger „aufs angelegentlichste" empfohlen hatte (16. Juni 1838) und dem er im voraus verzeihen wollte, wenn er ihn kompromittiere (7. Juli 1838), hatte im Juli 1838 einen Aufsatz „Heine in Paris" in Gutzkows „Telegraphen" (Nr. 117 ff.) veröffentlicht, der Heine zu den schärfsten Ausdrücken und Verdächtigungen veranlaßte. Deshalb fährt er in dem obigen Brief an Campe (vgl. auch Briefe vom 10., 18. September, 19. Dezember 1838, 7. Januar 1839) so fort: „Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für allemal die Türe, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram paßt, mit Personen ver-

feindet, die minder großmütig, als ich, sind. Sie werden auch jetzt einsehen, daß dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlicher Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und klatschsüchtige Verleumdung meiner Verhältnisse viel Böses stiftete. — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — das war vielleicht gutmütige Eselei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, daß ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich etwas haben wollte (z. B. von Ihnen) oder nicht gern etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franks kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, daß ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es ist mir verdrießlich, daß er, wahrscheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn dieser hat mir damals immer ebensoviel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da wie ein Lügner, zum Glück hat keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen klatschblättersüchtigen Wihl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen. — Diese nachträgliche Expektoration war nötig; ich wollte früherhin nicht unnötig reizen, jetzt will ich nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Geringste, was mir mißfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben."

Unter der Überschrift „Sechs Berichte für die ‚Allgemeine Zeitung'" haben wir einzelne zerstreute Korrespondenzartikel Heines zusammengestellt. Der Aufsatz über Meyerbeers Hugenotten und Rothschilds großen Ball erschien am 8. März 1836 und stammt noch aus der Zeit des besten Einvernehmens zwischen Heine und dem Komponisten. Der zweite Artikel vom 4. Februar 1840 kam in der „Allgemeinen Zeitung" nicht zum Abdruck und wurde erst 1884 bekannt („Vom Fels zum Meer", Novemberheft, S. 209 ff.). Ebenso wurde der dritte Bericht vom 20. November 1840 von der Redaktion unterdrückt und erst wie der vorige von G. Karpeles, und zwar, wie

Elster hervorhebt, „äußerst fehlerhaft und mit willkürlichen Änderungen", in der „Deutschen Dichtung" Juni 1887 veröffentlicht. Die beiden Aufsätze „Thomas Reynolds" und „Hamburg" finden sich in der „Allgemeinen Zeitung" 28.—29. November 1841, bez. 26. Mai 1842 (Beilage), während der „Musikbrief", dessen Datierung sich nach der Erstaufführung von Verdis „Due Foskari" (17. Dezember 1846) richten dürfte, erst aus dem Nachlaß des Barons Ludwig von Embden zum Vorschein kam und durch Gotth. Weißstein 1906 in der „National-Zeitung" (Weihnachtsbeilage) abgedruckt wurde.

Die Denkworte für Ludwig Marcus, den einstigen Berliner Kampfgenossen, erschienen zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" vom 2. und 3. Mai 1844 und dann durch eine Nachschrift erweitert im ersten Bande der „Vermischten Schriften" 1854. Heine greift auf den verschollenen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" zurück und preist dessen „anonyme, inkognito blutende Märtyrer", wobei der verstorbene Eduard Gans wegen seines Abfalls allzu hart verurteilt wird. An Campe schrieb der selbstgefällige Verfasser am 19. März 1854: „Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk kniend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daß fast der ganze zweite Teil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung."

Die „Briefe über Deutschland" gab Strodtmann aus des Dichters Nachlaß 1869 heraus (Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine. Hamburg, S. 316ff.). Sie sollten die Eindrücke schildern, die Heine nach seinem Besuche Hamburgs im Spätherbst 1843 von den veränderten literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland gewonnen hatte. Außer dem Fragment des ersten Briefes, das für die „Geständnisse" mitverwertet wurde, soll nach Strodtmanns Angabe nichts niedergeschrieben worden sein.

Das „Vorwort zu Alexander Weills Novellen" schrieb Heine zur zweiten Auflage der „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben", Stuttgart 1847. Es ist als eine lästig empfundene Gefälligkeit gegen diesen späteren Deutschenhasser zu betrachten, die dem Dichter übel gelohnt wurde (vgl. Weill, Souvenirs intimes de Henri Heine, Paris 1883). 1839 war Weill in Heines Augen „ein sehr gutmütiger Mensch" (vgl. Briefwechsel II, 270). 1841 erhoffte Heine von ihm wichtige Dienstleistungen (ebd. S. 364).

Mit der Schilderung der „Februarrevolution" endet Heines

Mitarbeiterschaft an der „Allgemeinen Zeitung" (9. März 1848). Über die Handschriften und ersten Drucke ist Elsters Heine-Ausgabe, Bd. 7, S. 606ff. zu vergleichen.

„Aus einer Denkschrift über Heines Verhältnis zur Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung'" nennen wir jene fragmentarisch erhaltene Arbeit, zu der Heine sich infolge der dort erschienenen unrechtmäßigen Übersetzung seiner „Aveux d'un poète" und des verunglimpfenden Nachwortes im Herbst 1854 veranlaßt sah (vgl. die Einleitung zu den Geständnissen, Teil 12, 1. Hälfte, S. 11).

Der Anlaß zu dem Sendschreiben an Jakob Venedey war das in den Anmerkungen wiedergegebene Gedicht „An Heinrich Heine" aus der „Kölnischen Zeitung" (30. November 1854). Heine wollte zuerst auf diese in Versen sich ausbreitende Eselswut nicht antworten. „Dieses Verbrechen muß Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poesie wird dadurch ekelhaft und stinkig ... Ich werde kein solcher Narr sein und mich lächerlich machen, indem ich mit diesem neuen Dichter öffentlich in die Schranken träte und einen Wettgesang anstimmte ... Was ich auf schnöde Insinuationen zu erwidern habe, dazu bieten sich bessere Gelegenheiten, und das hat keine Eile" (an Schloß, 19. Februar 1855). Das Sendschreiben wurde erst 1884 bekannt aus „Heinrich Heines Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa, Briefe". Herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, S. 280ff., wo noch ein „Notizenblatt", eine Art Gliederung und Schimpfwörtersammlung, mitgeteilt wird.

Über die „Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts" läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Sie erschienen aus dem Nachlaß in „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine". Hamburg 1869. S. 361ff. Nach Strodtmann scheinen sie aus dem Ende des Jahres 1855 zu stammen (ebd. S. 407).

Die Lebensskizze des am 7. November 1854 zu Paris verstorbenen Schriftstellers Baron François Loeve-Veimars ist einer Vorrede entnommen, die Heine im Winter 1855—56 einem zweiten Bande seiner „Poèmes et Légendes" voranstellen wollte. Sie wurde erst 1869 durch Strodtmann in dem oft erwähnten Nachlaßband mitgeteilt (S. 349ff.). Über Loeve-Veimars vgl. Betz, Heine in Frankreich. Zürich 1895. S. 187f. und Sainte-Beuve, Premiers Lundis. Paris 1874f. Bd. 2.

Die nächste Abteilung bringt eine Sammlung der wichtigsten Er-

klärungen und kurzen Mitteilungen, sofern sie nicht schon in den Einleitungen zu früheren Bänden angeführt worden sind. Die Bitte in der Dresdner „Abend-Zeitung" (25. Oktober 1821) und im „Gesellschafter" (31. Oktober 1821) — nach dem letzteren Druck von uns wiedergegeben — ist von Wichtigkeit, weil Heine selbst in ihr warnt, die ohne Vornamen dort abgedruckten Arbeiten ihm zuzuweisen. Vgl. auch den Brief an Winkler vom 16. Oktober 1821. — Die Notiz „Boucher, der Sokrates der Violinisten" stand im „Zuschauer" 1821, 15. Dezember, Nr. 150. (Vgl. Anm. zu S. 224, Z. 11). — Die Erklärung vom 3. Mai 1822 aus dem „Gesellschafter" (29. Mai 1822, Nr. 85, Bemerker Nr. 9) knüpft an die „Briefe aus Berlin", Teil 12, 1. Hälfte, S. 28 an.

Das Schreiben an den Dekan der juristischen Fakultät der Georgia Augusta zu Göttingen enthält die Bitte des Dichters um Zulassung zur Promotion, „die, von einem Tage zum andern sich herumziehend", erst am 20. Juli 1825 stattfand. Hierüber schreibt Heine an Moser (22. Juli): „Ich habe disputiert wie ein Kutschenpferd über die 4te und 5te Thesis, Eid und confarreatio. Es ging sehr gut, und der Dekan (Hugo) machte mir bei dieser feierlichen Szene die größten Elogen, indem er seine Bewunderung aussprach, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sei. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauisch gegen dieses Lob gemacht hätten, so würde ich mir nicht wenig darauf einbilden, daß man vom Katheder herab, in einer langen lateinischen Rede, mich mit Goethe verglichen und auch geäußert, daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind. Und dieses sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir beide miteinander spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts." Mit dem gleichen Briefe sandte Heine „ein Paket Thesen" an Moser, damit dieser sie an Freunde und Bekannte verteile. An seine Schwester Charlotte schreibt er (31. Juli), daß er es nicht der Mühe wert hielte, über eine Doktorpromotion viele Worte zu machen. Die von Heine aufgestellten Thesen, mit dem Schreiben zuerst abgedruckt in Strodtmanns Heine-Ausgabe Bd. 19, S. 206ff., lauten in Übersetzung: 1. Der Gatte ist Herr der Mitgift. 2. Der Gläubiger muß eine Quittung geben. 3. Alle Rechtsverhandlungen sind

öffentlich zu führen. 4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung. 5. Die Confarreatio war bei den Römern die älteste Form einer rechtlichen Eheschließung. — Die folgende Anmerkung wurde in den „Neuen politischen Annalen" 1828 (Bd. 27, Heft 4) einem Aufsatz von Dr. J. Lautenbacher beigegeben, der, an eine Stelle aus Tacitus' Annalen (I, 2) anknüpfend, Betrachtungen über Tyrannei und Knechtschaft enthält. — Die Erklärung vom 19. November 1833 entstand infolge des in den Anmerkungen mitgeteilten Artikels der „Leipziger Zeitung" und erschien am 28. November in der „Allgemeinen Zeitung" und am 30. November in Laubes „Zeitung für die elegante Welt", deren Fassung wir zugrunde legen. — Heines Eingabe „An die hohe Bundesversammlung" richtete sich gegen die Verordnungen des Deutschen Bundestags vom 10. Dezember 1835, wodurch sämtlichen deutschen Regierungen die Pflicht auferlegt wurde, „gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das junge Deutschland' oder ‚Die junge Literatur' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebot stehenden Mitteln zu verhindern." Auch sollte die Hamburgische Regierung „insbesondere der Hoffmann & Campeschen Buchhandlung die geeignete Verwarnung zugehen" lassen. Heine erwartete von Campe (12. Januar 1836), daß er sich nicht so leicht einschüchtern lassen werde, und glaubte selbst die ganze Verfolgung nicht ernst nehmen zu müssen. „Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln! Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewußtsein, seit vier Jahren nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegenteil gleich eine Erklärung nach der ‚Allgemeinen Zeitung' geschickt... worin ich erkläre, daß ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der ‚Deutschen Revue' mitzuarbeiten." Am 4. Februar meinte er dann, daß sein „kindlich siruplich submisser Brief" vom 28. Januar

den Herren des Bundestags wohltun werde: „Messeigneurs! Vos Seigneuries! Das ist ihm noch nicht geboten worden! Seht, wird er sagen, da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt! Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Tränen benetzt werden." — Heine hat sich über die Wirkung seiner Eingabe sehr getäuscht, sie wurde überhaupt nicht beachtet. Gedruckt wurde sie zuerst im „Journal des Débats" vom 30. Januar, dann in der „Allgemeinen Zeitung" vom 10. Februar 1836.

Die erst durch die „Heine-Reliquien" (Berlin 1911, S. 237 ff.) bekannt gewordenen „Erörterungen" sandte Heine am 28. April 1836 mit folgenden Begleitzeilen an Gustav Kolb: „Soeben, liebster Kolb, ist es mir endlich gelungen, ohne die geringste Bitterkeit und ganz im Ton, den ich für die ‚Allgemeine Zeitung' geeignet halte, meine Erörterungen über das Bundestagsdekret und seine Wirkungen zu schreiben. Ich schicke sie Ihnen, ohne auch nur eine Abschrift davon zurückzubehalten, ich schicke Ihnen diese kleine Schrift, die gewiß nicht als eine persönliche Rache betrachtet werden kann, die von der äußersten allgemeinen Wichtigkeit sowohl von politischem wie literarischem Standpunkte, ich schicke sie nur Ihnen, niemanden anders, Sie erhalten das einzige Exemplar, und ich erwarte, daß Sie es umgehend drucken; es ist nämlich vom höchsten Interesse, daß sobald als möglich diese Erörterungen gedruckt werden, damit der Bundestag, der sich jetzt mit der Sache beschäftigen will, davon Notiz nehmen kann. Ich hoffe, daß in meinem Manuskript auch kein Wort ist, das Ihnen Anstoß geben könnte; ich hab' es dreimal filtriert." Zensurschwierigkeiten verhinderten den Abdruck dieses Aufsatzes. Die „Allgemeine Zeitung" brachte am 8. Mai 1836, Nr. 129, außerordentliche Beilage, bloß eine kurze Notiz über die „veranlassenden Tatsachen" jener Erörterung Heines.

Die Erklärung gegen Wihl ist eine Folge der oben besprochenen Zänkereien mit der „Hamburger Clique" anläßlich des Schwabenspiegels und der Schriftstellernöten. Auf letztere hatte Gutzkow im „Telegraphen" mit einem Schmähartikel „Herr Heine und sein Schwabenspiegel" geantwortet (vgl. H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911. S. 167 f.). Ebenso schwang sich Ludwig Wihl zu einer Gegenerklärung im „Hamburger Korrespondenten" (8. Mai 1839) und in der „Eleganten Welt" (11. Mai 1839) auf. Da in der letzteren nur eine Umschreibung des Wihlschen

Wortlautes gebracht wurde, so entschloß sich Heine, denselben mit seiner berühmten Erklärung dort abdrucken zu lassen (28. Mai 1829). Gutzkow nahm die Verkleidung auf und ließ im „Telegraphen" ein „Sendschreiben des Jagdhundes Hektor an den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt" los (vgl. Houben, a. a. O., S. 172). Heines erneute Abfertigung Gutzkows in einer Fortsetzung der „Schriftstellernöten" ist nicht erhalten.

Die Erklärung vom 15. Mai 1848 schließt sich an die in der „Lutezia" (Retrospektive Aufklärung) besprochene Beschuldigung durch die „Allgemeine Zeitung" an. Vgl. auch den Brief an Campe vom 14. Mai 1848. Sie ist keineswegs ein so „durch und durch verlogenes Machwerk", wie Adolf Bartels ohne weiteres behauptet.

Die Berichtigung erschien in der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. April 1849, Beilage. Dazu ist der Brief an Campe vom 30. April zu vergleichen.

Das vielleicht von Maximilian Heine verstümmelte erste Testament wurde 1906 von Ernst Elster in der „Jugend" (Nr. 7) mitgeteilt; die beiden folgenden finden sich in Maximilian Heines „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie". Berlin 1868. S. 108—115; zu dem Abdruck des zweiten wurden Elsters Angaben über die Handschrift verwertet. Das rechtsgültige Testament gab Strodtmann in der 2. Auflage seiner Heinebiographie 1874, Bd. 2, S. 427 ff. zuerst in wortgetreuer Übersetzung, nachdem schon Gustav Heine einige Paragraphen im Wiener „Fremdenblatt" (April 1856) veröffentlicht hatte. (Vgl. jetzt Heine-Reliquien 1911, S. 279 ff.) Das letzte Bruchstück aus einem deutschen Testamentsentwurf verdanken wir Eduard Engels Buchausgabe der Memoiren. Hamburg 1884. S. 267 ff. Erwähnenswert ist, daß die Handschrift statt „vernichten" (S. 254, Z. 13) ursprünglich „verbrennen" hatte.

Bemerkung: Den von F. Hirth (in der Königsberger Hartungschen Zeitung, Sonntagsbl. 1916, 427 und im Hamburger Korrespondenten, Beilage 12, 4. Juni 1916) mitgeteilten Entwurf Heines zu dem Projekt einer „Deutschen Pariser Zeitung" (1838), in dem sich ein mannhaftes Bekenntnis zu dem Deutschland der Zukunft findet, konnten wir nicht bringen, da der Herausgeber uns die Benutzung seiner Handschriftenfunde kategorisch untersagte. Zu diesem Zeitungsunternehmen ist zu vergleichen Heines Brief an J. G. von Cotta, 10. Juni 1835, Briefwechsel Bd. 2, S. 70; auch S. 261. 268.

Karl Hanns Wegener.

Rezensionen.

Tassos Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Smets.

Koblenz, bei Hölscher. 1819.

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemütlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der notwendigen Kälte, nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst, kritisch zu beurteilen; ihren innern Wert, mit Unterdrückung individueller Anregungen, gewissenhaft genau zu bestimmen und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht und über den Baum räsoniert und in sich murmelt: das war ein erbärmliches Lager, das waren ja herbe Holzäpfel, das war ein unausstehliches Spatzengepiepse usw. Indessen das Rezensieren hat doch auch sein Gutes. Es gibt heur so viele wunderliche Bäume auf dem Parnaß, daß es not tut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wandrer lesen kann: unter diesem Baume läßt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen; — sowie auch: auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein saubrer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurteilen wollen. Doch, da in betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht miteinander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewußt beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urteil über die Leistungen desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurteilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menschen, sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es geben Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet solches auf einen Zustand der Geisteskindheit, oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreife eingetreten ist, sobald sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut und sein Geist die Gesamtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten ebensogut wie von der andern erfordert; nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren usw. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts

Erträgliches zustande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich voneinander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander und nicht selten ein Voreinander (Vorausſagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüte, aus seiner Subjektivität und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht jemand hinstellt und das Gedicht vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter miteinander sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur notwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen

Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman, und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehn, sich an jener Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen und dergleichen denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervortun will, aus dem Gebiet der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte, sowohl durch äußern Glanz, als lebendige Innigkeit, uns so oft entzückt haben. Indessen wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem Tasso vorangehende Tragödie, gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede zum Tasso über dieses Mißlingen sich äußert, sowie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das alles berechtigt uns, viele Mängel des Tasso zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum Tasso macht

es uns gleichſam zur Pflicht, jeder Vergleichung desſelben mit dem Goethiſchen Drama desſelben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Begebenheit, welche letzterm zur Kataſtrophe dient, auch von unſerm Verfaſſer benutzt worden iſt, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Taſſo umarmt Leonore von Eſte. Als hiſtoriſch müſſen wir dieſe Begebenheit leugnen. Taſſos Hauptbiographen, ſowohl Seraſſi, als auch (wenn wir nicht irren) Manſo, verwerfen ſie. Nur Muratori erzählt uns ein ſolches Märchen. Wir zweifeln ſogar, ob je eine Liebe zwiſchen der zehn Jahr ältern Prinzeſſin Leonore und Taſſo exiſtiert habe? Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alfons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, ſeinen eigenen Ruhm geſchmälert zu ſehn, den armen Dichter ins Narrenhoſpital einſperren laſſen. Iſt es denn ſo etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden ſei? Warum wollen wir uns dieſes Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigſtens annehmen, daß die Urſache jener Einſperrung ſowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürſten gelegen habe? Doch wir wollen von allem hiſtoriſchen Vergleichen lieber gleich abgehen, ſetzen die Fabel des Stücks, wie ſie allgemein gang und gebe iſt, als bekannt voraus und ſehen zu, wie unſer Verfaſſer ſeinen Stoff behandelt hat.

Das erſte, was wir hier erblicken, iſt, daß der Verfaſſer eine von Manſo erwähnte und von Seraſſi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch dieſen glücklichen Griff gewinnt das Stück an intereſſanter, intrigenartiger, dramatiſcher Verwickelung. Dieſe Leonore Nummero 3, genannt Leonore von Giſello, iſt Geſellſchafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigeſpräch dieſer beiden, im Schloßpark zu Ferrara, beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daß ſie Taſſo liebe, und erzählt, daß ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieſer Beweis, der darin beſtehe, daß ſo oft in Taſſos Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daß die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes

Gedicht, das befreite Jerusalem, überreichte, und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
Zum Lorbeerkranz, der Virgils Marmor schmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog sein Knie, sein lockicht Haupt,
Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; so tief er sich auch beugte,
Hob sich sein Auge doch zu ihr empor,
Ich sah's wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte;
Das war das Höchste, was ihm konnt begegnen,
Und gegen tausendfachen Lorbeerkranz
Des Kapitols, hätt' er nicht den vertauscht,
Den er seit jener Stund mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin. O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das alles.

Tasso. Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verraten mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verraten, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf beider Liebe; die Prinzessin weint, Alfons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?" Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des 1. Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmut versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wißt's, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn.

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferraras.

— — — — — — — — — —

Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Tirabos Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangengenommen. Man hört den Jubel des Volks über Tassos Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten und verweist sie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht; es sei, verlier ich ihre Gunst,
Soll der Verlust die andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrscher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben spend ich aus, versammle
Der Künste Kreis großmütig, Lust und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürst und Edelmann,
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern sprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht sich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen schaut man nach,
Und einem Echo hört man seufzend zu.
Das ist der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben schlendert,
Der Jagdlust Mordlust nennt, und statt der Erde
Worauf er wächst und lebt, den Mond besieht —
Er seh sich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Tirabo erscheint und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tassos. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm

gewendet habe, und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist befreit und ergeht sich im Garten. Er hört Gitarrentöne, und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem Aminta. Es ist die Sängerin Justina, sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnenlust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede, spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig scheine, wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des 2. Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des 3. Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen diesem und Leonore; sie sagt ihm, daß sie nach dem Heiligen Lande pilgre, und gibt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tassos Gemach unweit der Brücke, die über den Fluß führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich wehmütiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist."

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!
Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden. — Ende des 4. Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tassos Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daß Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, daß ein Pilger ihm heimlich den notwendigen Schlüssel gegeben habe, daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschloßen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbeers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorbeerkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorbeer der Prinzessin in die Höhe:

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen,
Von meinem irdschen Ruhm soll dieser zeugen!

Er legt den Lorbeer in die Hände des Beichtvaters. Matt

und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Kapitol. Constantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tassos Lieder tönten dort nicht mehr;
Er war verschwunden und die Fürstin tot.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich
Ferrara zu verlassen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürstin Tod
Voreilig Tassos hohe Qualen steigre.

Tasso wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will, lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariosts Bildsäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kardinäle, Prälaten, Nobili und Offiziere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini stürzt zu seinen Füßen und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso. So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt?
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege,
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers, Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorbeerkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehn, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein einzelner den verschiedenen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische

Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hier und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſzene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt das bei unſerm großen Muſter, bei Shakeſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind: das Ende des 1. und des 4. Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehn über zur Unterſuchung des poetiſchen Wertes des Taſſo.

Es wird manchen Wunder nehmen, daß wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethes Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen: daß jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir, wo natürlich und notwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies

ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus notwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, gibt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Dramas durchaus notwendig wären, sondern weil sie letztern einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir teilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu tun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Konture der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres

Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasſelbe hauptſächlich entſtanden iſt durch Faſtnachtspoſſen? Es war da der Hauptzweck, beſtimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu laſſen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenſchaft zu entwickeln. Beim großen William Shakeſpeare finden wir zuerſt obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angeſehn werden und bleibt unſer großes, freilich unerreichbares Muſter. Johann Gotthold Ephraim Leſſing, der Mann mit dem klarſten Kopfe und mit dem ſchönſten Herzen, war in Deutſchland der erſte, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenſchaften und Charakteren am ſchönſten und am gleichmäßigſten in ſeinen Dramen verwebte und zu einem Ganzen zuſammenſchmelzte. So blieb es bis auf die neueſte Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenſtände der dramatiſchen Schilderung nicht mehr zuſammen, ſondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der erſte, der das Signal zu bloßen Charakterſchilderungen gab. Er gab ſogar auch das Signal zur Charakterſchilderung einer beſtimmten Klaſſe Menſchen, nämlich der Künſtler. Auf ſeinen Taſſo folgte Ohlenſchlägers „Correggio", und dieſem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der Taſſo unſeres Verfaſſers gehört zu dieſer Gattung. Wir können daher bei dieſer Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entſchuldigen und wollen ſehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenſchaftsſchilderungen treu und wahr ſind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier ſcheint dem Verfaſſer ein glücklicher Umſtand zuſtatten gekommen zu ſein. Nämlich Taſſo iſt ein Dichter, oft ein lyriſcher und immer ein religiös ſchwärmeriſcher Dichter. Hier konnte nun unſer Verfaſſer, der alles dieſes ebenfalls iſt, mit ſeiner ganzen Individualität hervortreten und dem Charakter ſeines Helden eine überraſchende Wahrheit geben. Dieſes iſt das Schönſte, das Beſte in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet iſt der Charakter der Prinzeſſin; er iſt zu weich, zu wächſern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale iſt vom Verfaſſer gleichgültig behandelt; nur ganz ſchwach läßt er ihr Wohlwollen für Taſſo hervorſchimmern. Der Herzog iſt in mehreren Szenen ſehr wahr gezeichnet, doch widerſpricht er ſich oft.

z. B. am Ende des 2. Akts läßt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der 1. Szene des 3. Akts sagt er: es sei geschehen aus Besorgnis, daß nicht aus Tassos Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore v. Gisello ist ein hübsches Vesperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget und leiser und immer leiser verhallet.

Schön und herrlich ist die Diktion des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmütig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehn uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den roten Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso. Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht,
Und mich erfassen Zweifel, will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Taues Feuchten,
Daß sich dem Schlafe meine Glieder senken?
Prinzessin. Hört' ich nicht Töne, die hinab sich neigten,
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?
Hofdame. Fürwahr, Prinzessin, bleich verworrner Miene,
Als wollt' mit Schierlingstau die Nacht ihn tränken,
Täuscht mich's, wenn so nicht Tasso dort erschiene.
Tasso. Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen
Mit Majestät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.
Prinzessin. Doch Tränentau sinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.
Tasso. Dem Tau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — — —

Ebenfalls wunderschön sind die Verse Seite 77; sowie auch die Stanzen Seite 82, wo Tasso zur Gisello, die ihn als Pilger besucht, sagt:

Wie sich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Tau sich wiegt im Morgenschein,

Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne,
Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn,
So still und feierlich, voll sel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh ich die Verklärte vor mir schweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei rein lyrischen Ergüssen tolerieren und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf einen Fall findet derselbe Ersatz dafür, daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der reime Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon Seite 1: „Die deine Schönheit rühmen nach verliebter Art."

Ob vorsätzlich? Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" Seite 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch Seite 4. „Und vielleicht darum, weil sie's nöt'ger haben." Seite 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zuschulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Wert hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gottes willen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubriknamen sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben

wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich mißvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehn durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Notwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervor stieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höhern Weltordnung, nach einem Urratschluß der Notwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christentum ausgebildet worden. Dieses grausame blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunklen Himmelsvorhang lüften und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so viele

leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, dieſe Qualen vergeſſen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das iſt die Urſache, warum oft die traurigſten Dramen dem gefühlvollſten Herzen einen unendlichen Genuß verſchaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat ſich auch unſer Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet.

In dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wußte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben und uns zu zeigen, wie Taſſos Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im 5. Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. — —

Freilich wir müſſen hier von einem hiſtoriſchen Standpunkte die Gefühle betrachten, die in unſerm religiöſen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche, welche von Männern erſonnen worden ſind, die das menſchliche Herz, ſeine Wunden und den heilſamen beſeligenden Eindruck paſſender Symbole genau kannten. Wir ſehn hier unſern Taſſo ſchon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore mußte ihm ſchon vorangegangen ſein, und heilige Ahndung mußte ihm die Zuſicherung gegeben haben, daß er ſie bereits findet. Dieſer Blick hinter die Himmelsdecke verſüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol ſchon in der Ferne erblicken und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchſten Preis erhalten ſoll, tot niederſinkt, bei der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers. Der Prieſter greift den Schlußakkord, indem er den Lorbeerkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt ſetzt. — Wer fühlt hier nicht

die tiefe Bedeutung dieses Lorbeers, der Torquatos Leid und Freud ist, in Leid und Freud ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser, eben wegen jener Gefühlseinheit, die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammenzuschmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der 1. und 2. Akt wäre zusammengeschmolzen und hieße: Tassos Hofleben; der 3. und 4. Akt wäre ebenfalls vereinigt und hieße: Tassos Gefangenschaft; und der 5. Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: Tassos Tod.

Wir haben oben gezeigt, daß Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehn wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen als Shakespeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres unser Gemüt durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Atem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüt soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandoras Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kah

abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Inzest usw. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, das ist ein Jammer. In der Tat, wenn das so fort geht, werden die Poeten des 20. Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen usw. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien statt des wahrhaft Tragischen ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inzest?

Es ist doch jammerschade, daß unser großes Publikum so wenig versteht von der Poesie, fast ebensowenig wie unsere Poeten.

„Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach, auf das Jahr 1821".

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schultz und Wundermann.

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom ist nicht in einem Tag gebaut" — „Kommst du heut nicht, kommst du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen leidigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum, in winterlicher Zeit, ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumenstrauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einsendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das, als ein niedliches Neujahrsgeschenk, in die Sammetridiküls holder Damen geschmeidig hineingleiten soll oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignettenkapsel und dem hervorblitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen; nein — Herr Raßmann gibt uns einen Musenalmanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa (und wenn es tunlich ist, auch gar nichts Prosaisches) enthalten sein; aus dem einfachen Grunde: weil die Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische Erinnerungen an die Musenalmanache von Voß, Tieck, Schlegel usw. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten: daß es eigentlich gar keine Poesie gibt, wo keine Reime klingen oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten, daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann,

Clauren, Karoline Fouqué usw. nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune, bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Musenalmanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa einzulassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen muß Referent gestehen: daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des „Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs" so wohlig, heimisch und behaglich zumute war, als ob er sein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischen Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Literatur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen. — Von den siebenunddreißig Dichtern, die der Musenalmanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört, der Form nach, der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Tätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!). In den Gedichten Raßmanns, die der Musenalmanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirat" und im „Armen Heinrich" findet sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndts Gedicht „Die Burg des echten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In

W. v. Blombergs „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmutige Stellen. Buerens Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt gar wohl, wieviel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseaus Gedicht „Verlust" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmut. Heilmanns Gedicht „Geist der Liebe" wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobalds „Schelm von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemütliche Gebauer gibt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilhelm Smets gibt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „An Elisabeths Namenstage". Nikol. Meyers Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben". [„Der Klausner" von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmut und Lieblichkeit das Gemüt des Lesers angenehm bewegt wird.] Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Äußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

I. „Gedichte von Johann Baptist Rousseau".

Krefeld, bei Funke. 1823.

II. „Poesien für Liebe und Freundschaft".

Von demselben.

Hamm, bei Schulz und Wunderman. 1822.

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt: doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. — Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüt? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt ins Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich ins Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben". Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen notwendig hervorgerufenen Aussprüchen,

Tätigkeiten und anderen Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv, ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüt abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal darbietet, das Idealische selbst uns sichtbar entgegentritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigentümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüt zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich zu einem schönen, echtpoetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmut, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebensogut Gedichte hervorbringt als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gärende Leiden-

schaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Teil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulaturvolkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe" überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft" zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Loeben, Immermann, Arndt und

Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, sich scheut, von diesem ehrenwerten Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine, das ist ein widerwärtiger geographischer Irrtum von 1814. Im ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versifizierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verf. auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heines Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Hr. Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kotkügelchen zu bewerfen; wenn solches nicht geschieht, so ist es jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Michael Beers „Struensee".

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurteilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beers frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämnestra"; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzers „Sappho" als das höchste Muster

dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehören teils zu solchen, die nur tadeln wollten, teils zu solchen, die wirklich recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kundgab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdiger Mißleitung.

Daß der Verfasser dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel, „Die Bräute von Aragonien". Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorschein kommen, so verraten diese doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrtums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria" erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Atem eingehaucht. Die Glut dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Glut. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen und ihn nicht mehr zu jenen homöopathi-

schen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendteil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des Paria als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Zelebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goetheschen „Werther". Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Totschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Totschießens. Es liegt aber noch ein Element im Werther, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der Werther in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Sozietät erblühte in Unzähligen ein edler Unmut über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurteile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viel schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknieen, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethes Werther war Ludwig Robert der erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältnisse" ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen, kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urika" und „Eduard" der Herzo-

gin von Duras und in „Isidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen „Paria".

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß beider Lorbeer von den edelsten Tränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt anzudeuten, daß die Sprache im Beerschen Paria, obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läßt, daß der Paria mehr unter Berlinischen Kulissenbäumen als unter indischen Banianen aufgewachsen und in direkter Linie mit der guten Klytämnestra und den bessern Bräuten von Aragonien verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beers frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel, „Struensee", aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee" treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahinfließt und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Atem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trosse unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen glücklichen Instinkte geleitet worden. Die Geschichte Struensees ist ein zu modernes Ereignis, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht erraten mag, der Stoff desselben besteht einesteils in dem Kampfe des bürgerlichen Ministers mit einer hochmütigen Aristokratie, andernteils in Struensees Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beerschen Tragödie

wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen beurkundeter Wahrheiten sich entgegenzusetzen, ist eine Frage, die wir seinerzeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greulgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine ebenso großartige Gesinnung und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee", dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des Paria verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten, zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermütigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Notschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiziert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrech-

teten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen notwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es teilten
Die höchsten Stellen übermut und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter
Mit raschen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie keck sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd). Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struensee. Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke. — —

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamiert, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmut sogar durch Kunsturteile kundgegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstriert. Man will unter andern dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte „Klytämnestra“ und „Die Bräute von Aragonien“, die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes,

der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nötig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Totengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurteilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beersche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung, in all seiner grausamen Leibhaftigkeit, uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Tier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu töten, bestände darin, daß jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Tier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee", ebenso wie der „Paria", war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beerschen Tragödie zutage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer aufs höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt

volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struensee" sahen, fast fünfthalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daß der größte Teil des Publikums noch Lust hatte lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern unrecht getan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint, wir sind alle schwache Menschen, so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentierten, ja daß das Ganze nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Szene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Szene ist auch an und für sich aus organischer Notwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksszene, die den vierten Akt eröffnet, und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte, und manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüt des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Szene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomenes geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Szene erkennen wir, wie Struensee, der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergang entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volksszene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er

auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisieren.

Schulmeister. Meinetwegen, der Struensee ist's nicht wert, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paßt? Wenn's geschieht, wie er's haben will, so werden eure Buben und Mädchen bald klüger sein als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge (ein Bauer). Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöschen sollte; darf nicht jetzt jeder drucken lassen was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: „gestern war der Schulmeister betrunken".

Schulmeister. Das sollt er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen —

Hooge. Das würdet Ihr sehen, und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe (Chirurgus). Lebt nach dem Schnürchen, so schadet's keinem was. Dürft Ihr doch auf diese Weise Eure Herzensmeinung dem andern sagen, und dürft Euch, wenn's Euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge. Ei was aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die andern sollen's auch. Jeder kümmre sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister. Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Untertanen ist nichts gefährlicher als die Gedanken.

Babe. Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer). Nein, die kann keiner hindern, und ich denke mir vieles.

Schulmeister. Nun, laßt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn? (Zu Swenne leise.) Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns. Ich denke, daß mir alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe. Das wäre?

Flyns. Daß er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogtümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe. Und für dein Eigentum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns. Ei was! wenn ein anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister. Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — Euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreiheit ebenso große Gegner hat unter den niedern, wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeignen selbst am meisten verhaßt ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Szene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolierschemeln seiner Ideen tragisch allein stand und im Kampfe des einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Notwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden, bei einem solchen Untergang, einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihn im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohltäter des Volks mit dem Volke selbst einig sein werden; sterbend sieht er das Morgenrot dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

„Der Tag geht auf! demütig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt
Und Taten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch edle Saat.
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt, die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,

Trifft seinen König in verruchter Wut,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emsige Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wut.
Der Henker ruht, doch die gewaltige Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Könige schließen einen ewigen Bund.
Notwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächtige Weisheit.
Nur durch die Könige sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Könige groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beerschen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten" statt Charaktere, mit dem ersteren Ausdruck das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Versenkende, Überweiche, was wir an ihm erblicken soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beerscher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den eine unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigneschen „Paria" halten wollte, gewann

eine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlairs in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie ein kolossaler, altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder teils abgebrochen, teils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Szene, wo der Pfarrer Struensee, fast im liturgischen Tone, seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Maria Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisszene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Dem. Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem roten, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urteils über das Spiel der Mad. Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seinesgleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine

vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlertume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigentümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesen allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigentümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madam Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muß; sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zuteil wurde, recht mäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Mad. Georges. Ihre Kostumierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllt uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Szene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austeilt, ward uns so tief unheimlich zumute wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil beratet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftig über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politisch beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die ve

iebte besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung er-
varten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den
ohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimütigen
Beurteilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere
neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns
reuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der
chönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu er-
halten. Die Dichter sind ein unstetes Volk, man kann sich
nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren
Meinungen gewechselt, aus eitel Veränderungssucht. In dieser
Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die
Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen,
man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben
elbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens
ervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich
ie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künf-
igen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria" und
er „Struensee", tief durchdrungen werden von dem Hauche
nes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all
ie andern mediatisierten Götter des Olymps, wir sprechen
om Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Teile. Stuttgart, bei Gebrüder Frankh. 1828.

„Wisse, daß jedes Werk, das da wert war, zu erscheinen,
gleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann;
soll sich erst sein Publikum erziehen und einen Richterstuhl
r sich bilden. — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen,
e ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibniz
vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über
mt ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erschei-
ung seinen kompetenten Richter, so ist dies der treffende Be-
eis, daß dieses Buch ebensowohl auch ungeschrieben hätte
eiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Rezension des Menzelschen Werks, teils um anzudeuten, daß wir nichts weniger als eine Rezension liefern, teils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Bücher der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegels Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch keiner imstande, beurteilend sich über den großen Beurteilten zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Wilibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfaßte, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegels spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Literatur ist, vielleicht mehr als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt. Ist doch die Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erscheinen Goethes anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel, in seiner Beurteilung Goethes, demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrtum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Ur-

nut. Wir sagen „verzeihlich", um nicht das Wort „menschlich" zu gebrauchen: die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objektivität als das höchste Erfordernis eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzels „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedr. Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrtums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegelschen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesamte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Dezennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegelschen Vorlesungen solcherraßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzelsche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde raten, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegelschen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu ent-

decken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte e
die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mi
uns herum und botanisiert und nennt die Bäume bei ihre
Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humo
ristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freund
lich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen und schaut dabe
so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gra
wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nac
Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unsere
neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von de
früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistig
Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unse
Eigentum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar di
Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonder
lich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A
W. Schlegel, Schleiermacher usw. in solcher Hinsicht am schön
sten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Ein
wirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbrei
tet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Wert a
und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nüt
lichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Pla
finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbtei
den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein enzyklopädischer Kopf als ei
synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Willen zu
Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche ein
seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorg
faßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht au
einem einzigen innersten Prinzip, sie werden vielmehr na
einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, ab
doch ergänzend, so daß das Buch ein schönes, gerundet
Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das gro
Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jed
Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes finde
welches nicht erst auf ein letztes Prinzip bezogen werden mu
sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Wert ha
Der Witz, den man in Menzelschen Geistesprodukten zu such
berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint u

so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß, die Lücken seines Wissens zu stopfen. H. M. ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone dozieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzelschen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt gibt, die den Witz gern proskribieren möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nötig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so überlaunig sein, den Witz nicht bloß als notwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr imstande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermut des Reichtums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit," sagt Herr Menzel im zweiten Teile S. 63 seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken:

„Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disziplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewußt. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konziliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend wollen wir als eine Probe der Menzelschen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mitteilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermut oder aus zufälligen, örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader geraten. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst, und nur insofern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind *Überzeugungen*, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zuschanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Prinzipe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die *Parteien* sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten

Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Prinzip verschiedene Folgerungen ziehen; im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben ineinander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort, wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüberdauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie" bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur" hat er dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schellingsche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer

tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir teilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel. Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mystizismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt: dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wiedergefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mystizismus immer tiefer gefühlt; daher, im Mittelalter, beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heutzutage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller usw., so betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mystizismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem

Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholizismus spricht, in diesem das Prinzip der Stabilität, in jenem das Prinzip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion":

„Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voß einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn geraten, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Derbheit der Vossischen Schriften nur in den Tatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß, in seinem prote-

stantischen Eifer, die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Knie beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheren könne.

Unter der Rubrik „Kunst" häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voß. Diese Rubrik umfaßt beinah den ganzen zweiten Teil des Menzelschen Werks. Die Urteile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller. Auch wir nehmen daran Anteil; doch gehören wir nicht zu denen, die durch Vergleichung Schillers mit Goethe den Wert des letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre imstande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Luisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zumute wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns, der Kuriosität wegen, einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzelschen Blättern über Goethe unsere schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmut. Wir beab-

sichtigen keineswegs eine Verteidigung Goethes; wir glauben, die Menzelsche Lehre „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent" wird nur bei wenigen Eingang finden, und selbst diese wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urteil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebensoviel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte, und ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als Primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimen Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die Lieben Getreuen und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, ebensogut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen: — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammenkommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe steigt auf, und seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch

Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendigerweise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethentum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Altertum imstande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethentum" nicht Goethes Werke verstehen, nicht jene teuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slawischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethesche Denkweise, diese Blume, die, im Miste unserer Zeit, immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethentum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! Wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolaite sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermute ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerk zurück-

ogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs kleinlichste alle ilistertugenden zu erfüllen strebt und in die peinlichste Ver- enheit gerät, wenn zufällig irgendein wüster Waldgesell aus labrien mit ihm zusammentrifft und alte Kameradschaft hsuchen möchte.

Aufsätze.

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

Numero 12, 14 und 27 des Kunst- und Unterhaltungs- ts enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu glos- te Satire wider Romantik und romantische Form. Ob n zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegen- ce entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man durch der Sache selbst nutzen würde. Numero 124 der l. allg. Literatur-Zeitung enthält die Rezension einer sol- Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe ein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Sa- auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achsel- n. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, da- nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von e Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen tes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke , und wenn man über die poetische Form des deutschen tes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist en unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Ori- me in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst enigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern.

Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Aus
fälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten übe
Romantik und romantische Form hier mitteilen.

Im Altertum, das heißt eigentlich bei Griechen und Rö
mern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen leb
ten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatt
vorzugsweise das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zu
gleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schönere
und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Mensche
anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres gibt als Sir
nenrausch, als die unüberschwenglich beseligende Idee de
Christentums, die Liebe, die Gemüter zu durchschauern b
gann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schaue
diese unendliche Wehmut und zugleich unendliche Wollust m
Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nu
durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu b
zeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte e
dacht werden, und just solche, die, durch eine geheime, symp
thetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen, diese le
tern zu jeder Zeit im Gemüte erwecken und gleichsam herau
beschwören konnten. So entstand die sogenannte romantisd
Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühet
späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürm
traurig dahinwelkte und in neuerer Zeit wieder lieblich a
dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blum
entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten me
erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist da
jenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgebe
nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottisch
Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwi
mende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausg
gossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappan
Beleuchtung seltsam das Gemüt erregen und ergötzen. Wah
lich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erre
werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmt
Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poes
Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergö
lich sein; sie sind die kostbaren, goldenen Schlüssel, womit, n
alte Märchen sagen, die hübschen, verzauberten Feengärt
aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsre zwei größt

Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In Goethes Faust und Liedern sind dieselben reinen Umrisse wie in der Iphigenie, in Hermann und Dorothea, in den Elegien usw.; und in den romantischen Dichtungen Schlegels sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischen „Rom". O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen. —

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christentum, und in dessen Folge das Rittertum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihren Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christentum und Rittertum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen, und kein frauenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht teilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch manch Lorbeer muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf diesem Parnassus hervorgrünt.

Albert Methfessel.

Unsere gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des alten, braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwencke einen noch ungeschätzten Verlust erlitten, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten deutschen Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Meth-

fessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreite sind, von allen Volksklassen geliebt werden und sowohl i Kränzchen sanftmütiger Philisterlein, als in der wilden Kneip zechender Burschen, klingen und widerklingen. Auch Referer hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfesse schen Kommersbuche ehrlich mitgesungen und hat schon d mals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann je Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodie geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei de Volke verschaffen und echte Lebenslust und wahren Frohsin verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so ve künstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reine Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können - und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und m dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete - es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, d sie allen Gemütern einprägt und sie populär macht. Eini unserer Komponisten sind zwar der Natur immer noch na genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompo tionen liefern könnten; aber teils dünken sie sich zu vorneh dazu, teils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichung und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künst halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke mache Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied verna lässigt wird; alles, was nur den Generalbaß studiert oder h studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Bretter Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Tale vollen! Weichmütige Blütenseelen wollen kolossale Elefant Musik hervorposaunen und -pauken; handfeste Kraftke wollen süße Rossinische Rosinen-Musik oder gar noch üb zuckerte Rosinen-Musik hervorhauchen. Gott besser's! — L wollen daher Komponisten, wie Methfessel, ehren — und i ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar an kennen.

John Bull.

(Übersetzt aus einer englischen Beschreibung Londons.)

Es scheint, als ob die Irländer, durch ein unveränderliches
setz ihrer Natur, den Müßiggang als das echte, charakte-
tische Kennzeichen eines Gentlemans betrachten; und da ein
er dieses Volkes, kann er auch aus Armut nicht einmal
n gentiles Hinterteil bedecken, dennoch ein geborener Gent-
nan ist, so geschieht es, daß verhältnismäßig wenige Sprößge
ge des grünen Erin sich mit den Kaufleuten der City ver-
schen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine
ziehung genossen, und solcher zählt man wohl die meisten,
d Taglohn-Gentlemen (gentlemen day-labourers), und die
rigen sind Gentlemen an und für sich selbst. Könnten sie
rch einen raschen Coup de main zum Genusse eines mer-
ntilischen Reichtums gelangen, so würden sie sich wohl
en dazu entschließen; aber sie können sich nicht auf drei-
ige Comptoirstühlchen niederlassen, und über Pulte und
ge Handelsbücher gebeugt liegen, um sich langsame Schätze
erknickern.

Dergleichen aber ist ganz die Sache eines Schotten. Sein
rlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, ist ebenfalls
mlich heftig; aber seine Hoffnungen sind weniger sangui-
ch als beharrlich, und mühsame Ausdauer ersetzt das mo-
ntane Feuer. Der Irländer springt und hüpft wie ein Eich-
nchen; und wenn er, was oft geschieht, sich an Stamm und
eigen nicht fest genug hielt, schießt er herab in den Kot,
t dort besudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge
Hin- und Hersprüngen werden Vorbereitungen zu einem
en Versuche, der wahrscheinlich ebenso fruchtlos ablaufen
d. Hingegen der zögernde Schotte wählt sich seinen Baum
großer Sorgfalt, er untersucht, ob er auch gut gewachsen
und stark genug, ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd, um
t von den Stürmen des Zufalls niedergeblasen zu werden.
sorgt auch, daß die niedrigsten Äste ganz in seinem Be-
je sind und durch eine bequeme Folge von Knoten an der
de sein Aufschwingen sicher vollbracht werden kann. Er
nnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor

er sich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, e
er sicher ist, daß der andere recht fest steht. Andere Leu
welche hitziger und minder bedächtig sind, klimmen über i
fort und bespötteln die ängstliche Langsamkeit seiner Fo
schritte; aber das kümmert ihn wenig, er klettert weiter,
duldig und beharrlich, und wenn jene niederpurzeln und
noch obenauf ist, so kömmt das Lachen an ihn, und er la
recht herzlich.

Diese bewunderungswerte Fähigkeit des Schotten, sich
Handelsgeschäften hervorzutun, seine außerordentliche Na
giebigkeit gegen seine Vorgesetzten, die beständige Hast, n
mit er seine Segel nach jedem Winde aufspannt, hat ni
allein bewirkt, daß man in den Handlungshäusern Londo
eine Unzahl schottischer Schreiber, sondern auch Schotten
Compagnons finden kann. Dennoch vermochten die Schot
keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einflusses, die
Sphäre der Londoner Gesellschaft ihren Nationalcharakter e
zuprägen. Eben jene Eigenschaften, wodurch sie beim Ansc
ihrer Laufbahn die besten Diener ihrer Obern und später
die besten Associés sind, bewirken auch, daß sie die Sit
und den Geschmack ihrer Umgebung nachäffen. Außerd
finden sie, daß jene Gegenstände, worauf sie zu Hause
höchsten Wert legten, in ihrer neuen Heimat wenig geac
werden. Ihre kleinlichen Feudalverbindungen, ihre prahle
Vetterschaft mit irgendeinem unbarbierten Eigentümer
zwei oder drei kahlen Bergen, ihre Legenden von zwei o
drei außerordentlichen Männern, deren Namen man nie
außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritanische Mäßigk
worin sie erzogen worden, und die Sparsamkeit, die sie
zu eigen gemacht — all dergleichen stimmt nicht überein
den positiven und verschwenderischen Gewöhnungen J
Bulls.

Das Gepräge John Bulls ist so tief und scharf, wie
einer griechischen Denkmünze; und wo und wie man
findet, sei es in London oder in Kalkutta, sei es als Herr
als Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall ist er
Wesen wie eine plumpe Tatsache, sehr ehrlich, aber kalt
durchaus abstoßend. Er hat ganz die Solidität einer
riellen Substanz, und man kann nie umhin zu bemerken,
wo er auch sei und mit wem er auch sei, John Bull sich

ıer als die Hauptperson betrachtet — so wie auch, daß er
nals Rat oder Lehre von demjenigen annehmen wird, der
vorher die Miene gegeben, als ob er dessen bedürfe. Und
er auch sei, bemerkt man: sein eigner Komfort, sein eigner,
ittelbarer, persönlicher Komfort, ist der große Gegenstand
seiner Wünsche und Bestrebungen.
Denkt John Bull, daß Aussicht zu irgendeinem Gewinn
handen sei, so wird er schon beim ersten Zusammentreffen
mit jemand einlassen. Will man aber einen intimen
und an ihm haben, so muß man ihm, wie einem Frauen-
mer, die Kur machen; hat man endlich seine Freundschaft
ngt, so findet man bald, daß sie nicht der Mühe wert war.
her, ehe man sich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue
lichkeit, und was er nachher zu geben hat, ist nicht viel
r. Man findet bei ihm so eine mechanische Förmlichkeit
ein so offenes Bekenntnis jener Selbstsucht, welche andere
te vielleicht ebenso stark besitzen, aber gar sorgsam ver-
gen, so daß uns das kostbarste Gastmahl eines Engländers
n halb so gut schmeckt wie die Hand voll Datteln des Be-
nen in der Wüste.
lber während John Bull der kälteste Freund ist, ist er der
rste Nachbar und der gradsinnigste und generöseste Feind;
rend er sein eigenes Schloß wie ein Pascha hütet, sucht er
in ein fremdes einzudringen. Komfort und Unabhängig-
— unter dem einen versteht er die Befugnis, sich alles zu
en, was zu seiner bequemsten Behaglichkeit beitragen
, unter dem andern Ausdruck versteht er das Gefühl, daß
lles tun kann, was er will, und alles sagen kann, was er
t — diese beiden sind ihm die Hauptsache, und da küm-
er sich wenig um die zufälligen und vielleicht chimä-
en Auszeichnungen, die in der übrigen Welt so viel Plag
Not hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in
inglicher Fülle — ist nicht der Stolz des Haman; wenig
nert es ihn, ob Mordochai, der Jude, lang und breit vor
Türe seines Hauses sitze, nur dafür sorgt er, daß besagter
dochai nicht ins Haus hineinkomme, ohne seine spezielle
ubnis, die er ihm gewiß nur dann gewährt, wenn es zu-
ienstimmt mit seinem eigenen Vorteil und Komfort.
in Stolz ist ein englisches Gewächs; obschon er ziemlich
rahlt, so ist seine Prahlerei doch nicht von der Art an-

derer Völker. Nie sieht man, daß er sich auf Rechnung seine Vorfahren irgendein Air von Würde beimesse; wenn Joh Bull seine Taschen voll Guineen hat und ein Mann geworde ist, der warm sitzt, so kümmert es ihn für keinen Pfifferling ob sein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenschieber „Jedermann ist er selbst und er ist nicht sein Vater" ist John Theorie, und nach dieser richtet er seine Handlungen. Er prahl nur damit, daß er ein Engländer ist, daß er irgendwo zwische Lowestoft und St. Davids und zwischen Penzance und Berwi das Licht des Tages erblickte und tut sich auf diesen Umstan mehr zu gut, als wenn er auf irgendeinem andern Fleck diese Planeten geboren worden wäre. Denn Alt-England gehö ihm, und er gehört Alt-England. Diesem aber ist nichts gleic auf der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, di ganze Welt unterrichten, und wenn es drauf ankäme, auch di ganze Welt erobern.

Aber das ist nur im allgemeinen gesagt; denn ersucht ma John, auf das Besondere einzugehen, und rückt ihm etwas näh zu Leibe, so findet man, daß in diesem gepriesenen Englan eigentlich doch nichts vorhanden ist, womit er ganz zufriede wäre, außer ihm selbst.

Man erwähne gegen ihn den König, denselben König, desse Thron er mit so großem Stolz auf seinen Schultern trägt – und gleich klagt er über Verschwendung im königlichen Hau stand, Bestechlichkeit durch königliche Gunst, wachsenden, b drohlichen Einfluß der Krone und beteuert, daß, wenn nic bedeutende, schnelle Eingriffe und Beschränkungen stattfinde so wird England bald nicht mehr England sein. Erwähnt ma gegen ihn die Parlamente — so brummt er und verdamm beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunst und das Unte haus durch Parteiwesen und Bestechung gefüllt werden, u vielleicht versichert er obendrein, England würde besser dra sein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gege ihn die Kirche — so bricht er aus in ein Zetergeschrei üb Zehnten und über gemästete Pfaffen, die das Wort Gottes ihrer Domäne gemacht haben und alle mühsamen Früchte fre der Arbeit in geistlichem Müßiggang verzehren. Erwähni m die öffentliche Meinung und den großen Vorteil der schnell Verbreitung aller Art von Mitteilung — so beklagt er ga sicher, daß der Irrtum auf diesen verbesserten Wegen eben

schnell reist wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgibt, um sich neue dafür anzuschaffen. Kurz, in ganz England gibt es keine einzige Institution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft sein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrt er über das Klima ebenso stark, wie über Dinge, die von Menschen herrühren. Selbst mit den Gütern, die er selbst erworben, ist er unzufrieden, wenn man ihn näher ausforscht. Obschon er große Reichtümer zusammengescharrt hat, so ist doch sein beständiger Refrain, daß er zugrunde geh; er ist bettelarm, während er zwischen aufgehäuften Schätzen in einem Palaste wohnt; und er stirbt vor Hunger — während er so rund gefüttert ist, daß er mit seinem Schmerbauche Mühe hat, sich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuschieben. Nur eins gibt es, was sein vollständiges Lob erhält, selbst wenn man es ganz besonders erwähnt — und das ist die Flotte, die Kriegsschiffe, Alt-Englands hölzerne Wälle; und diese lobt er vielleicht, weil er sie nie sieht.

Indessen, wir wollen diese Tadelsucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen, England zu dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt ist. Dieser Murrsinn des rauhen, halsstarrigen, aber ehrlichen John Bulls ist vielleicht das Bollwerk britischer Größe im Ausland und britischer Freiheit daheim; und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu schätzen wissen, so verdanken sie doch das reelle Gute, das sie besitzen, weit eher John Bulls beharrlichem Knurren als der nachgiebigen Philosophie des Schotten oder dem stürmischen Feuer des Irländers. Diese beiden Völker, in der jetzigen Klemme, scheinen nicht Kraft und Ausdauer genug zu besitzen, ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgendein Widerstand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leisten ist oder eine Maßregel für das allgemeine Beste ergriffen werden soll, so zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daß in den meisten Fällen mit einem solchen Widerstand und einer solchen Maßregel niemand anders hervortritt als John Bull, der mürrische, selbstsüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vordringende und durchdringende John Bull.

Johannes Wit von Dörring.

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635 und lebte daher unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin Maria, der Königin Elisabeth, Jakobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße tun mußte. Man erzählt, als er zum ersten Male vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast du mehr getan?" Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundertdreißig Jahr alt war, tat ich Kirchenbuße!"

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft ebenso große Torheiten sprechen wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie unsereiner, über den Wert alles Tuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen und vielleicht das Ungewöhnliche der Tat an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Nichtigkeit der Dinge am tiefsten begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Faktums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden.

Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit agiert. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Rezensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör gibt und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebenso gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

Nachbemerkungen über „Körperliche Strafe".

Ich kann den vorhergehenden Aufsatz nicht in die Presse schicken, ohne einige Worte beizufügen. Ich teile ganz die Gefühle des Verfassers, dessen Urteil über militärische Disziplin gewiß kompetenter ist als das meinige. Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr auch ich gegen Prügel im allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenschen insbesondere sehe. Der stolze Herr der Erde, der hohe Geist, der das Meer beherrscht und die Gesetze der Sterne erforscht, wird gewiß durch nichts so sehr gedemütigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodernden Hochmut der Menschen herabzudämpfen, erschufen sie die Prügel. Die Menschen aber, deren

Erfindungsgeist durch den brütenden Unwillen geschärft wurde, erschufen dagegen das Point d'honneur. Franzosen, Japaner, indische Brahminen und das Offizierkorps des Kontinents haben diese Erfindung am schönsten ausgebildet, sie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphe gebracht, und die Duelle, obgleich sie von den Staatsgesetzen, von der Religion und selbst von der Vernunft mißbilligt werden, sind dennoch eine Blüte schöner Menschlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo sonst alle Erfindungen zur höchsten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht seine rechte Politur empfangen; der Engländer hält Prügel noch immer für kein so großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Szene beigewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel im freien England keine so schlimmen Wirkungen auf die persönliche Ehre wie im despotischen Deutschland. Ich habe Lords abprügeln gesehen, und sie schienen nur das Materielle dieser Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epsom und Brighton sah ich Jockeyen, die, um den Wettreitern Bahn zu machen, mit einer langen Peitsche hin und her liefen und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitschten. Und was taten die solchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem saueren Gesichte.

Ist also körperliche Strafe in England nicht so entehrend wie bei uns, so ist doch der Vorwurf ihrer Grausamkeit dadurch noch nicht gemildert. Aber dieser trifft nicht das englische Volk, sondern die Aristokratie, die unter dem Wohl Englands nichts anderes versteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft. Freien Menschen mit freiem Ehrgefühl dürfte diese despotische Rotte nicht trauen; sie bedarf des blinden Gehorsams geprügelter Sklaven. Der englische Soldat muß ganz Maschine sein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marschiert und losschießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Persönlichkeit. Eines solchen bedurften freie Franzosen, die der Enthusiasmus leitet, und die einst, trunken von der Feuerseele ihres großen Feldherrn, wie im Rausche die Welt eroberten. Englische Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnstabs, sondern nur eines Korporalstocks, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und

genau ausführt. Und aye! da ich ihn doch einmal rühmen muß, so gestehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock solcher Art ist der ..... Wellington, dieser eckig geschnitzelte Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, dieser hölzerne Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und, ich möchte hinzusetzen, mit hölzernem Herzen. Wahrlich, Alt-England kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmauern rechnen, womit es beständig prahlt.

General Foy hat in seiner Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel den Kontrast des französischen und englischen Militärs und ihrer Mannszucht sehr treffend geschildert, und diese Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es ist zu hoffen, daß das grausame System, welches die englische Aristokratie befolgt, sich nicht lange mehr erhält und John Bull seinen regierenden Korporalstock entzweibricht. Denn John ist ein guter Christ, er ist milde und wohlwollend, er seufzt über die Härte seiner Landesgesetze, und in seinem Herzen wohnt die Menschlichkeit. Ich könnte eine hübsche Geschichte davon erzählen. Ein andermal.

Änderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen".

Erstes Buch.

Erstes Lied.

S. 11. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland usw.

Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant usw.

S. 12. Seht Ihr dort.....
. . . . . .
Jenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holztür?

Das „chen" als lange Silbe, wenn „zwei" als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut „Mäuerlein" setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12. Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Tür ist eine Türe,
Und die Mau'r umgibt, die Tür
Öffnet den Kartoffelkeller.

Den dritten Vers versteh ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: (?)

Zweites Lied.

S. 14. Christoph, Don Christofo
Soll er heißen; wie Sankt Christoph usw.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa „Christoforo" heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin....
. . . . . .
Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, „bedeutsam" setzen; es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh des alten Hauses
— ∪ | — ∪ | — ∪ | — ∪
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh, wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre
Solch chinesisch Teufelchen.
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!
Besser wäre wohl auch:
Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, Das geschehn wohl?
Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Wesen" angeredet werden.

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.
? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen." (Wär' auch epischer.)

Viertes Lied.

S. 22. Willst zu den Liliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?
Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimot. Haben Sie keinen Reim auf: Liliputten oder Liliputanern? („Willst zu Liliputanern?" klänge, obschon schlecht, doch immer besser als „futtern".) Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstet's Schwert dem tapfern Söhnlein.
Außer der Härte des „Rüstet's Schwert" mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset
Mut, gleich der spartan'schen Mutter!
Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Tatbahn!
Soll das „Doch" nicht ebenfalls „Denn" heißen?

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.
„Mit der Nixe" soll's wohl heißen, ist ein Schreibfehler.

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er usw.
Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.
„Noch nicht?"
S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette usw.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos", damit an dem hübschen epischen Beiwort „die kräftige Brünette" nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.
Besser wär wohl „Irrtum".
S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.
Oder heißt es „Baumfleck"? Undeutlich geschrieben.
S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.
Mir gefiele besser: „die große Stadt".

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.
Ich schlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen".
S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette
Allzu hart!
S. 39. Statt: Doch die Premierministrin
Lauschet durch des Zuges Falte.
würde ich setzen:
Aber die Premierministrin usw.,
Prémier als Jambus gebrauchend.
S. 40. Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Scepter, Hermelinvlies. (um die Krone)

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel,"
„Der bemeldete Reichsapfel"

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Prinzip des Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des

Wortes „Reichsapfel", besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Tränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

Etwas stark unedel.

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wütrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Paßt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierministrin
Sprach jetzt die Premierministrin.

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentierte knicksend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.

Zweites Buch.

Erstes Lied.

Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims. Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich „bekleiben".

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! Roter Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rote Bett von Rasen.

Das Beiwort „schwarz" mißfällt mir hier, weil der „rote Rasen" ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.

S. 61. .... denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

.... denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.

S. 61. Eine welthistor'sche Stimmritz'

Was ist das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schäfer stehn im Schutze usw.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schäfer helfen will usw. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutzigem Atem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

S. 67. Ratet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: „Geldes brauchte".

S. 69. Macht's auf Ehre ganz scharmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

S. 78. Einen tiefen Blick heut abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.

S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: „sterben"?

Fünftes Lied.

S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Mut ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug gibt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Mut verdüstert?

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: „Schwertlein, Schildlein dort verrostet“. Es versteht sich, daß das „dort“ ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?

Ich würde das „dir“ im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann statt „unvergleichlich“ ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich“ ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr' ich usw.
. . . . . .
Schon drei Tage klopf' ich usw.
. . . . . .
Schon drei Tage fordr' ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich usw. usw.

Fast sollt' ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler; die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . . . .

Mir herab auf Schwertesstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto;
Seine Augen übersehn mich usw. usw.

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.
Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.
Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprachs, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, usw.

„Sir" ist nicht zu statuieren. Schiller gebraucht es in „Maria Stuart" aus Unwissenheit. „Dieser Sir" kann man gar nicht sagen. Statt „Sir" müssen Sie „Gentleman" setzen.

S. 86. Jener Sir sprach denkend also usw.

„Der Sir" kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich,

Daß beide männliche Versendungen auch assonieren, tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rotem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . . . .

Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort „göttlich" will mir bei einer Fee nicht munden.

Sechstes Lied.

S. 90. ... (Der Riese saß) ....
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlichern Klanges wegen würde ich die Apposition nicht hinzusetzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu sehr überladen.

Siebentes Lied.

S. 101. .... das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt usw.

S. 101. ..... der Sir aus England.

S. 101. Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

„Mistreß" kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistreß", sondern „die Lady"; ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

S. 103. Ach, mein Roß, mein liebes Rößlein! (Roß!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rößlein" klagen lassen. Dasselbe gilt nachher:

S. 103. ..... Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

.... Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro!

S. 104. — daß wir durch keinen Sieg
Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorspruch.

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt sichs herrlich und vortrefflich.

Das „sichs" ist zu hart; besser „man".

Erstes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Toten,
Kennt die Tot' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die Tot'" würde ich nicht sagen; das „e" darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

Zweites Lied.

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht

. . . . . .

Einer Blüte, augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden" Flickworts ist jedes andre ebensogut, doch das Wort „verwittern" drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied.

S. 121. Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehnd sein Antlitz wendet!

Zu hart!

S. 121. Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb und Stimmung ist das Wetter.

„sehe, o i" — ein raffinierter Hiatus!

S. 124. Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirat. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt ich mich — ich tat, was meines Rangs war.

Viertes Lied.

S. 126. Polizeisoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter usw.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.

S. 126. Die Frau Premierministrin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor!

Zu hart!

S. 127. Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:
Die ein Sterblicher sich anträumt.

Die Verse, S. 127: (Tulifäntchen)
Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.
Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemütszustände, in dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken“ (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken“ möcht' ich nicht billigen.

S. 129. Aus den Seufzern ....
Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor usw.

Verwerflicher Vers. Das „der“ als lang zwischen „sich“ und „Luft“, die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.

S. 130. (Die langen Wolkenstreifen,)
Die ihr alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und töricht,
Daß sie euch zu sagen schienen usw.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:
Die ihr alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und töricht usw.

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und „pred'gen" zweisilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.

Sechstes Lied.

S. 133. (Denn heut ist Johannisabend,)
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:
Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.

Das Wort „dahlen" (S. 135) scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Courtoisie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde „Roß" statt „Rosse" setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirtschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blütenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-Fallen des verliebten Elschens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die

üngst'" statt „die Jüngste", „schreind in Ohnmacht"
tt „schreiend":

137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Tau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Voll Bestürzung durcheinander
Rannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art, den Schrecken
Versammlung nicht zu stark schildern, wird das In-Ohn-
ht-Fallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten
) etwas gemildert werden die Verse:

136. Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.

Siebentes Lied.

42. Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee Libellens Augen,
Er in Rosalindens süße,
Klare, himmeltrunkne Äuglein.

. . . . . .

..... sah er
Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen
Nur in Rosalindens . .

. . . . . .

143. Sich „zu" einem Palast verwandeln, statt „in"?

Der Tee.

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen w
sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser, es ist gar keine Poli
darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine phi
sophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich
politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen wil
du erführest doch nur Unangenehmes oder Demütigend
Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten,
ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt
sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar ni
— sagten sie — „aber es macht uns schon ängstlich, daß
etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Ph
sophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen
wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du
Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vern
lässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragöd
Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder
gendeine gute philosophische Moral."

Wohlan, ich will mich ruhig, wie die anderen, aufs t
merische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen.
philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteh
dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können,
im geringsten selbst daran schuld zu sein. Eigentlich
ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singul
sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich
dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht
schuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten
schmack habe, und daß guter Tee mir gut schmeckt? Un
bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern
Lucca war, lobte ich meinen Hauswirt, der mir dort so g
Tee gab, wie ich ihn noch nie getrunken. Dieses Loblied
ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben H
wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte
darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen B
von unserem Hauswirte keinen guten Tee erhalten konnte
deshalb genötigt war, ihren Tee per Estafette aus Liv
kommen zu lassen — „der ist aber himmlisch!" setzte sie

ð lächelte göttlich. „Milady", erwiderte ich, „ich wette, der inige ist noch viel besser." Die Damen, die zufällig gegen- rtig, wurden jetzt von mir zum Tee eingeladen, und sie sprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem hei- en Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammen- en und ins Tal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrötchen ge- nitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein e. Es war sechs, es wurde halb sieben, die Abendschatten gelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscher- immer dringender — aber es kam kein Tee. Die Sonnen- hlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich chte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne nur ernd scheide und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mit- nen verlasse. Das war gut gesagt — aber der Tee kam t. Endlich, endlich, mit seufzendem Gesichte, kam mein swirt und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Tees ge- zen wollten? „Tee! Tee!" riefen wir alle einstimmig. „Und r denselben." — setzte ich hinzu — „den ich täglich trinke." n demselben, Exzellenzen? Es ist nicht möglich!" „Wes- nicht möglich?" rief ich verdrießlich. Immer verlegener de mein Hauswirt, er stammelte, er stockte, nur nach em Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste das schreckliche Rätsel.

Sein Herr Hauswirt verstand nämlich die bekannte Kunst, Teetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz üglich heißem Wasser zu füllen, und der Tee, der mir so geschmeckt und wovon ich soviel geprahlt, war nichts rs als der jedesmalige Aufguß von demselben Tee, den ie Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen

ie Berge rings um den Bädern von Lucca haben ein ganz rordentliches Echo und wissen ein lautes Damengelächter vielfach zu wiederholen.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke".

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was taten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten, in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transzendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophische Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts anders als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, ebenso wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen als was jener Kritik standhielt, Kant war unser Robe-

erre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon
r Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus,
e Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der
n schnelles Universalreich improvisierte, das ebenso schnell
ieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealis-
us. — Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die ge-
eimen Blumen, die von der kantischen Guillotine noch ver-
hont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren,
e unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte,
e Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt
e Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder
nerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restau-
tion, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die
auen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft
d der Idee beständig intrigiert, der Mystizismus, der Pie-
smus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die
eutschtümelei, die Gemütlichkeit — Bis Hegel, der Orleans
r Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr
dnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber
nig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin
den alten Kantischen Jakobinern, den Fichtischen Bonapar-
en, den Schellingschen Pairs und seinen eignen Kreaturen
e feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf
icklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Po-
k übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten?
rden wir mit dem System des Comité du salut public oder
t dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen? Diese
agen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu ver-
en hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert be-
klich: wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder
e naßrote — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreck-
ern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Huma-
en versprechen uns dagegen die schönen Szenen der großen
che und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täu-
n sich oder wollen andere täuschen. Denn nicht weil die
tzösische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und
etzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war,
sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland ebenso den

einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wen
dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Er
scheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revo
lution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zu
stande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung
Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab e
dort zwar eine schon fertige Zivilisation, aber doch nur in de
höheren Ständen und hie und da im Mittelstand; die untere
Klassen waren geistig verwahrlost und durch den engherzigste
Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. We
aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jene
unteren, sondern auch den oberen Klassen. Man wußte dama
nur von kleinlichen Manövers zwischen rivalisierenden Korp
rationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Trad
tionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, v
Mätresseneinfluß und dergleichen Staatsmisère. Montesqui
hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geister gewec
Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, g
wann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastisch
Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprün
lich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schrift
Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, d
den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüter der g
krönten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, d
läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäuln
durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihr
Fugen getreten, weh mir, daß ich sie wieder einrichten soll
als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb n
wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und A
klage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Christentums, d
römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Re
des Despotismus zugrunde lächelte; — als Lafayette, der H
zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonaut
der Freiheit aus Amerika zurückkehrte, und die Idee ein
freien Konstitution, das Goldne Vlies, mitbrachte; — c
Necker rechnete und Sieyès definierte und Mirabeau redete, u
die Donner der Konstituierenden Versammlung über die we
Monarchie und ihr blühendes Defizit dahinrollten, und ne
ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Bli
emporschossen: — da mußten die Franzosen die große Wisse

haft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten An-
ngsgründe kamen ihnen teuer zu stehen und es kostete ihnen
r bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so teures Schulgeld bezahlen
ußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen De-
otie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu
halten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hinter-
ieben, den Jesuiten und Obskuranten der Sorbonne die Bü-
er-Zensur übertragen und gar die periodische Presse, das
ächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs Lä-
erlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau
Paris den Artikel über die Zensur vor der Revolution, und
un wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwis-
heit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von
n neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr
hitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und
urnalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von jedem
hwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriganten, den
tt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet
rden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie
ubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der
uheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisiert sie durch
nso leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Ge-
rt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit ge-
, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen
stpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schat-
alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Son-
nlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das
le Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber
Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, ebenso fatal
für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern
euchtet sieht. Es ist wahr, daß die Zensur solchen Leuten
r angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Zen-
, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn
Ende mitsamt dem Despoten zugrunde richtet, daß dort, wo
Ideenguillotine gewirtschaftet, auch bald die Menschenzensur
geführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hin-
tet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eignen Herrn
streicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern,

und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedanken-Kindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Zensors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermord-Gesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Zensur der Tagesblätter anordnete und alle edlen Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des toten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus den Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessengleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb, in ihrer ökonomischen Weise, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmütigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren roten Schergen und ihren weißen Lilien, und die heilige Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchturm Unser Lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greul, da gab's kein mutwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres stillhielt, um sie dort von einem Citoyen Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesät, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und in der Tat! wenn Polignac späterhin nicht an

physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er törichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Zivilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, ebenso wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzu schlagenden Beweistümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infantrie und Kavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft, mit indischer Geduld, eine Broschüre, betitelt:

„Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede

betrifft nur den allgemeinen, sozusagen dogmatischen Teil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adlige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er verteidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschaft- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter: — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Walstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurteils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver nom de guerre wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu beteuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund — und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bißchen —, war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. „Holder Engel", antwortete ich, „gehe mal einige Schritte auf und ab" — er tat es — und der Vergleich hinkte.

Ebenso hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mitteilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nötigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage gerät. Burke nennt den Adel das korinthische Kapital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verwerflich ist, wenn man zugunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: „Die Adligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones." Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Kapital einer korinthischen Säule. Überhaupt wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Kapitalisten den kapitalen Einfall bekommen, sich, anstatt des Adels, als korinthisches Kapital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der widerwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Teil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen sie bestreitet Rechtsansprüche und sie zeigt nur, wie der Adel in Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Teil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eigne Prätensionen, und schwatze sie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien nicht in Fron-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller derjenigen, die soundso viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast all höhere Offizierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten a sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihr untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegeneinander zu fechten wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesen Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker und kämpft öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitztümer der mächtigste war wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Östreich das noble Bannerund besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem feigen Vertäglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, pran

obenan das wohlbekannte Siegellack, und wie ihr unglücklicher Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe. Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiserlichen Blondine ins Bett gestiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, und er hat seitdem als stärkende Kur täglich Eselsmilch getrunken, und zwar von der Eselin des Papstes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur verordnet, und das infizierte Fr- und soll ihm noch obendrein amputiert werden. Östreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß sehr gut, daß seine Parapluies nicht gegen Kugelregen schützen, und dabei schrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muß er vor jedem enthusiastischen Zitronenbaum eine Schildwache stellen, und zu Hause muß er Erzherzöginnen saugen, um, im Notfall, das Ungetüm der Revolution damit zu speisen.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen. Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kurtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlich-

keit. — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazarett für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft. — Seltsame Umwandlung! In dieser Not wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genötigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf das antifeudalistische Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang erteilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Zarentum unverträglich mit den Ideen einer konstitutionellen Freiheit, die den geringsten Untertan selbst gegen eine wohltätige fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolas I. wegen jenes Prinzip der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Östreichs mit all seiner Macht der faktische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von konstitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Gnade eingesetzten Königtums verfechten soll gegen Fürstenlästrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehmaligen deutschen Kaiser die abgetragenen heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen und zerreißt euch armen Rotkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rotköpfchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, Hurra! Es geht gegen die Franzosen, und die Berliner Ukasuisten und Knutologen behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körners „Leier und Schwert" soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den „Rheinischen Merkur" fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie tituliert und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Konstitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegenteil, wir wissen, es sind lauter scharmante Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel, so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Kollegen nicht seinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um, durch den Kontrast mit solchem gekrönten Wichte, noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Untertanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konstitution hat doch vor Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein verständiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame

Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie, auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge, allzu keck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! und ich weiß auch jemand, der tausend Taler Preußisch Kurant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worin sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon, wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervorgeseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Zivilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen

nthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will, nd der doch am Ende erkühle und nichts gefruchtet; — in der leinen Chronik von Hoffnungen, Nöten, Mißgeschicken, chmerzen und Freuden, Irrtümern und Enttäuschungen, wo- nit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Men- hengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Doeten aus der Wolfgang-Goetheschen Kunstperiode ganz igentlich dieser Ansicht zugetan, und letztere pflegen damit inen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen ugelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. ine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland eiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie läßt ordent- ch Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen taliens die gemütlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in ch ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit ver- ittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle ournalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu ämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft empor- rießen kann, der mag am Boden ranken; jener Regierung er wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken nd Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht ne lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung rwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen ervollkommenheit entgegenreifen, und die großen Helden und eldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen ustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische ämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung nd die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldene eitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; ir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flam- enden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein ummendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis be uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Zivili- tion" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher nsicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humani- tsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule hinzielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen litischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste

Blüte dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzte Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl di begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hoch streben ist jedenfalls erfreulicher als die kleinen Windunge niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe e mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen ran kenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertige werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mi unseren lebendigsten Lebensgefühlen übereinklingen; wi wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und da Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der andern Seit wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Wert behalte, un daß sie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zwe sei. Und in der Tat, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, al daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachte möchten; es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck un Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natu und in die Geschichte hineingegrübelt, von denen aber de Schöpfer nichts wußte, indem jedes Erschaffnis sich selbst be zweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt und alles, wie di Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Da Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstar renden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltend machen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus de Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen be diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücke soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und da zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, auf Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagt Saint-Just, und das ist das größte Wort, das in der ganze Revolution gesprochen worden.

Autobiographische Skizze.

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

Soeben empfing ich den Brief, mit dem Sie mich beehrt aben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft u geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800 zu Düsseldorf, einer Stadt m Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen okkupiert ar, so daß ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs ngeatmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franziskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich achte dort alle die Klassen durch, wo man die Humaniora hrte, und ich habe mich in der oberen Klasse ausgezeichnet, o der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Kramer e klassischen Dichter, der Professor Brewer Mathematik und r Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst hrte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des steren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz benders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, s Hofrats de Geldern wegen, der sein Universitätsfreund ar, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des oktors de Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das ben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist t. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau, lebt noch jetzt, rückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, au Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der ie, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter annommen), Dragoneroffizier in Diensten seiner Majestät des isers von Österreich ist; der andere, Dr. Maximilian Heine, Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang er den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsverche, durch Liebe und durch andere Krankheiten unterbrochenen udien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen d zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin

gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von allen möglichen Leiden unter andern von einem Degenstich in die Lenden, heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Schaller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obengenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da sehen Sie den Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, ein Henkerssohn, ein Straßenräuber, ein Atheist, ein schlechter Poet — ich lache darüber aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde bestritten zu sehen! (Unter uns gesagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz gerade die Wissenschaft, von welcher ich unter allen am wenigsten weiß.)

Von meinem sechzehnten Jahre an habe ich Verse gemacht Meine ersten Poesien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre später erschienen neue Gedichte nebst zwei Tragödien. Die eine der letzteren ward zu Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, aufgeführt und ausgepfiffen. Im Jahre 1825 erschien der erste Band der „Reisebilder"; die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechselnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo ich mit meinem Freunde Lindner die „Politischen Annalen" herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer

der kleinen Inseln der Nordsee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen befinden sich in der deutschen Ausgabe der „Reisebilder"; in der französischen Ausgabe habe ich sie weggelassen, sowie auch den polemischen Teil, der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich diesen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf" besprochen, die nicht von mir verfaßt sind, wie das deutsche Publikum irrtümlich glaubt. Was die Teutomanen, diese deutschen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Hasse gegen Frankreich bestand, so habe ich sie in all meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist dies eine Animosität, die noch von der Burschenschaft her datiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands, bekämpft, sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angriffen, als um meinem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich in den Schlachten dieser Ecclesia militans teilnehmen ließ. Aber während ich die sozialen Interessen des Protestantismus verteidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deshalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; andere beehren mich mit dem Judentum. Es tut mir leid, daß ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; ebensowenig bin ich ein Freund des Tieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaßt; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie, über Politik geschrieben ... Gott verzeih es mir! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutschland besprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne

Ende. Da haßt, da verabscheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünschen, will ich sie Ihnen sehr gern erteilen. Ich sehe es immer gern, wenn Sie mich selbst darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, usw.

Einleitung zu einer Übersetzung des „Don Quixote".

„Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den „Don Quixote" zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden ebensogut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich ebensosehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der

große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Tränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmut nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, ebenso wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Taten um so preisenswerter, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcineas Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Karten täglich geschah, so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

„Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Tränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, banger Stimme zu dem Sieger hinaufrief: ‚Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!‘

„Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der

den mutigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!"

Es sind nun acht Jahre, daß ich, für den vierten Teil der Reisebilder, diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des „Don Quixote" vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Taten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es, nach einem wunderbaren Kreislauf, zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das letztere mag wohl der Fall sein: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den „Don Quixote" mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der „Don Quixote" ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcineas unglücklichem Kämpen, und ich fing schon an über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch sonderbarerweise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rozinante, und die andere, zu meiner Linken war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchane beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unsern zum Vorschein kamen; endlich

aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinantes begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Tatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen gerieten. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine ebenso undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen ebenso gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silberne Mondritter, ihr verkappte Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassierte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen ohnmächtig waren? Oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldentum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bedeckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er, durch Beleuchtung ihrer Absurditäten, dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs glänzendste: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftsteller mit einer Feder: er richtete die Ritterromane so gründlich zugrunde, daß bald nach dem Erscheinen des „Don Quixote" der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch und auch kein derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er dieses, er

selber, der Held, welcher den größten Teil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den „Don Quixote" geschrieben, weiß der Biograph nur weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute gibt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während viel leicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm gebärdete. Was Wunder, daß ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand und von all seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er kein Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Wert des Geldes nicht zu schätzen gewußt; aber ich versichere euch, er wußte den Wert des Geldes sehr zu schätzen sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern oktroyiert, bestimmt der erste Paragraph, wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Be

wußtsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippige Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit mokierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermütig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Überall, mehr noch in seinen Dramen als im „Don Quixote", sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der Tat, das römische Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholizismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft, läßt vermuten, daß diese Interessen ihm auch teuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die protestantischen Zeitgedanken im „Don Quixote" zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht bloß blutete sein Leib im blutigen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrertum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen ebenso großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht aufs glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weisgemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Mut ist. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel als den Anblick jenes edeln Kastilianers, der dem Dey zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Pläne unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegenblickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriete. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmut und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnisbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Korsaren, die ihn auf dem Mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande und forderten deshalb ein so erhöhetes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und sie bis ans Ende seiner Tage, spottete seiner jenes grausame Weib die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß e

auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Notwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edeln Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der einzelne emporstrebt, drängt ihn die Gesamtheit zurück durch Ridikule und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein, als die übrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostrazismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verleumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit ist ihr verhaßt, die geistige ebensosehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die erstere mehr als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch selber zu dieser Einsicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kundgab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unsern Republikanern ebenso verhaßt wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Terrirorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der Tat, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat schreibt, wie das Volk, herzlich schlicht und schlecht. Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Ebensowenig wie antikatholische, finden wir auch antiabso-

lutistische Klänge im „Don Quixote". Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrtum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüt seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poësie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakespeare, hier Cervantes als die Blüte der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakespeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Äther der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüte ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Grals gehörten

nmer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war
er Roman des Adels, und die Personen, die darin agierten,
aren entweder fabelhafte Phantasiegebilde oder Reiter mit
oldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritter-
omane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cer-
antes durch seinen „Don Quixote". Aber, indem er eine Sa-
re schrieb, die den älteren Roman zugrunde richtete, lieferte
: selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die
ir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große
oeten zu verfahren: sie begründen zugleich etwas Neues, in-
m sie das Alte zerstören; sie negieren nie, ohne etwas zu be-
hen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in
n Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klassen
nführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Nei-
ung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten
umpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes,
ndern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft, und sie
idet sich wie bei den Poeten so auch bei den Malern des da-
aligen Spanien; ein Morillo, der dem Himmel die heiligsten
arben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, konter-
te mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen
ser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst
ber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Ab-
ldung eines Betteljungen, der sich lauft, dasselbe Vergnügen
pfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jung-
au. Oder es war der Reiz des Kontrastes, welcher eben die
rnehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Que-
do oder einen mächtigen Minister wie Mendoza, antrieb, ihre
:lumpten Bettler- und Gaunerromane zu schreiben; sie woll-
n sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung
rch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre ver-
en, wie wir dasselbe Bedürfnis bei manchen deutschen
hriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen
: vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen
d Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht
se einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzu-
llen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das
e dient dem andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung,
d das adeltümliche Element ist darin noch ebenso mächtig
: das volkstümliche. Dieses adeltümliche, chevalereske, aristo-

kratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prüde Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Kanals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lektüre überwässerte das englische Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig rittertümliche herrschend war: so brachte Walter Scot in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wiedergegeben, welches wir im „Don Quixote" de Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Sein toryschen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenhei waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seine Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fande und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in di dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ei Irrtum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Bü gründer des sogenannten historischen Romans ansehen wi und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man ver kennt, daß das Charakteristische der historischen Romane ebe in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen El ments besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche wäh rend der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestö war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Element aufs schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantik das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich ve leugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritte romans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, d

den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Mut, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des „Don Quixote" seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Rittertum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich gebärdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die toten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: Schlaf, Großväterchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob erteilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die, wie ein Kristallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Diskussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Diskussion, und, wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den ersten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker

allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgetan sind, wollen wir Deutsche, Briten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirekterweise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaktion gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemütliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werte anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist törichter als die Frage welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht bloß die Alten sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie ebenso prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Je doch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen

es weht darin eine ewige Milde, wie der Atem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ihnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panachierten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunstwert seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit ins Gebiet der Ästhetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den „goldenen Esel“ des Apulejus, den ersten Roman des Altertums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armut an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln voneinander geborgt, wenigstens haben die einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, bald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln eintritt. In der Literatur, wie in der Politik bewegt sich alles nach dem Gesetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quixote

und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodieren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn, wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kundzugeben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und in dem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüten, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier alles auf Rechnung sklavische Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar, unter den verschiedenartigsten Vermummungen, überall wiederzuerkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußeren Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht ebensogut in den Gestalten Don Juans und Leporellos wie etwa in der Person Lord Byrons und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari ebensogut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vorteil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet? Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesen

eschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle
itter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauen-
mmern habe ich öfters die Typen Don Quixotes und seines
childknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich
ner schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine,
e mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension
tsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um
n so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften
ondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine unter-
tzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht
was ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von
utem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch mit ihren
ebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am
trande von Brighton weit über das flutende Meer, nach der
anzösischen Küste hinüberschmachtete ... Ihre Freundin
ackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und
arf die Schalen ins Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch
der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen
ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cer-
ntes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des
nen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch ver-
andten Zuge bei dem andern. Hier hat jede Einzelnheit eine
rodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rozinanten und
anchos Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus,
ie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die
iden Tiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger der-
ben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr
d Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegen-
tze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu er-
ihnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die
usbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho
s Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten un-
ubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an
n Narren des Königs Salomon, an Marculf, der ebenfalls
iem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungs-
ssen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don
ixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren
andes, und auch in der Grandezza des wohlgegründeten Pe-

riodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmutigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixotes und Sancho Pansas resümieren wir in den Worten: der erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des „Don Quixote", die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergibt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind, na Zeichnungen von Tony Johannot, von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie schon Tony Johannots Name verbürgt, ebenso elegant a charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Ge des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantasti

sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im „Don Quixote" hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der „Don Quixote", noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der „Don Quixote", so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduzieren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen um „Don Quixote". Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum „Don Quixote" gezeichnet, die, von Berger in Chodowieckis Sinn radiert, die Bertuchsche Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den „Don Quixote" vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde aufeinander losschlagen. Chodowieckis Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen

mußte, war dem Verständnis des „Don Quixote" eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum „Don Quixote" erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den „Don Quixote" ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Der Schwabenspiegel.

Vorbemerkung.

Die hier mitgeteilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings, als Nachrede zum 2ten Teil des „Buchs der Lieder" und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete: in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuskript zur Zensur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mitteile, glaube ich, daß er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns erraten wird, warum ich seit zwei und einhalb Jahren so vielen Schlichen und Rän-

:n begegne, wenn ich jene Denunziatoren besprechen will, die
jrerseits, ganz ohne alle Zensur- und Redaktionsbeschränkung,
en größten Teil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

Nach Brauch und Sitte deutscher Dichterschaft sollte ich einer Gedichtsammlung, die den Titel „Buch der Lieder" führt ıd jüngst in erneutem Abdruck erschienen ist, auch die nach- lgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, s klänge in dem „Buch der Lieder" ein Grundton, der durch eimischung späterer Erzeugnisse seine schöne Reinheit ein- ißen möchte. Diese späteren Produktionen übergebe ich daher m Publikum als besonderen Nachtrag, und indem ich beschei- ntlich fühle, daß an dem Grundton dieser zweiten Sammlung :nig zu stören ist, füge ich ein dramatisches Gedicht hinzu, :lches, in einer frühesten Periode entstanden, zu einer Reihe n Dichtungen gehört, die seitdem durch betrübsames Miß- schick unwiederbringlich verloren gegangen sind. Dieses dra- ıtische Gedicht („Ratcliff") kann vielleicht in der Samm- ng meiner poetischen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis ben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen mmten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das „Lied m Tannhäuser" andeuten. Es gehört einer Periode meines bens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem ıblikum mitteilen kann oder vielmehr mitteilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Ant- es zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Por- t des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwill- lich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher die Idee geraten ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder", sem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Ge- ıken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein :und Julius Campe ist ein Schalk und wollte gewiß den en Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich en mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spie- ... Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern

und die Tränen zählen, die darin vorkommen, so können s
nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Ab
warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen
Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikel
woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt i
gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, da
das Porträt im „Musenalmanach" gar nicht getroffen ist. D
Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders d
Oberteil des Gesichtes; der untere Teil ist viel zu schmächti
Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbelei
geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeist
aussehn; — ach, die schwäbische Schule macht mir so vi
Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Aug
um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbisc
Schule" eigentlich verstehe? Was ist das, die schwäbisc
Schule? Es ist noch nicht lange her, daß ich selber an meh
reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft ba
Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelt
sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frü
morgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihn
in den Laden kommt und für zwei Kreuzer Mückenhonig ve
langt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter de
Namen schwäbische Schule verstünde man jenen blühend
Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entsprosse
jene Rieseneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wu
zeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne ... U
ich frug: „Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schö
fer, der die ‚Räuber' schuf?" ... „Nein," lautete die Antwo
„mit dem haben wir nichts zu schaffen, solche Räuberdich
gehören nicht zur schwäbischen Schule; bei uns geht's hüb
ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem La
hinaus müssen." — „Gehört denn Schelling zur schwäbisch
Schule, Schelling, der irrende Weltweise, der König Artus
Philosophie, welcher vergeblich das absolute Montsalvat
aufsucht und verschmachten muß in der mystischen Wildnis
— „Wir verstehen das nicht," antwortete man mir, „aber
viel können wir Ihnen versichern, der Schelling gehört ni
zur schwäbischen Schule." — „Gehört Hegel dazu, der Geist
weltumsegler, der unerschrocken vorgedrungen bis zum No

ol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im ab-
rakten Eis?“ ... „Den kennen wir gar nicht.“ — „Gehört
enn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleu-
er?“ ... „Gott bewahre uns vor dem, den haben wir sogar
kommuniziert, und wollte der sich in die schwäbische Schule
ufnehmen lassen, so bekäme er gewiß lauter schwarze Kugeln.“
„Aber um des Himmels willen“ — rief ich aus, nachdem
h fast alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis
uf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den
roßen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf
e Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische
onnen im deutschen Kaisermantel — „wer gehört denn
gentlich zur schwäbischen Schule?“
„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die
Wahrheit sagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt,
nd viel mehr europäisch als schwäbisch, sie sind gleichsam
usgewandert und haben sich dem Auslande aufgedrungen,
itt daß die Renommeen der schwäbischen Schule jenen Kos-
opolitismus verachten und hübsch patriotisch und gemütlich
Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des
uren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich da-
nter, von welcher bescheidenen Größe jene Berühmtheiten
d, die sich seitdem als schwäbische Schule aufgetan, in dem-
ben Gedankenkreise umherhüpfen, sich mit denselben Ge-
hlen schmücken und auch Pfeifenquäste von derselben Farbe
gen.
Der bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor
ustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den
deren, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne
lz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche
bsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem gro-
n Walfisch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm
nmt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und ver-
tete Blutwürste sieht und einmal dem Publikum aufs ernst-
fteste erzählt hat, daß ein Paar Schuhe, ganz allein, ohne
nschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind
zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, daß
n seine Stiefel des Abends festbinden muß, damit sie einem
ht des Nachts trapp! trapp! vors Bett kommen und mit
erner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus

Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich dasselbe sagen, was Napoleon von Mürat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie." Ich sehe schon, wie sämtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urteil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser teurer Landsmann, Herr Justinus, ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!" Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daß er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Toren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr, im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piedestal wird die Inschrift zu lesen sein: Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiß sehr löblich ist. Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig wert, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Wert der ***schen Dichtungen kann ich, solange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urteil fällen, ebensowenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittels eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbi-

scher Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Bayern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rotem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrat Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung" erlaube ihm nicht, sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, daß er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Not begingen die Schwaben einen wahren Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nikolaus Lenau, und ist seit der Julius-Revolution durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube zu einer Renommee gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen ist; indessen, solange sie ihren Tokaier behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Akquisition der schwäbischen Schule ist minder brilliant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaschuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutschlands, an jener Grenze, wo der germanische Flegel den slawischen Flegel verweht, wie der alte Voß sagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeschlachte, aber ehrliche sächsische Bauer, der, wie in seiner Gesichtsbildung so auch in seinem Gemüte, die Merkmale des Deutschtums trug. Daß dieses bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall ist, daß er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutscher ist, habe ich in der kleinen allerliebsten Schrift „Über den Denunzianten" gehörig bewiesen. Ich hätte, beiläufig gestanden, diese kleine Schrift nicht

herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denselben Gegenstand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Gesicht gekommen wären. Aber dieser kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Teile des „Salons" bilden sollte, ward von dem Zensor dieses Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel" — und das arme Ding, obgleich in politischer und religiöser Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während sieben Monaten von einem Zensor zum andern wandern, bis es endlich notdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leser, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg selber holst, so wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie schwer es war, den Denunzianten in die Presse zu bringen, wie das Ansehen desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunzianten, das sich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist dir vielleicht bekannt, mein teurer Leser. Als ich ihm Stück vor Stück, die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christentum zugrunde! Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde und plötzlich, als das rote Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!" Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: „Der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandstiftung, noch einige Spritzen aufgestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Zigarre geraucht werden!" Wahrlich, das Christentum ward nie ängstlicher geschützt als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerücht

u widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf An-
rang seiner Kollegen, sich endlich entschlossen, jene Großmut
u benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem
Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich ge-
anden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit
nberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des
Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all seiner
Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich
ergebens, und die Witzlinge in deutschen Blättern mokierten
ch obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel
aben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der un-
lücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu schreiben,
orin die arme Frau sich über die häuslichen Nöten, die sie
it dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe,
hmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit
rem Manne, der zu Hause zeigen wolle, daß er ein Held sei.
ie geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wut.
ines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es
Häschen an der Wand" spielte. Jüngst sei er wie rasend
us der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax ge-
bt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die
esetzfrage: „ob man jemanden ungestraft dem öffentlichen
elächter preisgeben dürfe?" diskutiert wurde. Ein andermal
abe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren
uden, die er emanzipieren wolle, ihm ins Gesicht gemau-
helt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie tun nichts fürs Volk,
ie sind nicht der Atte, sondern die Memme des Vaterlandes."
ber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann
ufze er und wimmere und stöhne, daß sich ein Stein drob
barmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloß
r angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben
s diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende
machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls,
h selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las und in meiner Einfalt die offen-
re Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeiste-
ng: „Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Müt-
r, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!"
Die Weiber im Schwabenlande scheinen überhaupt mehr
nergie zu besitzen als ihre Männer, die nicht selten nur auf

Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine schöne Schwäbin, die mir seit Jahren wütender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgt.

Ein Naturforscher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, besonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geschrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetische Vornehmigkeit ist, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu besprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Einesteils liegt mir ein gewisser Knebel im Munde, sobald ich mich gegen Anschuldigung von Immoralität oder irreligiöser Frivolität oder gar politischer Inkonsequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten, verteidigen wollte. Anderenteils befinde ich mich meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daß als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe „wär' es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zutun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemütlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesamtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer ebensowenig wie die anderen haben mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir auf's Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er, im Gegensatze zu dieser Genossenschaft, mehr als reflektierende Fledermaus denn als gemütlicher Maikäfer umherflattert und vielmehr nach dem Schillerschen „Totengruft" als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüch-

tigen Blick hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen: daß der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinandergereihten Sätze, nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigentümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — dieses ist neu, ist eigentümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten zitiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in den Fingern, doch merkt man an ihm noch

eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" zitiert statt der gewöhnlichen „Oblaten" des Originaltextes oder mehrmals „göttlich" zitiert statt des ursprünglichen „vortrefflich" — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rate ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es gibt Länder, wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Bailey in London jemanden hängen, der ein falsches Zitat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger getan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im Stuttgarter Literaturblatt, ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell vonstatten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn, bei Besprechung der schwäbischen Schule, nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmut wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegenteil, sollte ich je imstande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln lassen.

— — — Und nun laß uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständnis nötig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule, auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an seinem Werte zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß sich in meiner früheren Beurteilung des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, daß ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werte, an seinem Talente selbst, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literär-historischen Beziehungen, über die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule" in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurteilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen: daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigentümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhlands Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst, ebensogut wie die ganze Schule, längst tot ist. Ebensogut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat.

Es ist wahrlich ein ebenso widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den ihrigen zählen, wenn sie den großen Toten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie gar den erblichenen Helden, wohlgeharnischt, aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Toten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch, bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Toten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die roten Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Mut. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal häßlich verwachsen, an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgetier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzu schlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geschlossenem Visier und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war geknickt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden miteinander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen lange

kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne, daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig aufeinander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Toter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz, und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gewöhnlich weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris im Wonnemond 1838.

Schriftstellernöten.

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder andere darauf gerechnet haben, daß mir der „Telegraph" des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf rauten, daß ich auf die darin abgedruckte Erklärung in betreff des „Schwabenspiegels", aus persönlichen Rücksichten, nichts widern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen, alter Freundschaft ingedenk, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Mißmuten des Gemütes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel Widerwärtigkeiten wie auf den Schriftsteller so auch auf den Buchhändler eindringen und wo er dem andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte ... Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von

der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt" dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Literatur" enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel", welcher im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebste Campe, ließen Sie im „Telegraphen" des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der königlich sächsischen Zensur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben."

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgendeines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein ebenso kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrtums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Tatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage, später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewissen roten Kreide weniger hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, nach das Publikum selbst beurteilen möge: ob Sie, teurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten, inoffiziosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen" die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewußt, unter welchen Einflüs-

ie stehen, wahrhaftig die größten Besorgnisse für die Gesund-
eit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund!
ls Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie
benfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie
atten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht,
nd am allerwenigsten erinnerten Sie sich dessen, was Sie mir
u anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstüm-
elung meiner Schriften Klage führte. In der Tat, es war
hre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten,
enn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude
n der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit
erbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes
Wort den schmählichsten Mißverständnissen bloßstellte. Das
ng an mit den „Französischen Zuständen". Milde und billig-
enkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren
erwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, daß Sie letz-
re, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Zensur
berliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen ent-
elt ... Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand ge-
eten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht
adezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner näch-
n Publikation diese veränderte Lage des vermählten Ver-
gers, und den ersten Teil des „Salons" konnten Sie getrost
ne die Vorsichtsmaßregel der Zensur in Druck geben. Sie
tten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich
hnen den zweiten Teil des „Salons", der ebenfalls über
anzig Bogen stark und keiner Zensur unterworfen war; auch
tten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hineinge-
uckt, z. B. Börnes Briefe, daß ich meinte, der Campe sei
eder der alte Campe ... Aber ich verrechnete mich, eben weil
e so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten,
ubten Sie, bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben
in armer zweiter Band des „Salons", den Sie sakrifizierten,
n Sie auf den Altar der Zensur niederlegten, als Sühnopfer
Ihre Preßsünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet
d dergestalt vermetzgert, daß seine ganze patriotische Bedeu-
ng verloren ging, daß man eine gewisse theologische Po-
nik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben
ten konnte, daß dadurch zur Verkennung und zur Verleum-
ng meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In

der Anzeige, die ich deshalb publizierte, mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule", die Sie ebenfalls druckten ... nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Zensur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur" in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Teil enthalten und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagbeschluß gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Notwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Zensur passieren würden ...

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Teil des „Salons", welcher eine harmlose Märchensammlung und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denunzianten gerichtet und derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. Freilich der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich. Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denunzianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunziationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunziationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Ar-

tikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine häscherlichen Schelmereien selber verriet.

Aber Sie vergessen alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Teile des „Salons", gegen die geheimen Umtriebe der Menzelschen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. Adrian, Zensor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daß Adrian Ihr Zensor in Gießen ist, derselbe, der ‚Bilder aus England' schrieb. Dieser gab in den ‚Phönix' eine Notiz, daß der ‚Salon' III mit hessischer Zensur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mitteilte. Diese Notiz ging in andre Blätter über und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief."

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der Tat, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt, schrieben Sie mir folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, Adrian will das Imprimatur nicht für die Vorrede erteilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber so ein H.....tt, der ‚Skizzen aus England' schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig, sein Rezensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben."

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich ver-

stehe. Eine präzise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen als gesehen und betastet werden. Sie könnten mir ebensogut zumuten, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten ... Es kann mir da wohl begegnen, daß, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Teil ihres Wertes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „Über den Denunzianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salonteils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmut, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder" aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Zensur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmütige Verleger der Börneschen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Zensur gibt ... Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Torzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvogt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder Sie an der Nase herumgeführt und das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Aktualität schon ein bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur", welches Sie im Oktober auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Teil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes,

welche Herren D. betraf, ausschnitt und demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute abend ein Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen der Literatur von Wichtigkeit sein wird; nämlich ein ‚Jahrbuch der Literatur', das im Oktober dieses Jahrs ausgegeben werden soll und künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, Monats- und Quartalsschriften genug — Was diese sich erlauben, wissen die zur Fahne Gehörenden zur Gnüge. Das Jahrbuch soll in letzter Instanz entscheiden, die Akten mustern. Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, das Ihnen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Riedel, Daumer, Schücking, Dingelstedt usw. geben Beiträge. Die übersichtlichen Artikel von 1830 an gibt Gutzkow. Der sogenannten jungen Literatur wird Nutzen daraus werden. Wienbarg wird was geben. Ihren Aufsatz hätte Gutzkow dafür gar gern. — Oder wollen Sie einen andern geben? Falls Sie den Nachtrag gedruckt wissen wollen . . ."

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit [einen] Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahete, was er wahrlich guten Fuges tun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur" die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel" vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüt berührt wurde, als nach solchen Vorgängen Ende Dezember das „Jahrbuch der Literatur" mir zu Händen kam und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen prätentiösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, daß ich nicht nur um meine Genugtuung an

den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern daß durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und sonstige Entstellung der Form auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden. Das hat wahrlich kein Zensor getan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird jedem einleuchten, daß die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur ihrer Absichten zurückgelassen haben. Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. Dezember 1838 will ich nur die Worte anführen:

„— — Mir schien es auch, daß etwas fehlte; ich verlangte daher das Manuskript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckereibesitzer), Ihr Aufsatz *allein* fände Anstand beim Zensor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen wollen, daß ich erklärte: *wenn etwas gestrichen würde*, worauf ich nicht gefaßt war, *solle der Artikel wegbleiben*."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Zensur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken ... Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder gibt es Befehle, die höher geachtet werden als die Ihrigen und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der königlich sächsischen Zensur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Zensur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die königlich sächsische Zensur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch" erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Zensur passieren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakespeares Mädchen und Frauen" in Leipzig zensieren, und siehe! in

diesem Buche, welches doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle enthielt, hat die königlich sächsische Zensur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun in Grimma dieselbe Zensurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Zensurstrenge etwas abgewinnen, man gibt den unwichtigen Teil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt . . . Kurz, liebster Campe, alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie als für Sie; im Gegenteil Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Zensurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war nichts weniger als ein mit Imprimatur versehener Zensurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— — Den Zensurbogen vom ‚Schwabenspiegel' habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt, und werden Sie daraus die Überzeugung gewonnen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie Gutzkow und mich hielten! Leider ist es sündlich, wie der Zensor gehandelt hat, und man sieht: daß es reine Frauenbasereien sind, die er in Schutz nimmt, z. B. für Theodor Hell! Der Zensor ist ein Dresdner. Früher war es Gehe, der ist jetzt in Paris — —"

Nein, liebster Campe, Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im mindesten denselben verletzen konnte. Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch, weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Zensor in Gutzkows Aufsatz gar nichts gestrichen habe, und doch in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Zensur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte

ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmutig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beigetragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen Beurmann geflossen, der am Ende doch nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum, in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839, stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie letztern mit der Verantwortlichkeit für alles, was jener schreibt? Und wenn jener in einer Zeitschrift, meinen „Schwabenspiegel" besprechend, die Schwaben und sogar das Menzelsche Heldentum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz untertänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuskript des „Schwabenspiegels", ohne mein Vorwissen, anvertraut und wochenlang in Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. Dezember 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor 14 Tagen habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrat hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur spielen sollte, die sich am Gängelbande Gutzkows und Wihls leiten ließe! — Es war ein dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, „daß ich vom ‚Telegraphen' abhängig; — daß ich tun müsse was Gutzkow wolle" — sprach ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: daß ich vor 4 Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht in unsere Verhältnisse, Vorhaben und dergleichen blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten und würde uns kompromittieren und Plane, die mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden machen. Gutzkow habe — — — — — — — — — Wihl ist der klebrigste

und eitelste Mensch, den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere erbärmliche Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die unsere Mauer betreten — Gleichwohl verkehrt er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuigkeitsträgers und aufwärts bis zum Runkel, sind seine Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne Menschen- und Weltkunde, sündigt aus Dummheit wie aus bösem Willen — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besonderen Absicht zitiert, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuskript meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte ...

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottaischer Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüt, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nötig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Türe verschlossen ist und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer

Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirtschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich mußte daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläuftig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherschwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluß anfängt. Wäre es mir bloß darum zu tun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die Besorgnis, daß man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugtuung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Mut, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgendeinen irdischen Vorteil, und vielleicht, mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen ... Mein Grundsatz. „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freund-

schaftsgefühle indirekt zu steigern und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vorteil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewußt als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

Sechs Berichte für die „Allgemeine Zeitung".

1. Meyerbeers „Hugenotten" und Rothschilds großer Ball.

Paris, 1. März [1836].

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: die erste Vorstellung von Meyerbeers langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen und habe mich so übernommen, daß ich noch wie berauscht bin, daß mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daß ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurteilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert le Diable" mußte man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne; und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie

nötig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichtum eigentlich ihren Mangel an Kunst verrät, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goetheschen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Mann gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die während sie andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mißtönen, aller Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus dem Zimmer treiben, sogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer stürbe, wenn es nötig wäre, für einen musikalischen Satz, wie andere etwa für einen Glaubenssatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngsten Tage ein Posaunenengel schlecht bliese, so wäre Meyerbeer kapabel im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferstehung gar keinen Teil zu nehmen. Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, so wie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen, besiegt er gewiß auch jene kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den kolossalen Erfolg von „Robert le Diable", seitdem hinlängliche Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß diesesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Mißlaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Musikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieser Opposition bilden, und an diesen lehnen sich einige musikalische Renommeen, die längst erloschen oder noch nie geleuchtet. — Es war gestern aber ein wunderbarer Anblick, das eleganteste Publikum von Paris festlich geschmückt, in dem großen Opernsaale versammelt zu sehen, mit zitternder Erwartung, mit ernsthafter Ehrfurcht, fast mit Andacht. Alle Herzen schienen erschüttert. Das war Musik. — Und darauf der Rothschildsche Ball. Da ich ihn er

um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als daß ich Ihnen von dem Schauplatze dieses Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Palaste, und von dem Publikum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatten könnte. Dieses Publikum bestand, wie bei allen Rothschildschen Soireen, in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch großen Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Palast mit seinen Dekorationen betrifft, so ist hier alles vereinigt, was nur der Geist des 16. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren ward an diesem Palast und seiner Dekoration beständig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, sollen ungeheuer sein. Herr v. Rothschild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft. Indessen muß man den Geschmack, womit alles ausgeführt ist, ebensosehr wie die Kostbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Hr. Duponchel übernommen, und alles zeugt von seinem guten Geschmack. Im Ganzen, sowie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunstsinn der Dame des Hauses, die nicht bloß eine der hübschesten Frauen von Paris ist, sondern, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, sich auch praktisch mit bildender Kunst, nämlich Malerei, beschäftigt. — Die Renaissance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, ist jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und kostümiert man jetzt im Geschmacke dieser Zeit; ja, manche treiben dieses bis zur Wut. Was bedeutet diese plötzlich erwachte Leidenschaft für jene Epoche der erwachten Kunst, der erwachten Lebensheiterkeit; der erwachten Liebe für das Geistreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unserer Zeit einige Tendenzen, die sich durch diese Sympathie beurkunden.

2.

Paris, 4. Februar [1840].

Die Opposition in ihrer beschränkten Weise behauptet noch immer: die Ernennung Guizots als Gesandter in London sei

dem Könige ganz genehm, und er habe sich nur scheinbar zum Rückruf Sebastianis, seines alten Konspirationsvertrauten, zwingen lassen. In Wahrheit aber ist diese Ernennung ganz gegen den allerhöchsten Willen des Königs durchgesetzt worden, sein Unmut gegen Guizot bricht ohne Rücksicht hervor, und er wird demselben gewiß auf seinem neuen Posten allerlei geheimen Schabernack spielen. — Für Guizots politische Bedeutung ist dieser Eintritt in die diplomatische Karriere sehr wichtig. Entweder er verfängt sich zu London in unsichtbaren Netzen und wird lächerlich durch ein sichtbares Zappeln, oder er gibt Proben von staatsmännischen Talenten und erreicht auch in dieser Beziehung das Ansehen Thiers'. Herr Guizot verdient vielleicht jetzt seinen diplomatischen Sporn und wird bei seiner Rückkehr von London um so ritterlicher mit Thiers und Louis Philipp in die Schranken treten können. Zwischen diesen drei Männern wird späterhin der Kampf um die wirkliche Präsidentenherrschaft des Konseils ausgestritten werden müssen. Bis jetzt usurpiert der König noch immer diese Stelle und verwaltet sie durch Kommis, welche sich verantwortliche Minister nennen. In meinem nächsten Briefe werde ich hierauf zurückkommen. — Die Heirat des Herzogs von Nemours beschäftigt noch immer den Hof und die Stadt (alter Stil!), zumeist aber den Hof, diesen großen Polypen, der mit tausend Rüsseln am Budget sich festsaugt, unbekümmert um Cormenin welcher schon im Dunkeln sein Messer wetzt. Dieser Pamphletist, der es der königlichen Familie nicht verzeihen kann, daß er ihr nichts zu verdanken hat, erregt im Schoße derselben weit größere Schmerzen, als er vielleicht selber ahnt. Der König will die Pension des Herzogs von Nemours nicht mehr zahlen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sie nicht mehr zahlen kann. Die Zivilliste ist schrecklich verschuldet; wie mir gestern ein Bankier versichert, vielleicht über zwanzig Millionen verschuldet. Der König hat wenig Geld, und es ist für ihn ein doppeltes Mißgeschick, daß das große Publikum das Gegenteil glaubt und über seine große Geldgier murrt, während die haute finance, bei welcher er borgen möchte, das betrübte Geheimnis sehr gut kennt. Dieser Geldverlegenheit verdankt Rothschild die größten Aufmerksamkeiten bei Hofe; einige hundert Jahre früher hätte ihm der König von Frankreich ganz einfach die Zähne ausreißen lassen, um ihn zu einer Anleihe

zu bewegen. Aber die naiven Sitten des Mittelalters sind untergegangen im Strom der Revolution, und Herr Rothschild, Baron und Ritter des Isabellenordens, kann jetzt ruhig in den Tuilerien umherspazieren und dem geldbedrängten Könige die Zähne zeigen, ohne auch nur einen Stummel zu riskieren. — Der König hat kein Geld, und sein Kredit ist in diesem Augenblick nicht glänzend. Er beabsichtigt eine Anleihe zu negozieren und wird darauf hingewiesen, als Garantie die Güter seiner Schwester zu verpfänden. Mademoiselle Adelaide, trotz ihrer großen Zärtlichkeit für den teuren Bruder, will sich noch nicht diesem Opfer fügen. — Die Schulden des Königs sind übrigens von der ehrenhaftesten Art; sie entspringen zumeist aus seiner Leidenschaft für Bauten und Kunstwerke. Das ist seine fürstliche Eigenschaft und erinnert an den großen Ahnherrn, der ihm Versailles hinterlassen hat, um sich ebenfalls daran zu ruinieren. Man hat keinen Begriff davon, welche Summen die historische Galerie bereits verschlungen hat. — Unter diesen Umständen findet der König bei der Heirat des Herzogs von Nemours eine willkommene Gelegenheit, um für denselben eine Dotation zu verlangen und die 20000 Franks, die er dem Prinzen monatlich gibt, nicht mehr zu zahlen. Der König wird seinem erlauchten Sohne jetzt nur noch Obdach und Atzung liefern und ihn für das übrige auf seine Dotation verweisen. Der Herzog ist keineswegs, wie man vermeinen sollte, mit diesen väterlichen Beschlüssen sehr unzufrieden, er findet sie vielmehr ganz vernünftig; denn der Herzog von Nemours ist sehr sparsam, sehr haushälterisch. Das ist eine Eigenschaft, die er schon im voraus von seinem königlichen Vater geerbt hat, und dieser überläßt ihm den vollen Genuß derselben. — Da ein Prinz, welcher sich verheiratet, auch ein Haus machen muß, so klopfen schon eine Menge Bittsteller an dessen Pforten (figürlicher Ausdruck, da ja ein noch unerbautes Haus auch noch keine Pforten hat!), und da verlangt der eine die Stelle eines Administrators, der andre die eines Kassierers, ein dritter die eines Bibliothekars. Die zwei ersten Plätze sind bereits besetzt, und sobald die Kammer dem Prinzen das verlangte Geld bewilligt, wird der Kassierer es in Empfang nehmen und der Administrator es ausgeben. — Ich habe heute noch keine Zeitungen gelesen und weiß nicht, wie weit die Dotationsverhandlungen gediehen sind. Aber so viel weiß ich, daß der König die

Geldangelegenheiten seiner Kinder immer mit heroischer Unermüdlichkeit betreiben wird. Die Minister setzt diese väterliche Liebe in große Verlegenheit; nur der Marschall Soult unterstützt sie mit unbedingtem Eifer. Die Hartnäckigkeit des Königs in Geldsachen versteht auch niemand besser zu würdigen als jener greise Held, der einst öffentlich erklärte, daß er jeden Sou seines Traitements bis zu seinem letzten Blutstropfen verteidigen werde. — Die Heirat des Herzogs von Nemours veranlaßte vor etwa acht Tagen eine außerordentliche Rezeption bei Hofe, wo die Vertrauten ihre mehr oder minder wohlgemeinten Glückwünsche in üblicher Weise darbrachten. Es befanden sich dort über sechzig Damen, die meisten überreif und alt, ein aschgrau welker Blumenflor, woraus kaum zwei bis drei jugendliche Gesichter hervorlächelten. Unter diesen war eine blonde Schöne, die an dem Herzen Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Orleans vor dessen Heirat sehr stark gerüttelt hatte und später das Herz des Nemours ebenfalls in Bewegung setzte, aber bei dieser Gelegenheit ihre eigne Ruhe verlor, die Bedauernswürdige! Auf ihrem Gesichte, das mich immer an die blühenden und heiteren Frauenbilder ihres Landsmannes Rubens erinnerte, lag diesmal eine wehmütige Bläße. Auch ihre Lippen, die sie beständig mit dem artigen Zünglein befeuchtete, entbehrten das frische Kolorit, das sonst wie reife Kirschen auf genäschige Königskinder wirkte. Wer in ihren Augen lesen konnte, fand darin weit schlimmere Philippika, als jemals der bitterste Volkstribun gegen Fürsten und Fürstenlaune ausgesprochen. — Vorige Woche verließ uns Heinrich Laube, welcher mit seiner Gattin, einer sehr gebildeten und geistreichen Dame, diesen Sommer hierher kam, den größten Teil der französischen Provinzen bereiste, auch einen kurzen Abstecher nach Afrika unternommen hatte und seit einigen Monaten wieder nach Paris zurückgekehrt war. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen Untersuchungen, wozu ihm die Archive ihre bedeutenden Materialien eröffneten. Der ausgezeichnet kritische Sinn des Mannes und sein offenes Auge für alle Erscheinungen des wirklichen Lebens, Studium und Anschauung, werden gewiß ein kostbares Buch zutage fördern. Von Laubes deutscher Literaturgeschichte sind erst zwei Bände hier angekommen, und ein Gesamturteil über diese Arbeit ist noch nicht zulässig. Wenn die Ausführung den Anfängen und

der ganzen Anlage entspricht, so erhält das Publikum hier ein Werk, das bis jetzt in unserer Literatur fehlte und einem großen Bedürfnisse abhilft. Bouterweks deutsche Literaturgeschichte ist veraltet und reicht nicht bis auf die neueste Periode, deren erste Erscheinungen nur polemisch angedeutet wurden; und doch wäre dieses Buch als das einzige zu nennen, wo eine gründliche, tatsächliche Belehrung für das große Publikum geliefert wird. Andere Versuche umfassen nicht das Ganze der Literatur, oder sind nur ein Konvolut räsonierender Artikel, literärischer Rhapsodien, trockner Notizen, oder verfallen gar ins Gebiet der Chrestomathie. Rosenkranz, der geistreichste und tiefsinnigste Literaturhistoriker unserer Zeit, hat zwar über deutsche Literatur Vortreffliches geschrieben, aber nicht im Zusammenhang aller Epochen; er widmete dem Mittelalter ein eigenes Werk, und von der spätern deutschen Schriftwelt hat er in seinem größeren Literaturbuche nur den poetischen Teil und auch diesen nur in allzu kurzen Umrissen behandelt. Laubes Werk wird daher ein Buch sein, wie eben die große Menge dessen bedarf, nämlich eine ausführliche Darlegung des ganzen deutschen Literaturbestands, von den ältesten Zeiten bis auf heutigen Tag, belehrend wie ein Handbuch durch Treue und Gründlichkeit und unterhaltend wie ein Kunstwerk durch harmonischen Reiz der schönen Rede. Talent und Charakter haben sich hier vereinigt, und ihre Verbindung liefert das erfreulichste Resultat. Laube ist nämlich nicht bloß ausgezeichnet durch ästhetische Begabnisse, durch Macht der Darstellung, durch Phantasie und Scharfsinn, sondern auch durch die Biederkeit, die Ehrlichkeit, die Lauterkeit seines ganzen Wesens: seine Zunge ist der gewissenhafte Dolmetsch seines redlich deutschen Herzens. — Daß die Wahrheit auch geistreich sein könne, davon gibt uns Laube einen erquickenden Beweis. Und ach! wir bedurften eines solchen Trostes in einer Zeit, wo die geistreiche Lüge sich ausspreizt in ihrem brillantesten Dünkel.

3.

Paris, 20. November [1840].

Die Dienstbarkeit liegt in der Natur des Menschen. Laßt uns nicht darüber rechten, welche Gattung des Dienens die edlere sei: der Germane, welcher einer Person diente, ist ebenso ach-

tenswert wie der Römer, welcher dem Boden diente, und die Untertanstreue des einen, ebenso wie die Vaterlandsliebe des andren steht nicht niedriger als der Dienst, welchen man einer übersinnlichen Idee widmet, z. B. der Gottesdienst der Hebräer. Sogar unsre radikalsten Emanzipatoren können sich nicht von der angeborenen Dienstbarkeit losmachen, sie dienen der Begier des abzuschüttelnden Joches, der entfesselten Ungeduld, und Robespierre rief einst: „Ich bin ein Knecht der Freiheit!" — Heutzutage gibt es in der Gesindestube der Freiheit wenig treue Knechte, aber desto mehr glänzende Dienerschaft: Heiducken von ausgezeichnet körperlicher Größe, kleine naseweise Jockeien, windige Läufer, grobselige Kutscher, Leibjäger usw. Diese Leute dünken sich zu gut oder sind vielleicht zu schlecht, um einer Person dienen zu können, und sie vermieten sich bei einer Idee aus Müßiggang, für Taglohn, wo nicht gar, um bei Gelegenheit zu stehlen oder für ein gutes Trinkgeld die Hausinteressen zu verraten. Wüßte ich nicht, daß die herrschende Idee unserer Tage — und ich will sie bei ihrem Namen nennen: die Demokratie — im Boden Frankreichs tiefer wurzelt als jede andre Herrschaft, so würde ich ihre Zukunft sehr gefährdet glauben denn ich erblicke in ihrer Nähe gar zweideutige Gesichter, ich sehe, wie eine Menge Lakaien des alten Regimes sich in ihre Livree vermummen, und unter dem Tressenhut ihres Haushofmeisters bemerke ich die Tonsur. — Daß die Idee der Demokratie in Frankreich herrschend ist, unterliegt keinem Zweifel Der ungeheure Absatz, den die demokratischen Broschüren finden, ist der sicherste Beweis. Täglich werden dergleichen von der Regierung konfisziert. Die wichtigsten in der letzten Zeit waren die Broschüren von Louis Blanc und Lamennais. Von ersterem habe ich bereits in diesen Blättern gesprochen: es ist das gescheiteste Köpfchen seiner Partei und das bravste Herz; über des Abbé Lamennais glänzendes Talent brauche ich nicht erst zu berichten. Ich zweifle nicht, daß er es ehrlich meint nämlich mit der katholischen Religion, die er mit der Demokratie verbinden will: denn er glaubt, daß letzterer die Weltherrschaft anheimfalle. Die römische Kurie hat den großen Priester nicht verstanden; die Härte, womit sie seinen wohlgemeinten Eifer ablehnte, ist jedenfalls tadelswert. Armer Lamennais! Ich begreife seinen Kummer ob der Schonungslosigkeit, womit die Seinigen ihn behandelt, ihn, den Kämpfer d

Glaubens, der zum Heil des Glaubens sein eignes Heil aufs Spiel setzte, mit der Ketzerei fraternisierte und sich der ewigen Verdammnis preisgab! Daß er, der römisch-katholische Lamennais, sich am Ende von Rom lossagen mußte, war gewiß der größte Schmerz seines Lebens, und er muß daran verbluten. Wenn nicht gar ob dieser heroischen Selbstaufopfrung die Kraft der Reue ihn später erfaßt! Schon jetzt kann er des Nachts nicht mehr schlafen: er sieht lauter kleine Teufel mit Lichtchen, die um sein Lager herumtänzeln und hüpfen; er sieht, wie die Bettgardinen Feuer fangen und die Höllengluten über ihn zusammenschlagen; zitternd und zähneklappernd verkriecht er sich unter der Decke, bis der Spuk vorüber ist; hernach weint er bitterlich. Sein Verstand kann ihn nicht schützen vor den Schreckniſſen seines eingewurzelten Kindheitsglaubens; so erzählen seine Freunde. Die Feinde, wie immer geschieht, geben der Stärke seines Geistes ein besseres Zeugnis. Vor einigen Tagen konfiszierte man „l'Evangile du Peuple“, ebenfalls eine demokratische Broschüre, worin die radikalste Freiheits- und Gleichheitslehre aus der Bibel deduziert und der göttliche Bergprediger als ein Montagnard von 1793 dargestellt wird. Der Verfasser, namens Esquiros, ist ein guter Mensch von etwas weiblicher Natur, schwärmerisch sanft wie eine Predigerstochter im Mondschein, dabei aber auch beseelt von werktätiger Frömmigkeit gleich einer barmherzigen Schwester. Diese praktische Gemütlichkeit offenbart er aufs liebenswürdigste in einer anderen Schrift, die er jüngst herausgab, betitelt „Les vierges folles“. Unter dem Namen „törichte Jungfrauen“ bespricht er eine Klasse Weibsbilder, die zwar hinlänglich töricht, aber von zweifelhafter Jungfräulichkeit sind; ein delikates, jedoch sehr wichtiges Thema, das früher oder später in Frankreich mit Entschiedenheit diskutiert werden muß. — Die „Revue démocratique“, die ebenfalls vor einigen Tagen konfisziert worden, gehört zu den wildesten Produkten des Radikalismus und gewährt eine Lektüre, wobei jedem, der einen Kopf hat, die Haare zu Berge steigen. Sie ist zunächst gegen das Eigentum gerichtet und bespricht im grellsten Tone die letzten Konsequenzen der herrschenden Idee. Hier sehen wir nicht die geputzten Kammerdiener dieser Idee, sondern die Stallknechte, in schäbiger Lederjacke, mit Striegel und Heubündeln und riechend nach Mist. Besonders unheimlich ward mir, als ich sah, daß auch

hier der religiöse Fanatismus mit dem politischen Brüderschaft trank. In besagter „Revue démocratique“ fand ich — denken Sie sich! — die extravagantesten Auslegungen der Apokalypse. Der Titel dieses Aufsatzes lautet: „Le cataclysme, prochain accomplissement des Prophéties de Jean l'Evangéliste, apôtre du Peuple par Jésus.“ Als Probe des Unsinns zitiere ich Ihnen folgende Stellen und zwar im französischen Original; denn das Merkwürdigste ist eben, daß solche Dinge jetzt auf französisch geschrieben werden — in deutscher Sprache klingt dergleichen nicht so befremdlich. Hören Sie: In den Kapiteln VIII—XVI der Apokalypse findet der Verfasser: „Septième sceau, ou révolution française. Les sept périodes de cette révolution ou les sept anges avec les sept coupes ampres et les sept trompettes. Les années 1789, 92, 95, 99, et 1804 sont les sept premières coupes, versées au son des cinq premières trompettes. En 92, tombe du ciel l'étoile absinte, Rope-apsinthos ou Robespierre; en 1804 vole l'aigle de ta guerre“. In den Kapiteln IX—XVI findet der Verfasser: „Armes impériales françaises, commandées par Apoleon, l'exterminateur, ou Napoléon. Coalition des rois contre la France. Bataille des nations dans les plaines d'Armagdon ou l'Allemagne. La sixième coupe ou trompette est le signal des malheurs de 1812 à 1814“. Lachen Sie nicht über die heutigen Jakobiner; ihre Tollheit ist weit entsetzlicher wie die ihrer Väter, auch furchtbarer. Wenn der „Père Duchène“ auch noch so bougrement patriotique zürnte, war sein Zorn doch noch lange nicht so gefährlich wie jene Mischung von irdischem und himmlischem Wahnsinn, von Sanskülottismus und Apokalypse, den die „Revue démocratique“ bietet. Mich graut vor der Möglichkeit eines Umsturzes der Dinge in Frankreich. In einem heutigen comité du salut public würden Männer sitzen, die weit schrecklicher als Robespierre, als der bittere Rope-apsinthos. Dieser war doch am Ende nur ein weltlicher Zungendrescher, ein Advokat. Aber denkt euch einen Torquemada, bekleidet mit der dreifarbigen Schärpe und dem Federhut eines Représentant du peuple! — „Ich will euch zeigen, was ein Priester ist,“ sagte einst der Abbé de Lamennais, und ich kann diese Worte nimmermehr vergessen. Sie sind wichtiger als alles, was gestern in der Pairskammer gesprochen ward,

wo nicht gar als die Rede des Herrn Guizot. Wie sehr über letztere alle Gemüter in Aufruhr sind, wird Ihnen die Tagespresse zur Genüge berichten. Ich enthalte mich überhaupt aller Besprechung der Kammerdebatten, die Ihrer eignen Beurteilung gedruckt vorliegen. Wie ich vorausgesagt, sie begannen mit der Untersuchung, ob Frankreich von England beleidigt worden. Herr Guizot sagt: Nein. Ich möchte ihn fragen: Wie viel Ohrfeigen gehören denn zu einer Injurie? Die Debatten über die Adresse werden in der Deputiertenkammer bis zur äußersten Heftigkeit steigen. Die nationale Partei, welche an die Stelle der gestürzten parlamentarischen Partei auftaucht, wird eine furchtbare Antrittsrede halten. —

4. Thomas Reynolds.

Paris, im November [1841].

„Waverley" von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildetern Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist und dennoch den größten Reichtum von Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurteilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds". Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott dem feinsten Kalkül seines künstlerischen Talents verdankte, findet sich auch in diesem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer ist hier, ganz wie in dem Scottschen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der schottischen Hochländer sehen wir auch hier in dem irischen Aufstand einen etwas schwachmütigen Helden, der fast passiv von den Ereignissen hin und her geschleudert wird; nur daß der große Dichter seinem Waverley durch die liebenswürdigsten Ausschmückungen die Sympathie der Lesewelt aufs reichlichste zuwandte, was leider der Biograph des Thomas

Reynolds für diesen nicht tun konnte, eben weil er keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schrieb. Ja, er beschrieb das Leben seines Helden mit einer so unerquicksamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichsten Tatsachen in einer so grellen Nacktheit, daß den Leser dabei manchmal eine fast schauerliche Mißstimmung anwandelt. Es ist der Sohn, welcher hier das treue Bild seines Vaters zeichnet, aber selbst die unschönen Züge desselben so sehr liebt, daß er sie durch keine erlogene Zutat idealisieren und somit dem ganzen Porträt seine teure Ähnlichkeit rauben will. Er besitzt eine so hohe Meinung von dem Charakter seines Vaters, daß er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Konsequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, nichts soll verheimlicht, nichts soll bemäntelt werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnisvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Tuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der Tat nicht mehr ein hartes Verdammnisurteil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete: denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volk lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vorteile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne solche Verschmelzung würden die Irländer eine sehr klägliche Rolle spielen in dem nächsten europäischen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beispiel Frankreichs, suchen die nachbarlichen und sprachverwandten Stämme sich zu vereinigen. Es bilden sich große kompakte Staatenmassen, und wenn einst diese kolossalen Kämpen miteinander in die Schranken treten, streitend um die Welthegemonie, dann wird der beste Patriot in Dublin keinen Augenblick

daran zweifeln, daß Thomas Reynolds seinem Lande einen großen Dienst leistete, als er die Pläne der Verschwörung, die Irland von England trennen wollten, verriet und mit seinem Zeugnis gegen sie auftrat. Zu dieser Stunde aber ist solche tolerante Beurteilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die protestantisch britische und die katholisch nationale, noch immer so grimmig und trotzig sich gegenüberstehen wie in den neunziger Jahren, ja wie seit Wilhelm von Oranien, der den sogenannten Orange-Men seinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaßt wird; während erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelms die freudigsten Toaste bringen, trinken letztere auf die Gesundheit der stetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müssen wir aber auf die Zukunft verweisen, um das, was Thomas Reynolds tat, notdürftig zu beschönigen, müssen wir, um sein Tun zu entschuldigen, unsere wärmsten Gefühle zurückdrängen, so können wir doch schon jetzt und mit freiem Herzen den schlimmsten Anklagen widersprechen, und wir sind davon überzeugt, daß die Motive seiner Tat keineswegs so häßlich waren wie seine Feinde glaubten, daß er zwar die Verschwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Personen der Verschwörer einen Verrat übte, am allerwenigsten an der Person des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie desselben unredlicherweise behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenscheinlichkeit bewiesen, daß kein Geldvorteil seinen Vater veranlaßt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegenteil wenig für ihn tat und ihn für die Verluste nur kärglich entschädigte. In dieser Beziehung schirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmsten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chichester, des Marquis Cambden und des Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung standen. Diese rühmen ihn wegen seiner Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwert, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese britischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmütig, als daß sie für einen bezahlten Verräter öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen solche sind sie noch wort-

karger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds der Sohn durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlußfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daß sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verriet, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daß er keineswegs an der Person der Verschwörer irgendeinen argen Verrat übte, und daß er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlaßt zu haben, im Gegenteil für die Rettung desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld aufs redlichste unterstützte. Die Lebensbeschreibung Fitzgeralds, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, scheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muß der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung seines Vaters mit den schärfsten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob seiner winzigen Gestalt zu nennen pflegt) bekommt hier sehr nachdrücklich die Rute, und es ist nicht zu verwundern, daß das Männchen, das auf die ganze Londoner Presse den größten Einfluß übt, alle seine Mittel in Bewegung setzte, um das Reynoldssche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantischen Nimbus entkleidet, aber er erscheint deshalb nicht minder heroisch, besonders bei seiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mitteilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Hrn. Sirr und dem Hrn. Swann; ersterer ist noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Hr. Edward Cooke, damaliger Unterstaatssekretär, den Hrn. Charles Sirr, Bürgermeister (town-mayor), einen wackern, tätigen und verständigen Beamten, zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr abends nach dem Hause eines gewissen Nicolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord

Edward Fitzgerald, den er arretieren solle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Hr. Sirr traf schon denselben Abend hierzu die notwendigen Anstalten, und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Hrn. Swann und einem gewissen Hrn. Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte und deren Mithilfe er in Anspruch nahm. Hr. Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche letztern mit großem Haß gegen Hrn. Ryan erfüllten. Hr. Sirr besorgte 9 Mann von der Londonderry-Miliz, sämtlich wohluniformiert. Hr. Stirling, jetzt Konsul zu Genua, und Dr. Bankhead, beide Offiziere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging, und der Staatssekretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht dorthin zu gehen so sicher unterrichtet war, daß er schon des Nachmittags dem Hrn. Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edwards Ankunft.

Die HH. Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Mietkutschen nach dem Hause des Murphy; Hr. Sirr sorgte auch dafür, daß eine starke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wußte Hr. Sirr seine neun Mann so aufzustellen, daß sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hintertüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Hr. Swann und Hr. Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoß nur Komptoirstuben und Warenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgendeines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Tür eines Schlafzimmers, welche weder verschlossen noch verriegelt war: in diesem Zimmer endlich stand Murphy am Fenster der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu lesen

schien, und auf dem Bett lag Lord Edward Fitzgerald halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Kästchen mit Taschenpistolen; Hr. Swann eilte gleich darauf zu und, sich zwischen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: ‚Lord Edward Fitzgerald, Ihr seid mein Gefangener, denn wir kommen mit starkem Geleit und jeder Widerstand ist nutzlos!‘ Lord Edward sprang empor, und mit einem zweischneidigen Dolch, welchen er irgend neben sich verborgen gehalten, stach er nach der Brust des Hrn. Swann; dieser wollte mit der Hand den Stich abwehren, und sie ward durchstochen am Knöchel des Zeigefingers dergestalt, daß die Hand im buchstäblichen Sinn einen Augenblick an seiner Brust festgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite seiner Brust und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorschein. Hr. Ryan stürzte jetzt herbei, feuerte ein Pistol auf Lord Edward ab und schoß fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: ‚Ryan, du Elender!‘ (‚Ryan, you villain!‘) und indem er den Dolch, dessen Griff er noch immer in Händen hielt, aus Hrn. Swanns Brust herausriß, stach er damit Hrn. Ryan in die Herzgrube und, die Waffe wieder zurückziehend, schlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die HH. Swann und Ryan hatten beide Lord Edward um den Leib gefaßt, und da derselbe noch unverwundet, suchte er durch die Türe zu entkommen, wo Hr. Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden stürzte, aber Hr. Swann hielt ihn noch fest. Im Vorzimmer neben der Tür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Diese Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Not die Flucht zu fördern, und auf diesem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Hr. Swann, welcher sich mit seinem ganzen Gewicht an ihm festhing, hinderte ihn die Leiter zu ersteigen, und um sich von dieser Last zu befreien, erhub er eben seinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs neue durchstoßen. Alles dies ereignete sich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaserne angelangt, und nachdem Hr. Sirr dasselbe gehörig postiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er schießen hörte, und mit einem Pistol in der Hand erreichte er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Hrn. Swann den

Gnadenstoß zu geben; er schoß also ohne sich lange zu bedenken und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was tat unterdessen Murphy, der Hauswirt, ein Mann in der Blüte seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich jedem einleuchten muß, daß er durch die geringste Hilfleistung seinen Gast von Hrn. Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine 30 Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis 14 Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, daß zwei Mietkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, daß in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Tür und Tor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben und keine Seele sich dort befand außer dem Eigentümer. Der geringste Wink konnte die Flucht sichern, ehe Hr. Swann die Treppe erstiegen, ebenso die geringste Hilfleistung, nachdem schon der Angriff stattfand. Vielleicht war alles dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie sie meinem Vater erzählt worden von den HH. Sirr und Swann; erstern sprach er schon den andern Morgen, den 20., letztern erst nach seiner Genesung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edwards Wunde verbunden, ward er sorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Brust gedrungen und der Brand erfolgte, starb er am 4. Junius. Hrn. Ryans Wunde ließ keinen Augenblick seine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen.“

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die interessantesten Mitteilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der irischen Verschwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle spielte und ein ebenso unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Mensch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Gesandte der Verschworenen bei den französischen Republikanern. Sein Tagebuch, welches sein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über seinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der französischen Revolution. Nach Irland

kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buch umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermut das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzuteilen:

„Als der Marquis v. Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generalleutnant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der General Humbert (welcher die Franzosen kommandierte) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldschlangen, aber statt der gewöhnlichen Heerstraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem starken Korps stationierte, schlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Posten aufgestellt war, und um 7 Uhr morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Castlebar und fand dort vor der Stadt die königlich englischen Truppen postiert in der vorteilhaftesten Position. Alles war vereinigt, was diesen letztern einen leichten Sieg zu versprechen schien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlversorgt mit Artillerie und Munition; sie waren frisch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann bestand, nur zwei Feldschlangen besaß und durch einen mühsamen und höchst beschwerlichen Bergmarsch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, tat im Anfang den Franzosen sehr viel Schaden und hielt sie einige Zeit zurück; aber diese, als sie sahen, daß sie nicht lange widerstehen könn-

ten, wenn sie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, teilten sich in kleine Kolonnen und drangen mit so ungestümem Mut vorwärts, daß in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von panischem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerster Verwirrung flohen sie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Castlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo sie in der Nacht anlangten, glaubten sie sich noch nicht hinlänglich geborgen, sie verweilten nur so lange, als notwendig war, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und setzten ihre schmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daß sie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verlust der königlichen Armee bestand in 53 Toten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke schweren Geschützes und vier Feldschlangen. Wieviel die Franzosen verloren, ist nicht bekannt. Die französischen Truppen zogen ein in Castlebar, wo sie ungestört bis zum 4. Sept. blieben.“

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem schlechten Plan eingeleitet worden, mußte sie am Ende erfolglos scheitern. Wolf Tone, welcher bei dieser Gelegenheit den Engländern in die Hände fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strang verurteilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daß man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Offizierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurteil gegen das Hängen, aber ich muß bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das eng-

lische Militär in Irland zuschulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirtschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte mich das Schicksal einer schönen Harfe, welche die Engländer mit besonderm Grimm in Stücken schlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands! Auch die blutige Roheit der Aufrührer schildert der Verfasser mit Unparteilichkeit, und folgende Beschreibung ihrer Kriegsweise trägt das Gepräge der abscheulichsten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Insurgenten charakterisierte ganz diese Leute. Sie postierten sich immer auf Anhöhen, die besonders emporragten, und das nannten sie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder sonstiges Gehäuse diente als Obdach für die Anführer; die übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber nebeneinander ohne Unterschied, gehüllt in Lumpen oder Bettücher, die meisten ohne andere Nachtbedeckung als das, was sie am Tage auf dem Leibe trugen. Diese Lebensart ward begünstigt von einem ununterbrochen schönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich ist. Auch betrachteten sie diesen Umstand als eine besondere Gunst der Vorsehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe sie Meister geworden von ganz Irland. In diesen Lagern, wie man sich leicht denken kann, unter solchen Haufen von rohen, aufruhrsüchtigen Menschen herrschte die schrecklichste Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Mißstand zu sichern, ward es gebräuchlich, daß man um zu schlafen sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe: das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, jeder riß dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platz, wo man das Tier getötet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, in-

dem sie das Buch in der Mitte aufgeschlagen auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzugreifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da jeder fürchtete, daß ihn die andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzugs, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deshalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo keiner auf den Stand seiner Genossen genau achthaben konnte und immer besorgen mußte, daß sie plötzlich, ehe er sich dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen derer zurückließen, die nie Pardon gaben; keiner traute dem andern. Es läßt sich behaupten, daß diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zuschulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackees und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wütende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, daß irgendwo ein Weib von den Rebellen mißhandelt worden wäre. Ich fürchte, wir können ihren Gegnern kein ebenso rühmliches Zeugnis erteilen."

Diese Schilderung der Kriegsführung bei den irischen Insurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mitteilen will. Zunächst bemerke ich, daß Bücher bei einem Volksaufstand sehr brauchbar sein können, nämlich als Pferdesättel, woran unsere revolutionären Tatmänner gewiß noch nicht dachten, denn sie würden sonst auf alles Bücherschreiben nicht so ungehalten sein. Und dann bemerke ich, daß Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den kürzern ziehen und dieser seine Herrschaft über Irland nicht so leicht einbüßen wird. Ist etwa der Irländer minder tapfer als der Engländer? Nein, vielleicht hat er sogar noch mehr persön-

lichen Mut. Aber bei jenem ist das Gefühl des Individualismus so vorherrschend, daß er, der einzeln so tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverlässig ist in jeder Assoziation, wo er seinem Nebenmann vertrauen und sich einem Gesamtwillen unterordnen soll. Solcher Geist des Individualismus ist vielleicht ein Charakterzug jenes keltischen Stammes, der den Kern des irischen Volks bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieselbe Erscheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in seiner französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer konstituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disziplinierbarer und ficht und denkt besser in Reih und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit als der keltische Stamm. Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des keltischen, wird immer etwas Vortreffliches zutage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges organisches Ganze bilden.

5. Hamburg.

Paris, 20. Mai [1842].

In diesem Augenblick freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Zentralisation ihrer Kräfte zu gelangen und somit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewußtsein des Weltbürgertums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunderts proklamiert worden und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig zur Herrschaft gelangen muß. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, das beurkundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menschheit hat da einen großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Be-

griffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklassen erfaßte, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, daß die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und daß bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eignen Hause ein schmerzliches Schrecknis erlebten, die rührendste Sympathie hervorgerufen, so mußte die Teilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildtätigen Eifer auszeichneten, muß Hr. James v. Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist.

Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutthaufen! Am meisten beklage ich den Verlust jenes Petriturmes — er war über die Kleinlichkeit seiner Umgebung so erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut sein mit neuen gradlinigen Häusern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg sein, mein altes, schiefwinklichtes, schlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuster wohnte und wo ich Austern aß, bei Unbescheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korrespondent“ meldet zwar, daß der Dreckwall sich bald wie ein Phönix aus der Asche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr sein! Und das Rathaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiserbildern, die, aus Hamburger Rauchfleisch gemeißelt, die Fassade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majestätisches Ansehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an diesen alten Perücken ein weniges zu zupfen. Im Gegenteil, ich möchte bei dieser Gelegenheit vielmehr bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für

gesellschaftlichen Fortschritt. Das Volk stand hier immer tiefer als seine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendsten Bildung und Vernünftigkeit. Aber es steht zu hoffen, daß der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bißchen erleuchtet haben wird und die ganze Hamburgische Bevölkerung jetzt einsieht, daß der Zeitgeist, der ihr im Unglück seine Wohltat angedeihen ließ, späterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämersinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen wird gewiß jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beste von der Zukunft erwarten; der Himmel schickt nicht umsonst die großen Prüfungen.

6. Musikbrief.

[Paris, Dezember 1846.]

Die „Due Foskaris" von Verdi werden in der italienischen Oper mit großem Beifall gegeben. Ob sie ein Meisterstück sind, will ich dahingestellt sein lassen, aber es lebt in ihnen (ein neues Element) ein frischer Lebensatem, und auch die Faktur ist Original. In Ermanglung des Guten befriedigt sich das Publikum an dem Neuen. Verdi ist jetzt der Mann des Tages in der musikalischen Welt, seitdem Rossini und Donizetti bei lebendigem Leibe für die Musik tot sind und Meyerbeer ebenfalls schon das fatale hippokratische Zeichen im Antlitz trägt. In der Gunst des hiesigen Publikums hat der letztere jedenfalls schon aufgehört zu leben. Wie gern wir es auch länger verschwiegen, so müssen wir doch endlich gestehen, daß der Meyerbeersche Ruhm, diese ebenso künstliche wie kostspielige Maschine, in Stockung geraten. Ist in dem feinen Getriebe irgendeine Schraube oder ein Stiftchen losgegangen? Ein wahrer uneigennütziger Enthusiasmus herrschte hier nie für den großen Maestro, der sein Publikum nur zu amüsieren wußte. Dieses Amüsement hat aber aufgehört, seitdem durch das beständige Ableiern des „Robert le diable" und der „Hugenotten" auch der großen Menge ganz einleuchtend wurde, wie und auf welche Weise sein Opernkomponist komponiert, durch welche banale Rechenkünste er seine Effekte hervorbringt, und wie dürftig und prosaisch zuletzt diese ganze musikalische Rouerie. Indem das Publikum solchermaßen einen tiefern Blick getan in die Werk-

stätte des Meyerbeerschen Geistes, dürfte es sich durch ein neues Fabrikat desselben schwerlich überraschen, also auch nicht amüsieren lassen, und wir müssen dem „Propheten", wenn er endlich angeritten käme, ein sehr trauriges Hosianna prophezeien. Wie wir hören, wird Meyerbeer, nachdem er in den Hauptstädten Deutschlands seine Lorbeeren einkassiert, sich auch nach der Metropole von Großbritannien und von da nach Amerika begeben. Hier in Paris ist er eine aufgelöste Scharade, und es ist sehr gescheit, daß er Ovationen sucht an Orten, wo man ihn noch nicht erraten hat. Die hiesigen musikalischen Blätter wollen mit Bestimmtheit wissen, daß Jenny Lind hierher käme, um in der Académie royale de Musique eine Reihe Gastrollen zu geben. Wir können aus guter Quelle berichtigen, daß die gefeierte Sängerin nur als Durchreisende Paris besuchen dürfte. Sie begibt sich nämlich zum Frühjahr nach London, wo sie für das „Theater der Königin" engagiert worden und zwar auf besonderen Wunsch der hohen Patronin dieses Theaters, die zu Bonn bei dem Beethovenfeste die Lind gehört und bewundert hat. Wie sehr die Königin von England, ganz nach enthusiastischer Frauenart, sich für ihr Theater interessiert, beweist der Umstand, daß eine neugebildete italienische Operngesellschaft, die sich in Coventgarden aufgetan, vergebens alle möglichen Demarschen gemacht, sich Victoria- und Albert-Theater nennen zu dürfen, und nicht einmal erlangen konnte, daß die Königin für die Saison eine Loge nahm. Mit dieser Coventgarden-Gesellschaft sieht es übrigens sehr kläglich aus. Vor einigen Wochen debattierte man noch über den Plan, worauf das Lokal, wo gespielt werden soll, zu erbauen sei, da die alte Baracke vom Coventgarden-Theater niedergerissen. Eine spezielle Erlaubnis konnte die Gesellschaft nicht erlangen, und sie versucht auf das vorjährige Patent zu spielen, welches Karl II. für Coventgarden und Druriläne bewilligt. In der Pariser musikalischen Welt interessieren die Fatalitäten dieses neuen Londoner Theaters aus dem besonderen Grunde, weil eine Konspiration der ersten Sängerinnen der hiesigen italienischen Oper gegen den Direktor des englischen Theaters der Königin jenes Oppositionstheater ins Leben gerufen hat und man begierig ist zu sehen, wieviel italienische Komödiantenkabale vermag gegen britische Standhaftigkeit. Die fashionable Welt von London, die immer dem Beispiel des Hofs und der Königin

folgt, gibt wohl den Ausschlag, und die liebenswürdigen Konspiratricen sollen schon in diesem Augenblick ihren Abfall von Lumley sehr stark bereuen. Letzterer hat hier und in Italien ein Personal zusammengeworben, wie es noch nie in der Welt seinesgleichen gehabt. Engagiert sind unter andern Fraschini und Gardoni. Der große Lablache ist ihm treu geblieben. Alle Illustrationen des Tanzes werden hier wieder auf dem Theater der Königin vereinigt zu sehen sein, und man sagt, daß der große Lumley hier ein Ballett aufführen läßt, das hier von Heinrich Heine (dem großen Meister in phantastischen Konzeptionen) für ihn geschrieben worden. Verdi komponierte für dasselbe Theater eine neue Oper — das Sujet sind Schillers Räuber, und wir werden bald Carlo Moor in der Sprache Rinaldinis trillern hören.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

Geschrieben zu Paris den 22. April 1844.

Was ist der Grund, warum von den Deutschen, die nach Frankreich herübergekommen, so viele in Wahnsinn verfallen? Die meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; viele auch denen ein Funken von Bewußtsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen und gebärden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen; die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Übel leiden, ist sehr groß, und man möchte fast behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur ein närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vater

land verließ, um in der Fremde „die harten Treppen" auf und ab zu steigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Tränen zu feuchten? Man muß jedoch beileibe nicht glauben, als seien es exzentrische Sturm- und Drangnaturen oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüter, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswertesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens ebenso rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, daß wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Kultus des Judentums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medizin zu studieren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner schmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Diejenigen, welche den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Ähnlichkeit, welche die Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen darboten, der sonderbarerweise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hätten sich die Chronologie und die Tugend nicht allzubestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt, so könnten wir auf einen frivolen Gedanken geraten.

Aber dem Geiste nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmut, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde

Verachtung des Schlechten und eine unbeugsame, eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Altertums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden: es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geistesexkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israels, zu der Schädelstätte Jerusalems und zu dem kleinen Väterdialekt Palästinas, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er gibt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht bloß das Tun, nicht bloß die Tatsache der hinterlassenen Leistung, gibt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst, und gar besonders das unglückliche Streben, das gescheiterte, fruchtlose, aber großmütige Wollen.

Andere werden vielleicht das erstaunliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Wert. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organisch, sondern als tote Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er etwas schrieb, war es ein Mitleid anzusehen, wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die notdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Ma

nuskript ein ungeheuer großes Werk über Abyssinien, welches seine eigentliche Lebensarbeit zu sein scheint, da er sich schon zu Berlin mit Abyssinien beschäftigt hatte. Nach diesem Lande zogen ihn wohl zunächst die Untersuchungen über die Falaschas, einen jüdischen Stamm, der lange in den abyssinischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich sein Wissen sich über alle Weltgegenden verbreitete, so wußte Marcus doch am besten Bescheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils, und seine größte Freude war, den Bruce oder gar den Hasselquist auf Irrtümern zu ertappen. Ich machte ihn einst glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabischen und talmudischen Schriften alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieser Arbeit, die sich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyssinien sich rühmen, aus dem Stamme David entsprossen zu sein: sie leiten diese Abstammung von dem Besuch her, den ihre Ältermutter, die besagte Königin von Saba, dem weisen Salomon zu Jerusalem abgestattet. Wie ich aus besagter Kompilation ersah, ist diese Dame gewiß ebenso schön gewesen, wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat sie ein ähnliches Schicksal nach dem Tode, da es verliebte Rabbinen gibt, die sie durch kabbalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen; nur sind sie manchmal übel dran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daß sie, wo sie sich einmal hingesetzt, gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgendein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus: inwieweit dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergibt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Judentums" abdrucken ließ. Er behandelte nämlich die Beschneidung bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.

Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten

zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertesten Mitgliedern jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums" eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Walstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit dennoch treu blieb dem selbstgegebenen Worte, der großmütigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der Tat, hat er geschaffen und gewirkt, wo andere träumten und mutlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte, und obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins teilnahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegelscher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er

einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das tätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer Tat. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Tun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertesten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrertum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Tee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hingend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegelschen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinter-

lassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säu
bern oder gar zu modernem Gebrauche zurechtzuflicken. Gan
fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree
Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele de
Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrif
förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitssinnes
er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge di
Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witz
funken vortrefflich zündeten oder wenigstens herrlich leuchteten
Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweite
Teile des „Faust"):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt." —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis de
Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfall
in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießli
den Rücken. Mit Bekümmernis muß ich hier erwähnen, da
Gans, in bezug auf den erwähnten Verein für Kultur un
Wissenschaft des Judentums, nichts weniger als tugendha
handelte und sich die unverzeihlichste Felonie zuschulden kon
men ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er d
Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichte
übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daß der Kapitä
immer der letzte sei, der das Schiff verläßt, wenn dasselb
scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich i
moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gan
überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daß Gan
seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Teilnahme des Marcus an dem Verein fü
Kultur und Wissenschaft des Judentums als einen Umstand b
zeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als a
sein stupendes Wissen und seine sämtlichen gelehrten Arbeite
Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebunge
und Illusionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigs
Blütenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. De
halb mußte hier jenes Vereins ganz besonders Erwähnung g

schehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden, sondern auch die aller deistischen Sekten auf diesem Erdball umfassen müßte. Nur so viel will ich hier aussprechen, daß der esoterische Zweck jenes Vereins nichts anderes war, als eine Vermittelung des historischen Judentums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, daß sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen, zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien ähnliches versucht, mit mehr oder minderem Mißgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede und noch weniger von jener Emanzipation, die in unseren Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, daß man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist, als das blödsinnige Gift der Gegner. Da gibt es gemütliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, daß sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehova die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publikum haben und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emanzipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muß.

Ja, die Emanzipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Notwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den sozialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, daß der Staat ein organischer Körper ist, und daß derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, solange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja, der Staat mag

noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöten, sie müßten froh sein, daß es noch Juden auf der Welt gibt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, daß es noch ein Volk Gottes gibt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, das ist der Glauben eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist läßt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Zeremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emanzipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es gibt ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr."

Die vorstehenden Betrachtungen knüpfen sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigener Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie

ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmut hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa funfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen, und er erzählte mir, daß er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benutzen. Wie ich von andern hörte, war ein bißchen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Teil seines Gehalts zu überlassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiß im darbenden Elende verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmutiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, daß seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daß endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa funfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmütiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Kollaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, teurer guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ziselierte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen: er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hie eines Abends und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilde trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen beginnt. Er, der nie gesungen und in Wort und Ton immer di Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaf befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenste aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann sein

Manuskripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geiste an seinem Leichenbegängnis teilnehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Toten um Verzeihung bitte für den Fall, daß ich ihn etwa im Leben beleidigt — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, daß ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen sein, denn hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines ebenso guten Stiles befliſſen, so genieße ich die Genugtuung, daß ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte" die vorstehenden Blätter hier mitzuteilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfnis der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blütezeit deutscher Hoffnung, mag es jetzt in unsrer Heimat auch mit besagter Frage sehr rückgängig aussehen, und an manchen Orten soll sie sich wieder, wie man mir sagt, im

schmachvollsten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emanzipiert werden können, wenn auch die Emanzipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß sich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlassenen Schriften des seligen Marcus beschäftigen werde. Leider ist dieses jetzt unmöglich, da jener große Orientalist an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen; er ist nämlich seit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erst kürzlich dieses betrübsame Ereignis und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome sein leidendes Gesicht nie schonen wollte. Als ich das letztemal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu sehen, saß er vergraben in einem Wust von arabischen Manuskripten, und es war schmerzlich anzusehen, wie er seine kranken blassen Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abracadabra anstrengte. Er war Kustos in besagter Bibliothek, und er ist jetzt nicht mehr imstande, dieses kleine Amt zu verwalten. Hauptsächlich mit dem Ertrag seiner literarischen Arbeiten bestritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit ist wohl die härteste Heimsuchung, die einen deutschen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravste Seele, die gefunden werden mag; Munk ist uneigennützig bis zum Hochmut und bei all seinem reichen Wissen von einer rührenden Bescheidenheit. Er trägt gewiß sein Schicksal mit stoischer Fassung und religiöser Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte so viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zugrunde gehen, während der schwadronierende Hanswurst, der gewiß seine Augen niemals durch arabische Manuskripte trüben mochte, sich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und fast stinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löst nicht diese böse Frage. Im Gegenteil, dieses Buch ist das Hohelied der Skepsis, und es zischen und pfeifen darin die entsetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchivkommission, deren Präsident Esra war, jenes Buch

in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuten taten solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und daß man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muß, so muß er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl demjenigen, der gesund ist und keiner Medizin bedarf!

Briefe über Deutschland.

Erster Brief.

. . . . . .

. . . . . .

. . Sie, mein Herr, haben unlängst in der „Revue des deux mondes", bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeisterung auf die Verfasserin der „Corinna" hingewiesen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen hervorging; denn Sie haben zeigen wollen, wie sehr sie die heutigen Schriftstellerinnen, namentlich die Mères d'Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich teile in dieser Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo sie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Ansichten über Deutschland, seine Zustände und ihre Repräsen-

tanten, zu verbreiten. Nur in dieser Absicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël „De l'Allemagne" in einem eigenen Buche entgegen, welches denselben Titel führte. An dieses Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erster Ihnen gewidmet sein soll.

. . . . . .

. . . . . .

Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Auch andre machen diese bittere Erfahrung, und noch gestern erzählte mir ein Freund in dieser Beziehung eine furchtbare Geschichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutschen Maler gesprochen, der geheimnisvoll zu ihm sagte: „Sie haben Madame la Comtesse de ** in einem deutschen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie sind ein Mann des Todes, wenn es wieder geschieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres." Ist das nicht schrecklich? Klingt das nicht wie ein Schauder- und Nachtstück von Anna Radcliffe? Ist diese Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadassins stürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht physisch, doch gewiß moralisch. Wie kommt aber diese Dame zu einer solchen düstern Gewalt? Ist sie so schön, so reich, so vornehm, so tugendhaft, so talentvoll, daß sie einen so unbedingten Einfluß auf ihre Seiden ausübt und diese ihr blindlings gehorchen? Nein, diese Gaben der Natur und des Glücks besitzt sie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht sagen, daß sie häßlich sei; kein Weib ist häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, wenn die schöne Helena so ausgesehen hätte wie jene Dame, so wäre der ganze Trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch so vornehm ist sie nicht, und das Ei, woraus sie hervorgekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in bezug auf die Geburt kann sie nicht mit der Helena verglichen werden; sie ist in einem bürgerlichen Kaufmannshause zu Frankfurt entsprungen. Auch ihre Schätze sind nicht so groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither so schön spielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), sie von dort entführte; im Gegenteil, die Four-

iisseurs der Dame seufzen, sie soll ihr letztes Ratelier noch chuldig sein. Nur in bezug auf die Tugend mag sie der be- ühmten Madam Menelaus gleichgestellt werden.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Be- ierkung machen, daß die schönen lange nicht so gefährlich sind 5 ie die häßlichen. Denn jene sind gewohnt, daß man ihnen die our mache, letztere aber machen jedem Manne die Cour und ewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich ist ies in der Literatur der Fall. Ich muß hier zugleich er- ähnen, daß die französischen Schriftstellerinnen, die jetzt am 10 eisten hervorragen, alle sehr hübsch sind. Da ist George Sand, er Autor des Essai sur le développement du dogme catho- ique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louise Collet — uter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienlosigkeit er bas bleux zuschanden machen, und denen wir, wenn wir 15 re Schriften des Abends im Bette lesen, gern persönlich die eweise unseres Respekts darbringen möchten. Wie schön ist eorge Sand und wie wenig gefährlich, selbst für jene bösen atzen, die mit der einen Pfote sie gestreichelt und mit der ndern sie gekratzt, selbst für die Hunde, die sie am wütendsten 20 ibellen; hoch und milde schaut sie auf diese herab, wie der ond. Auch die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach ahrheit lechzt, kann man ungestraft verletzen; es steht jedem ei, eine Madonna von Raffael mit Kot zu bewerfen, sie wird h nicht wehren. Madame Merlin, die nicht bloß von ihren 25 einden, sondern sogar von ihren Freunden immer gut spricht, nn man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Hul- gungen, ist die Sprache der Roheit ihr fast fremd, und sie ht dich an verwundert. Die schöne Muse Delphine, wenn sie beleidigst, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt sich 30 einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagst du was Mißfälliges über Madame Collet, so ergreift sie ein üchenmesser und will es dir in den Leib stoßen. Das ist auch cht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comtesse **! Du st ein Kind des Todes. Vier Vermummte stürzen auf dich ein 35 vier souteneurs littéraires — Das ist die Tour de Nesle du wirst erstochen, erwürgt, ersäuft — den andern Morgen idet man deine Leiche in den Entrefilets der Presse.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht schön war nd dem großen Kaiser Napoleon sehr viel Böses zufügte. 40

Sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben, sondern sie suchte ihn auch durch nichtliterarische Mitte zu befehden, sie war einige Zeit die Seele diplomatischer In trigen, welche der Koalition gegen Napoleon vorangingen auch sie wußte ihrem Feinde einige Spadassins auf den Hal zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Cham pions der erwähnten Dame, sondern Könige. Napoleon unter lag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihren Buche „De l'Allemagne" und einigen hunderttausend Deut schen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihre Buches mitbrachte. . . . Seit der Zeit sind die Franzose Christen geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Da ginge mich am Ende nichts an, und ein Volk hat wohl da Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm be liebt, um so mehr, da es bisher das geistreichste und helden mütigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzt und ge kämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwa interessiert, denn als die Franzosen dem Satan und seine Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen al getreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. J so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuß durch das Recht der Eroberung. Nur mit Not, als es nic länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann z brechen, und seitdem lebe ich als Prussien liberé hier in Pari wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten B schäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Sta den Krieg zu machen.

Ich tat dieses in einer Reihe Artikel, welche ich bald dara als vollständiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagn herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl m dem Buche der berühmten Frau in eine literarische Rivalit treten zu wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihr geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dies Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war mei Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widersprech der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen M teilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankre unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geister l zauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrtümer und F schungen nicht ein und beschränkte mich, zunächst den Fra

zosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüter haben eingesehen, wie sehr ich recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umherschlichen und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es getan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Klasse bekannt war, und hierzulande tutzte man nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht atmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als daß ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verraten, der allen diesen Systemen zugrunde liegt, und der eben das Gegenteil ist von allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christentum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion ebenso aufs Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getötet und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint und noch immer wohlgemut umherfliegt. Wie viel Jahrhunderte die große Fliege, der Katholizismus, noch im Bauche hat (um wie Cousin zu reden), weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr von unserem armen Protestantismus, der, um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Konzessionen gemacht und dennoch sterben muß: es half ihm nichts, daß er seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch

Aderlässe alles sinnliche Blut auspumpte, daß er ihn gleichsam filtrierte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht — alles half nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf französisch fleuve de flamme) mokiert sich nicht wenig über diese Attribute des „Gott-Reiner-Geist", dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht bloß die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff „Gott" alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne" gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutschen Himmel und jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verschwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer sitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch später jeder erfahren mußte, und was damals so befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenseits des Rheines. Und in welchem fanatischen Tone manchmal werden die antireligiösen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstockter Deist sei. Ich muß gestehen, diese Musik gefällt mir nicht, aber sie erschreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter den Maëstro gestanden, als er sie komponierte, freilich in sehr undeutlichen und verschnörkelten Zeichen, damit nicht jeder sie entziffre — ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute aus Furcht, man verstände ihn. Er liebte mich sehr, denn er war sicher, daß ich ihn nicht verriet; ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmutig war über das Wort „Alles, was ist, ist vernünftig," lächelte er sonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: Alles, was vernünftig ist, muß sein." Er sah sich hastig um, beruhigte sich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später er-

verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christentum sei schon deshalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode etwas wußten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat! ....

Mit dem Umsturz der alten Glaubensdoktrinen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letztere halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren und es nachher nicht mehr der Mühe wert hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihre Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine ebenso natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen; diese gehen über von der Doktrin zur Tat, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: „Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne", wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervorgehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die Drachenzähne gesät wurden, aus welchen heute die geharnischten Männer emporwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich untereinander würgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erschienen, habe ich für

das Publikum nichts über Deutschland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillschweigen breche, so geschieht es weniger, um die Bedürfnisse des eignen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünschen meiner Freunde zu genügen. Diese sind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwissenheit, die in bezug auf deutsche Geistergeschichte hierzulande herrscht, eine Unwissenheit, die von unseren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich sage: von unseren Feinden, und verstehe darunter nicht jene armseligen Geschöpfe, die von Zeitungsbureau zu Zeitungsbureau hausieren gehen und rohe, absurde Verleumdungen feilbieten und einige sogenannte Patrioten als Allümeurs mit sich schleppen: diese Leute können auf die Länge nicht schaden, sie sind zu dumm, und sie werden es noch dahin bringen, daß die Franzosen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutschen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unsere wahrhaft gefährlichen Feinde sind jene Familiaren der europäischen Aristokratie, die unter allerlei Vermummungen, sogar in Weiberröcken, uns überall nachschleichen, um im Dunkeln unseren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reisen so unsicher und unbequem machen, glücklich entronnen sind, sollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, sollen wenigstens ihren Namen tagtäglich beschimpft und gekreuzigt sehen.....

. . . . . .

Vorwort zu Alexander Weills Novellen.

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekannt

chaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbständig eignes Urteil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens eine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in überprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zustatten kommt und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der Tat, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerrotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder besser gesagt dieses Naturell, bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs löblich tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ...

Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an einem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horaz

Vernet — sie werden davon fortgeschleift, durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter donischen Kosaken, wie auf dem Vernetschen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter ...

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich ... Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demut, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen ... Ich darf nicht aussagen, was ich geschaut ... Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüten und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten ... ich brauche wohl nicht zu sagen wem zu Gefallen.

In der Tat, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpaläsien sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Toter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung

werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris am Karfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Die Februarrevolution 1848.

Paris, 3. März. Ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüte entstand, einigermaßen zu dämpfen, summte ich zuweilen vor mich hin irgendeine heimatlich fromme Melodie, z. B. „Heil dir im Siegerkranz" oder „Üb du nur Treu und Redlichkeit" — vergebens. Der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt sich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel „die Juliusrevolution"? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluß ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich zufällig befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Not konnte man mich wieder nach

meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in einigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldentaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls wieder mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Mut: der Mensch ist seiner Natur nach eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Ouvriers gefochten haben, sollte uns eigentlich nur deshalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewußtsein entspringt und keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekommt, daß man hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Ebenso groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen ebenso uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern: ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigentum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkasten und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der Tat ertappte, war manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Mute, als sie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erschieße. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward vieles von der Volkswut, zumal im Palais-Royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen königlichen Palästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzu-

eignen. Ein Junge von 15 Jahren, der in unserm Hause wohnt und sich mitgeschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, daß die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipps, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken!

Paris, 10. März. Ludwig Philipp war leutselig und gutherzig. Grausamkeit, Blutvergießen war ihm zuwider, er war ein König des Friedens, der Ölzweig war sein Zepter; er war sozusagen ein persönlicher Feind des Krieges. Er besaß Kenntnisse in allen Fächern des Wissens, und die Aufklärung, Toleranz und Philanthropie des 18. Jahrhunderts war bei ihm in Geist und Gemüt übergegangen. Er war gesund. Nicht bloß die Kuhpocken, sondern auch die Revolution waren ihm frühzeitig inokuliert worden, und er war frei von jenem geheimen Erbgroll gegen das junge Frankreich, woran seine Vettern von der älteren Linie kränkelten. Er zeugte schöne, reine Kinder, ein blühendes Geschlecht. Er saß gut zu Pferde und zeigte in Gefahren, zumal wenn sie nur sein eigenes Leben bedrohten, den kaltblütigsten Mut; bei Hoffesten und im Zwiegespräch bewunderte man seine Liebenswürdigkeit, seine Huld und Anmut. Dieser Ludwig Philipp hatte alle bürgerlichen Tugenden und kein einziges adliges Laster, und er war keusch von Sitte wie ein schottischer Landpfarrer, genügsam in seinen Genüssen wie ein Beduine Arabiens, von unermüdlichem Fleiße wie ein Privatdozent in Göttingen, kurz, er hatte alle möglichen guten Eigenschaften — und dennoch haben ihn die Franzosen eines frühen Morgens vom Throne hinabgeschmissen, und dennoch haben sie ihn mit Schimpf und Schande zum Lande hinausgejagt. Als der unglückliche Monarch das Schiff bestieg, das ihn nach dem traurigen England brachte, sprach er die merkwürdigen Worte: „Mit mir wird das Königtum in Frankreich begraben, ich war der letzte König der Franzosen!" Ja, Ludwig Philipp war für dieses Volk der einzig mögliche König, und sogar ihn haben sie, nach

einem Versuch von 18 Jahren, nicht vertragen können. Die Franzosen sind der poetischen Livree des Royalismus, der scharlachgläubigen Romantik mit goldnen Tressen entwachsen, sie paßte ihnen nicht mehr am Leibe, sie platzte überall in den Nähten, und sie vertauschten dieselbe mit der republikanischen Bluse, die ihnen freilich zu weitbauschig ist, aber doch freiere Bewegung erlaubt. Sie haben jetzt die Republik, und es kommt wenig darauf an, ob sie dieselbe lieben oder nicht lieben. Sie haben sie jetzt, und wenn man einmal so etwas hat, so hat man es, wie man einen Leistenbruch hat, oder eine Frau, oder ein deutsches Vaterland, oder sonst ein Gebreste. Die Franzosen sind jetzt kondemniert, Republikaner zu sein, à perpétuité. Es blieb ihnen wahrhaftig keine andere Tracht übrig; sie konnten doch nicht ganz nackt gehen, und der Anstand erforderte schleunigste Bekleidung. Ein jeder sehe nun, wie er's treibe. Aufrichtig gestanden, wir haben uns hier schon leidlich in unser Schicksal gefunden, es ist uns zumute, als wären wir all unser Lebtag lauter Brutusse gewesen, und die jüngste Vergangenheit liegt hinter uns wie ein altes Ammenmärchen: — „es war einmal ein König". Werden die Machthaber jenseits des Rheines sich über das ungeheure Faktum ebenso gleichmütig beruhigen? Warum nicht? Herr de Lamartine hat in seinem Zirkular an die Vollmachtsträger im Auslande mit so schönen Worten die große Wahrheit ausgesprochen, daß Republik und Königtum zwei Regierungsformen sind, die getrost als gute Nachbaren nebeneinander bestehen können und keinen Todeskampf zu kämpfen haben wie ehemals.

Welch ein Prachtstück ist jenes Zirkular oder vielmehr jenes Manifest des Herrn de Lamartine! Welch ein heiliger und versöhnender Ernst weht in seinen Worten, die Wunden der Gegenwart kühlend und das Grauen vor der Zukunft fortbannend! Dieser Mann ist ein wahrhafter Prophet, er hat die Sprache und den Blick. Mit Erstaunen, mit Schwindeln sehen wir hinauf an die hohe Gestalt, die seit einem Jahre vor unseren Augen zu einer solchen Größe emporwuchs. Das war anfangs nur ein Dichter, zwar ersten Ranges, doch uns andere nicht sonderlich überragend. Ich wußte ihn wohl zu schätzen wegen seiner Vollendung in der Form und wegen der harmonischen Einheit seiner Gefühle und Gedanken (zwei Eigenschaften, die seinem Nebenbuhler Victor Hugo gänzlich fehlen und

doch notwendig sind, um unsterblich zu werden) — aber fatal war mir in den Dichtungen Lamartines jener Spiritualismus, jene sogenannte platonische Liebe, die schon in den Kanzonen und Sonetten seines Ahnherrn Petrarka mich unleidlich anwiderte, und die ich all mein Lebtag in Reim und Prosa befehdete. Erst als ich die politischen Reden Lamartines vernahm, jauchzte ihm meine wahlverwandte Gesinnung entgegen; hier gefiel mir seine bessere Ähnlichkeit mit Messer Francesco, der nicht bloß der Anbeter Lauras, sondern auch der Freund Rienzis war und für die ewige Sonne der Freiheit ebenso schwärmerisch glühte wie für die Augen, die sterblichen Sterne, der schönen Provençalin. Aber wie soll ich die Begeisterung schildern, die sich meiner bemächtigte, als „Die Girondisten" von de Lamartine erschienen, dieses Werk, dessen Popularität ans Fabelhafte streift; seit Thiers' Geschichte der Revolution und Eugen Sues Pariser Mysterien hat kein Buch hierzulande so großes Aufsehen erregt. Dieses Buch, das die edlen Märtyrer der Gironde feiert, ist gleichsam ihr prachtvoller Sarkophag, und derselbe ist, in antiker Weise, mit Basreliefs verziert, welche Bacchanalien vorstellen: wir sehen hier nämlich die abenteuerlichen Bacchantenzüge der französischen Revolution, thyrsusschwingende Korybanten der Freiheit und Gleichheit, terroristische Zimbalschläger und moderantistische Doppelflötenspieler, bocksfüßige Satyrgestalten bougrement patriotiques, Mänaden der Guillotine mit flatterndem Haar, von dem göttlichen Wahnsinn berauschte Scharen, in den unerhörtesten und unglaublichsten Posituren dahintaumelnd, und bei deren Anblick uns ebenfalls eine grauenhafte, zerstörungssüchtige Trunkenheit ergreift — Evoe Danton! Evoe Robespierre! Ja, einen bacchantischen Beifall gewann dieses Buch von Herrn de Lamartine. Es schien wahrhaftig, daß es dem Verfasser unmöglich sein würde, seinen Ruhm zu überbieten. Und es ist ihm dennoch gelungen, seit er nicht bloß Geschichtschreiber der Republik, sondern auch einer ihrer gefeiertesten Helden geworden, ihr jetziger Gonfaloniere mit dem dreifarbigen Banner, das er treu beschützte, als man ihm jene rote Blutfahne aufdringen wollte, vor welcher uns der Himmel noch lange bewahre.

Paris, 14. März. Der ehrenwerte Landsmann, dem ich gewöhnlich meine Briefe diktiere, und der mich auch deswegen seinen Diktator nennt, läßt mich seit einigen Tagen in Stich, und ich muß undeutscher als je die Vermittlung einer französischen Feder benutzen. Halten Sie es nun der Mühe wert, meine heutigen Mitteilungen in die heimische Mundart zu übertragen, so unterdrücken Sie gefälligst alle jene Schnörkeleien und Verbrämungen, welche noch an die aristokratische Rokokozeit des deutschen Schrifttums erinnern. Die Herrschaft der Schönschreiberei hat ein Ende wie so manche andre; auch die deutsche Schreibkunst wird emanzipiert, sie wird jedenfalls keine Kunst mehr sein. Der Frondienst des Periodenbaus muß abgeschafft und die Zuchtrute der Grammatik, womit Schultyrannen uns schon frühzeitig peinigen, muß gebrochen werden. In einer Republik braucht kein Bürger besser zu schreiben wie der andre. Nicht bloß die Freiheit der Presse, sondern auch die Gleichheit des Stils muß dekretiert werden von einer wahrhaft demokratischen Regierung. Hatte unser vortrefflicher Hyppolit Carnot etwas derart im Sinne, als er sein famoses Zirkular an die Schulrektoren erließ?

Doch Scherz beiseite. Carnot ist ein zu teurer Name und ein zu edles, von der Freiheit begeistertes Gemüt, als daß wir ihm nicht einige exagerierte Ausdrücke verzeihen sollten, die bei den zahmen Gründlingen des Marais Mißfallen erregt, aber von einer gewissen uneigennützigen Berg-Höhe betrachtet, dennoch nicht unzeitgemäß sein mögen. Der Gedanke jenes angefochtenen Rundschreibens ist von tiefster Wahrheit: Die Revolution bedarf neuer Männer, und man muß diese aus den untersten Schichten des gesellschaftlichen Bodens hervorgraben. Die alten Besen, die den alten Unrat fortkehrten, sind abgestumpft, wo nicht gar ebenfalls zu Kehricht geworden, und sie müssen ebenfalls fortgefegt werden. Neue Zeiten, neue Besen! —

Unser Fasching war sehr traurig.

Paris, 22. März. Ja, das ist unglaublich! Das übersteigt die hitzigsten Phantasiegeburten eines arabischen Improvisators, alle Fabelspiele müßiger Gehirne, alle Märchen von „Tausendundeiner Nacht"! Scheherezade wagte in ihren Erzählungen manche allzu kecke Abenteuerlichkeit, manche allzu wunderliche Sprünge, und der schlaftrunkene Sultan ließ sich

die grellsten Verletzungen der Wahrscheinlichkeit ganz ruhig gefallen; — hätte jedoch die erfindungsreiche Dame sich unterstanden, die Vorgänge der letzten drei Wochen, unsere jüngsten Tagesbegebenheiten, ganz treu zu erzählen, so wäre der Sultan Schariar gewiß vor Ungeduld aus dem Bette gesprungen, und er würde ausgerufen haben: „Die Geschichte von den verwünschten Fischen, die in der Bratpfanne wie Menschen reden, war schon keineswegs glaubwürdig und sündigte bereits gegen alle herkömmlichen Vernunftbegriffe, aber nimmermehr lasse ich mir etwas aufbinden, das so unerhört ist wie das Februarmärchen von Paris oder gar die unmöglichen, von übelgesinnten Tollhäuslern ausgeheckten Zauber-Revolutionen, die an den stillen Ufern der Donau und der Spree stattgefunden haben sollen! Dummes Weib! Dumme Geschichten!" In der Tat, die Wahrheit hat sich des Gewandes der Wahrscheinlichkeit ganz entledigt. Credo quia absurdum est, wird jetzt ein richtiger Wahlspruch. — Aber nicht bloß die Welt ist aus ihren Angeln gerissen, auch der Verstand der einzelnen Individuen. Die Hirnkasten bersten, weil auf einmal so viel Neuigkeiten, vielleicht auch neue Gedanken hineindrängen. — So plötzlich ist das alles gekommen! Doch wie ist das gekommen? Werden die Angelegenheiten dieser Welt wirklich gelenkt von einem vernünftigen Gedanken, von der denkenden Vernunft? Oder regiert sie nur ein lachender Gamin, der Gott-Zufall? Es läßt sich wohl hübsch durchführen, daß der Sieg der Republik eine logische Notwendigkeit war, daß sie unabweisbar siegen mußte wie ein konsequenter Vernunft-Schluß. Aber es läßt sich noch viel leichter dartun, daß der Termin ihres Sieges von dem Zufall sehr abgekürzt ward, und daß sie vielleicht noch ein Jahrhundertlein sich mit Wartegeld begnügt haben müßte, wenn einige Blusenmänner nicht den Nationalgardisten den Vorsprung abgewonnen hätten um einige Minuten, als in der Deputiertenkammer die bekannte Entwicklungsszene stattfand. Behauptete man einst mit Recht, daß in der Juliusrevolution Ludwig Philipp die Herrschaft eskamotiert habe, so kann man dieses mit gleichem Fug von der Republik behaupten. Doch darum sollten ehrliche Leute nicht auch einmal ihr prestidigitatorisches Talent erproben — um so mehr, da sie zum Benefiz der Notleidenden ihre Kunststücke verrichteten. Die Wahl der provisorischen Regierung war jedenfalls ein Werk des Zufalls.

Für Frankreichs Heil ist aber diese Wahl sehr gut ausgefallen. Das Volk, das große Waisenkind, hat dieses Mal sehr gute Nummern aus dem Glückstopfe gezogen. Lauter Treffer! Welch ein schöner Verein von wackern und begabten Männern, alle durchglüht von weltbürgerlicher Menschenliebe! Tapfere Paladine des Friedens, wahre Ritter der Humanität, eine Tafelrunde, als deren lorbeergekröntes Haupt Herr de Lamartine zu betrachten ist. Gibt es schönere Heldennamen als die eines Arago, Carnot, Cremieux, Louis Blanc, Marast, Dupont de l'Eure usw.! Aber dennoch — und diese Bemerkung drang sich mir auf im ersten Augenblicke — sind diese Namen etwas seltsam zusammengewürfelt, es fehlt ihnen eine innere Wahlverwandtschaft, und dieser Mangel an Homogenität war für mich das sicherste Merkmal, daß die provisorische Regierung der Republik nicht die Kreatur einer besonderen Faktion war, die für den Siegesfall ihre Auserwählten in Bereitschaft gehalten hätte, wie dergleichen zu geschehen pflegt. Nein, jene Männer hat wahrhaftig das Bedürfnis und die Erleuchtung des Augenblicks aufs Schild gehoben. Wer aber war das Organ einer solchen Kundgabe des Gesamtwillens und der tausendköpfigen Volksintelligenz? Das war ein junger Mann, namens Hetzel, seines Zeichens ein Buchhändler, aber ein Enthusiast für die Freiheit, schlank, blondbärtig und geistreich. Dieser befand sich unter dem in die Deputiertenkammer eindringenden Volke, und inspiriert, er wußte selbst nicht wie, schrieb er hastig auf einen Zettel die Namen, die ihm im Kopfe oder im Herzen laut wurden — und das war die Liste der Mitglieder der provisorischen Regierung, die auf der Spitze eines Bajonetts dem Redner auf der Tribüne, Herrn Cremieux, hingereicht und von diesem unter stürmischem Beifallruf vorgelesen wurde. Ganz Paris stimmte später mit ein in diese Akklamation, und wie großartig seitdem durch Deputationen von Hunderttausenden freier Bürger das Ansehen der provisorischen Regierung sanktioniert worden, davon haben die jüngsten Zeitungsblätter hinlänglich Kunde gegeben.

Aus einer Denkschrift über Heines Verhältnis zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Der alte Baron Cotta mit seiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schillers und Goethes zu sein, und er teilte mit diesen beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu sein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienste der Nachbarvölker bewenden ließ, sondern auch für die Interessen der eigenen Landsleute rastlos tätig war. Durch seine kolossalen Geldmittel, durch seine Bekanntschaft mit den besten deutschen Schriftstellern, hauptsächlich durch diplomatische Verhältnisse, die ihn mit den bedeutendsten Staatsmännern in allen Weltgegenden in Verbindung setzten, ward es ihm möglich, die „Allgemeine Zeitung" zum höchsten Flor zu bringen. Auch war sie sein Stolz und seine Freude, der Gelderwerb ward Nebensache. Die „Allgemeine Zeitung" war er selbst, und wer den alten Cotta liebte, mußte am Ende auch das Blatt lieben, das eine Inkarnation des alten Herrn war und in welchem er, nach seinem leiblichen Hinscheiden, geistig fortlebte.

Diesem Zauber gehorchte auch das Gemüt des Schreibers dieser Blätter, der seine Freundschaft für den alten Baron auch auf sein Lieblingswerk übertrug, und dieses Gefühl trug viel dazu bei, daß ich so lange Zeit bei der „Allgemeinen Zeitung" aushielt. Durch diese blieb ich zugleich in Verbindung mit dem Vaterland selbst und mit den lieben Freunden und Gesinnungsgenossen, die ebenfalls an der „Allgemeinen Zeitung" arbeiteten, und wovon mehrere sogar in Augsburg lebten — in der Tat, im Exil gewährt selbst eine solche gedruckte Korrespondenz ein wehmütiges Labsal, und es war mir, als korrespondierte ich nach Hause, an die Familie. Die Freunde sind seitdem dahingestorben, und das Journal nahm allmählich eine Farbe an, die mir nicht gefällt, obgleich der jetzige Baron Cotta, Eigentümer des Journals, den Traditionen seines Vaters eben nicht untreu geworden zu sein scheint. Ich weiß nicht, welche Einflüsse seiner besseren Einsicht entgegenwirken. Bei seiner Oberlenkung des Journals verfügt er nicht bloß über große pekuniäre, sondern auch über große intellektuelle Mittel, obgleich er sie aus Bescheidenheit nicht zur

Schau stellt. In dem jüngsten Briefe, womit er mich beehrte, fand ich die rührenden Worte: „Ich erbte nicht den Geist meines Vaters, aber ich glaube, sein Herz habe ich geerbt." Um solches zu sagen, muß man wirklich Geist besitzen.

Ein sonderbares Ereignis drängte mich heute bei Besprechung der „Allgemeinen Zeitung" auch zu erwähnen, wie sehr ich den edlen Charakter des Herrn von Cotta hochschätze, der mir bis zur jüngsten Zeit bewiesen hat, daß er auch einiges von der Sympathie geerbt hat, womit mich sein seliger Vater beehrte. Öffentliche Blätter verbreiteten nämlich die Nachricht, als sei ich sowohl ob einer persönlichen Verunglimpfung als auch ob Verletzung meiner Geldinteressen im Begriff, die „Allgemeine Zeitung" mit einer gerichtlichen Klage zu behelligen. Es ist, wie sich von selbst versteht, kein wahres Wort daran. Dieses falsche Gerücht verdankt aber seine Entstehung einem Ereignisse, welches leider nicht erfunden ist. Nämlich in derselben Augsburger „Allgemeinen Zeitung", woran ich seit 25 Jahren Mitarbeiter war und die mich mit so liebreichem Eifer gegen Lüge und Schmähsucht verteidigt, ja in dieser „Allgemeinen Zeitung" ward eine Büberei gegen mich verübt, die unerhört in den Annalen der Schriftwelt: unter dem Vorwand, einen Artikel von mir in der „Revue des Deux-Mondes" so schnell als möglich dem deutschen Vaterlande mitzuteilen, ward dieser Artikel „Les aveux d'un poète", der zu gleicher Zeit bei meinem Buchhändler Campe in Hamburg deutsch erschien, dennoch aus der französischen Version in das miserabelste und zugleich perfideste Deutsch übersetzt und mit den rohesten und gemeinsten Zutaten begleitet.

Da diese Schmähungen nur bekannte Themata enthielten, welche die sogenannte nationale Partei, oder vielmehr die mauvaise queue der alten Teutomanen und Gallophoben bereits seit Jahren in allen Tonarten gegen mich gegeifert, so berührten sie mich sehr wenig. Ich kenne sie bis jetzt auch nur durch Berichterstattung — und ich weiß, daß sie alles Maß überschimpften und nur Ekel hervorgebracht haben. Nur der Umstand, daß die „Allgemeine Zeitung" sich zu einer solchen Publikation hergab, setzte mich in ein betrübsames Erstaunen.

Als ich dem Fürsten Pückler-Muskau meine Widmungsepistel zur „Lutezia" sandte und einen Brief desselben beantwortete, worin er mit Entrüstung sein Befremden über

„das Pasquill" der „Allgemeinen Zeitung" aussprach, gestand ich dem Fürsten, daß ich das Verfahren der Redaktion nicht begreifen könne, um so mehr, da meine Seele den Dr. Kolb auch von der entferntesten Mitwissenschaft freisprechen muß. Um mir aus der besten Quelle eine authentische Auskunft zu verschaffen, schrieb der Fürst einen Brief an den Baron Cotta nach Stuttgart, worin er den erwähnten Schmähartikel und seinen Verfasser und dessen Gemeinheit in seiner superioren witzigen Weise stigmatisiert und mit den Worten schließt: „Ich denke, Euer Hochwohlgeboren müssen, sich wie ich unwillkürlich der Fabel des kranken Löwen erinnernd, erstaunt gewesen sein, daß jener ihm den letzten Streich versetzende Esel, statt aus einem Augiasstalle, Ihnen unbewußt aus Ihrem eignen Palast entsprungen sei."

In seiner Antwort, datiert vom 28. Dezember vorigen Jahres, bekundete der Baron Cotta, daß er in der Tat auch das Herz seines Vaters geerbt hat, und unumwunden desavouierte er den Mißbrauch, den ein Interim-Redakteur von seiner kurzen Macht ausgeübt.

Ich habe jener Differenz mit der „Allgemeinen Zeitung" erwähnen müssen, damit man wisse, wie wenig einigen harten Äußerungen über dieselbe in der „Lutezia" eine wirkliche Animosität zugrunde gelegen hat. Das bedauerliche Ereignis hatte mich freilich im ersten Augenblicke verstimmt, aber ich genese leicht von solcher Mißempfindung. Ich lache zuletzt über mich selbst.

Eine Stelle aus einer verschollenen englischen Komödie von Farquhar schoß mir selbstverhöhnend durch den Sinn. Die Szene spielt in einem ziemlich unanständigen Etablissement, und ein alter irländischer Major beklagt sich hier, daß man ihm, der seit einem Vierteljahrhundert Stammgast und Zierde des Hauses gewesen, am Ende ein sehr zweideutiges Geschirr an den Kopf geschmissen habe! Die Wirtin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, daß die Metze, die sich eines solchen Mangels an Anstand schuldig gemacht, schmählich fortgejagt werden solle, und ein hoher Geist, wie er, nicht von einer so niedrigen Person beleidigt werden könnte. Der Major brümmelt jedoch, das sei alles sehr wahr, aber seine Perücke sei von dem unreinlichen Ereignisse acht Tage lang sehr übelriechend gewesen.

Offenes Sendschreiben an Jakob Venedey.

Wahrhaftig, als Balaam, der Sohn Boers, sah, daß sein Esel den Mund auftat und sprach, war er gewiß nicht so bestürzt, wie ich es gewesen bin, als ich sah, wie mein guter Venedey so ganz aus der Haut gefahren, daß er plötzlich zum Dichter geworden und Verse machte! Und welche!

Entsetzlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
Das ist der Esel in seinem Wahn,

wenn er ruft: auch ich bin ein Poet, und sein versifiziertes I-a ausstößt.

Nein, Liebster, diese Poesie ist nicht auszuhalten; selbst ein minder zivilisierter Magen würde seekrank davon werden; selbst ein plattnasiger Russe würde den Geruch dieses gereimten Spülichts nicht aushalten können, und man sollte diese Gedichte an Menzikof nach Sebastopol schicken — er würde sich gewiß gleich übergeben! Ihre wiederkäuende Prosa ist noch Ambrosia gegen diese vierfüßige Poesie.

Jeder Vers ein Esel! Goethe würde sich im Grab herumdrehen, wenn er diese Töne hörte. Jakob Grimm könnte der Schlag rühren, sähe er, wie Ihre Verse unsere schöne deutsche Muttersprache versäuen. Die arme deutsche Muse — mit schamroten Wangen und händeringend ruft sie: O Jakob Venedey, Du hast mir wehe getan, ja sehr wehe getan, denn meine reine weiße Tunika hast Du besudelt mit dem Kölnischen Wasser Deiner Poesie, die wahrlich nicht so wohlriechend ist wie das Wasser Deines Landsmanns Maria Farina!

Ach, liebster Venedey, Sie sind ein weit größerer Sünder als ich, der ich nur in knabenhaftem Übermute die Röcke alter Weiber, und, ich gestehe es, auch Ihren neuen Mantel ein bißchen anfeuchtete, während Sie meine hohe Göttin, die deutsche Muse, unsere schöne deutsche Sprache, die Seele des Vaterlandes besudelt haben. Und unsere Sprache ist das Beste, was wir Deutsche besitzen, sie ist das Vaterland selbst, und dieses haben Sie stinkig gemacht. O! was haben Sie getan, Sie, der Sie vorgeben, ein Patriot zu sein.

Verzeihen Sie mir, ich fühle, wie mich der Patriotismus

überwältigt, wie ich alle angelernte welsche Höflichkeit abstreifend, echt deutsch sackgrob werden und ausrufen könnte: Unflätiger Knecht, die Natur hat Dich dazu bestimmt, ein Abtrittsfeger zu sein, und kein deutscher Dichter! Betaste mir nicht mit Deinen schmierigen Daktylen die deutsche Muse, und besudle nicht ihre weiße Robe, die ich ihr geschenkt!

Entschuldigen Sie diesen Ausdruck der Roheit — auch ich bin Deutscher.

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts.

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechtum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Zivilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg", die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Renntiere und Seehunde als Staatseigentum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre

gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deshalb, in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wuppertale des Großherzogtums Berg, und das Prinzip ihrer Lehre hatte eine gewisse Hegelsche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von der Gesamtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesamtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituierte ihr die Vielheit der Menschen, und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wuppertale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine andre übergegangen — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward

er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Renntiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur eins tat mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt." In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Schimäre", die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

Loeve-Veimars.

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, mußte ich bewundern, wie derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der Tat eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß derselbe, der das Deutsche ebensogut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heranrasselnde Karosse des Baron Loeve-Veimars verursachte, als derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen Besuch bei der Redaktion des „Journal des Débats" abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Tressen, an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saß ein Offizierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und stolz flatterten.

Ja, das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herren, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner gemeinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Original-Klöße gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine et Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir nur dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn im Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber wem hat er dadurch Schaden zugefügt?

In all dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, er sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so rämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen onnte. Der illüstre Biograph Debureaus und des toten Esels chien vergessen zu haben, daß er selber seine eigne Karosse beaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch it einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel afer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßigänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, edesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heranzuspringen nd die Türe aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte ine lilienweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die ollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig witscherten —

In der Tat, letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen lusfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darnter, der demselben sein Hauptvergehen, die Baronisierung, orwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterchen Titel affübliert haben, wenn er nur den Mut seiner itelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Mut, nd wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch ie öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten icht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne rkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von epage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve icht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron ar — worüber ich nie nachforschte, — so war ich doch überugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten igenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exzeß, nd er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabijen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherrn hörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tund gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich mer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, e uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen enschen las, der den großen Reichtum, den ihm sein Vater nterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte,

so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außer ordentlich schöne Sklavin übriggeblieben. In letztere war e sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der si gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwäl tigte ihn die angeborene Großmut, und höflich sagte er: „Wen diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hi als Geschenk." Trotz seiner großen Leidenschaft für die Skla vin, welche in Tränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekann ten zu folgen, doch dieser war der berühmte Kalif Harun a Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich i Bagdad umherzog, um sich inkognito mit eignen Augen übe Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war vo der Großmut des freigebigen jungen Menschen so sehr erbau daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurückschickte, sondern ih auch zu seinem Großwesir machte und mit neuen Reichtümer und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, be schenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Schehere zade, die Hauptstadt von „Tausendundeine Nacht", diese Stadt deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, wa lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der vo 1838—1848 als französischer Konsul dort residierte. Nieman hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frank reichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natür liche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihne durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litière oder in einem verschlossenen, reichgeschmückten Palankin, durc die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn sein Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzen Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, bewaffnet in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- un Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaçonier ten Maultieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, un dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kafta von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turba trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Marabutfeder geschmückt, und dieser hielt in der Hand einen langen goldne Stab, womit er das andringende Volk forttrieb, während e in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, we sen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwi

Philipp!" Jener Anführer des Gefolges war aber kein anderer als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen, und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so mißlaunig in seinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der Tat, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität repräsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Konsul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adliger Art und Weise. Auch in seinem Äußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen und Wangen, deren rosige Blüte mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Veimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . .

. . . . . .

Erklärungen und kurze Mitteilungen.

Bitte.

Der mir unbekannte Verfasser des „Der Herbst" betitelten, und bloß „Heine" unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der „Abend-Zeitung" würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen, und mißdeutungsfähiger Berichtigungen mich überheben, wenn er die Güte haben wollte, seiner Namensunterschrift wenigstens den Anfangsbuchstaben eines Vornamens beizufügen.

Berlin, den 16. Oktober 1821. H. Heine.

Boucher, der Sokrates der Violinisten.

Zufällig den Gubitzischen Gesellschafter von 1817 durchblätternd, finde ich im 32. Blatte, unter der Rubrik: „Zeitung der Ereignisse und Ansichten" folgende Notiz:

„Ein gewisser Boucher, der jetzt mit seiner Frau Konzerte in Paris gibt, nennt sich den ‚Sokrates der Violinisten' und das Journal de Commerce versichert, daß er sich auch als einen solchen bewähre." — (Bis hierher der Gesellschafter.)

Wir glücklichen Berliner! Die Weisheit selbst ist zu uns gekommen. — Sir Harry.

Erklärung.

Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben: „Briefe aus Berlin" (in Nr. 6, 7, 16 usw. des zum Rheinisch-Westf. Anzeiger gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt worden, die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erscheinen muß; da es nie

meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälligerweise dazu Anlaß gegeben hätte; daß ich alles dahingehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimütige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

Heinrich Heine.

Schreiben an den Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen.

Decane, vir excelse nec non prudentissime!

Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis, adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779 Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter tres fratres, quorum alter rei rusticae, alter arti medendi operam dat. Pater meus Siegm. Heine, quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus laetioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrotationis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari hujus viri institutione utebar, quum adscitus essem in numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes percurrebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionesque juridicas Mackeldeyi et Welckeri audiebam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli, Hüllmanni, Arndtii, Radlofii etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii et Benekeii, qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in nummerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam navabam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii et Schmalzii aeque ac lectiones philosophicas Hegeli, Wolfii, Boppii, Raumeri etc. Tum denuo Gottingam profectus sum, ubi vestras lectiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re

felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens; nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas, bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nominum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

Promotions-Theſen.

Theses,
quas
illustris jureconsultorum ordinis
auctoritate atque consensu
in
Academia Georgia Augusta
pro
summis in utroque jure honoribus
rite obtinendis
Die XX. Mens. Julii A. MDCCCXXV
publice defendet
HENRICUS HEINE
Duesse dorpiensis.
Opponentibus:
C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur,

I

Maritus est dominus dotis.

II

Creditor apocham dare debet.

III

Omnia judicia publice peragenda sunt.

IV

Ex jurejurando non nascitur obligatio.

V

Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus.

Anmerkung.

Anno 1794 lieferte der vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo dieser den Zustand Roms unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube und dürften wohl in politischen Annalen ihre Stelle finden. Heine.

Erklärung.

Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuten, daß ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen dergleichen ziemlich unempfindlich geworden, und

daß nur die allgemeinen Interessen, die ich vertrete, mich veranlassen mögen, einigen anonymen Lügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung" vom 12. November will ich daher zunächst erklären, daß ich nie bei der preußischen Regierung eine Anstellung gesucht und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daß ich nie geäußert: ich brauchte mich nur in Deutschland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Lüge die ebenso alberne Angabe, als habe ich die Hilfe des Herrn Polizeipräfekten Gisquet und Sr. Exzellenz des Herrn Gesandten von Werther gegen die Drohungen preußischer Offiziere und Edelleute nachgesucht oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, daß ich diese Drohungen größtenteils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichenfalls den preußischen Händelsuchern in Gemeinschaft mit mir die gebührende Genugtuung zu geben. Ich erkläre ebenfalls, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht produziert haben, hätten nicht die Gegner behauptet, dergleichen werde von uns erdichtet; diesen Brief werde ich in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches vielleicht nicht ratsam wäre, trüge er nicht in sich selber ganz unnachahmbare Kennzeichen der Echtheit, und besäße ich nicht hinlängliche Kunde über den Überbringer, welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte. In betreff der groben Ausflucht der anonymen Insinuation, als habe man durch einen nach Boulogne direkt gesandten Brief mit einer fingierten Unterschrift mich mystifizieren wollen, bedarf es wohl keiner besonderen Erklärung.

Paris, den 19. November 1833.

Heinrich Heine.

An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31. Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne daß jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgendeine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das Heilige Römische Reich, an dessen Stelle der Deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen verteidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochteuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen

die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung, Ihnen, meine Herren, in geziemender Untertänigkeit, die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Jan. 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Erörterungen.

Wie ich vernehme, haben deutsche Blätter mit unfreundlicher Andeutung dem Publikum insinuiert, daß ein Manuskript von mir in Berlin bei der Oberzensurkommission zur Zensur vorliege. Dieses ist nun freilich der Fall; aber nicht von mir, sondern von meinem Verleger, dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe zu Hamburg, ist mein Manuskript ohne mein Vorwissen nach Berlin zur Zensur geschickt worden. Sobald ich dessen Kunde empfing, vor etwa sechs Wochen, erteilte ich meinem Verleger die bestimmteste Ordre, mein Manuskript wieder von Berlin zurückzufordern und es ganz ungedruckt zu lassen, wenn es nicht anders als mit preußischem Imprimatur gedruckt werden könne. Diesem Begehr hat auch mein Verleger auf der Stelle entsprochen. — Indem ich wünsche, daß mein Benehmen bei diesem Vorfalle keineswegs als politische Widersetzlichkeit oder gar als kindischer Eigenwille, am allerwenigsten aber als Animosität gegen preußische Behörden gedeutet werde, will ich die Gründe, die mich bestimmten, ganz unumwunden erörtern.

Männiglich bekannt ist das betrübsame Dekret der deutschen Bundesversammlung, worin ich, nebst vier anderen Schriftstellern, der strafbarsten Tendenzen, namentlich in betreff der Moral und Religion, bezichtigt, und meine ganze schriftstellerische Tätigkeit mit dem Interdikte belegt werden. Die Meinung der bedeutendsten Juristen, deren Responsum ich einholte, ging dahin, daß der deutschen Bundesversammlung kei-

neswegs durch die Bundesakte die richterliche Autorität zuerkannt werde, daß sie sich nur faktisch, für einen außerordentlichen Fall, als Gerichtshof konstituieren könne, und daß sie dieses in betreff meiner getan habe, wie aus ihrem Dekrete hervorgehe, welches sogar formell als ein Gerichtserkenntnis zu betrachten sei. Durchdrungen von Ehrfurcht für die erlauchte Versammlung, bin ich weit entfernt, ihre Gerechtigkeitsliebe in Zweifel zu ziehen; ich bin vielmehr, gleich dem übrigen Publikum, überzeugt, daß sie in Irrtum geführt worden durch die Denunziation eines Schriftstellers, welcher zuerst eine staatsgefährliche Verbrüderung, benamset das junge Deutschland, klüglichst ersonnen und mich selber als Oberhaupt desselben angegeben hat. Unbegreiflich bleibt es mir freilich, daß die erlauchte Versammlung, ehe sie ein Urteil über mich aussprach, nicht vorher untersuchte: ob die Bücher, die als Corpora Delicti vorliegen, wirklich von mir selber geschrieben sind? ob sie nicht etwa in so verstümmelter Gestalt gedruckt worden, daß ihre ursprünglichen Tendenzen nicht mehr erkennbar sind? .... in welchem Falle nur noch von gefährlichen Büchern, die man zu verbieten habe, keineswegs aber von einem gefährlichen Schriftsteller, den man literarisch ächten müsse, die Rede sein könne. Es wäre mir in der Tat sehr leicht, gegen die mir aufgebürdeten Tendenzen dergleichen Einrede zu führen. Die zwei Bücher, worin man die erwähnten gefährlichen Tendenzen zu finden vermeint, sind nämlich der 2. Teil des „Salon" und die „romantische Schule". Beide Bücher aber sind, obgleich über 20 Bogen stark, von meinem Verleger, gegen mein Erwarten! in die Hände der Zensur geliefert worden, und die Stellen, die der Zensor darin strich, waren eben diejenigen, die über ihre Tendenzen, über die Zwecke, die mir bei ihrer Abfassung vorschwebten, Auskunft geben konnten. Im ersten Buche, dem 2. Teile des „Salon", worin die Phasen der deutschen Philosophie und zugleich ihre politische Bedeutung verständlich werden sollten, ward jedes auf Politik bezügliche Wort gestrichen; alles was sich auf Religion bezog, trat nun um so voller hervor, und was vorher nur als eine unparteiische Geschichtsschreibung mit politischer Hinweisung erschienen wäre, erhielt jetzt den Charakter einer antideistischen Streitschrift. Eine ähnliche Bewandtnis hatte es mit dem andern Buche, der „romantischen Schule", dessen größter Teil vor vier Jahren

zuerst in Gestalt französischer Journalartikel erschienen, und obgleich im starkgefärbten Stile jener Zeit, doch immer im protestantischen Sinne geschrieben worden. In jenen Artikeln, welche die katholisch romantische Literaturperiode in Deutschland schilderten, wollte ich den Franzosen teils ein warnendes Spiegelbild vorhalten und dem für Frankreich gefährlichen Einfluß unserer ultramontanen Schule entgegenwirken. In meinem Buche aber ward jede Beziehung auf letztere, auf ihr Personal und ihr Domizil und somit meine ganze Tendenz, aufs sorgsamste von der Zensur gestrichen. — Beseelt von dem Bewußtsein der Untadelhaftigkeit meines ganzen schriftstellerischen Strebens, habe ich, statt die richterliche Autorität des Bundestages in Abrede zu stellen, vielmehr die Kompetenz desselben anerkannt und in einer untertänigen Bittschrift vindizierte ich nur mein unveräußerliches Verteidigungsrecht. Die erlauchte Versammlung, welche vielleicht, im Rausche der Geschäfte, allzuschnell von der erwähnten Denunziation sich täuschen ließ und ein Kontumazialurteil fällte, wird nun, entweder grandios in gerichtlicher Form weiter verfahrend, meine Verteidigung anhören, oder sie wird, gemütlich ihre bessere Einsicht eingestehend, die gegen mich dekretierte Interdiktion annullieren. Von ihrer Gerechtigkeitsliebe und Großmut erwarte ich ruhig die Entscheidung meines Schicksals: ich erwarte noch bis zu dieser Stunde die Beantwortung meiner Bittschrift, deren bescheidener Ton gewiß nimmermehr berechtigt, sie unberücksichtigt zu lassen. — Während ich aber, wie gesagt, bis zur Stunde auf Antwort vom Bundestage warte, haben fast sämtliche deutsche Bundesstaaten das Dekret desselben promulgiert; nicht bloß die erwähnten, inkulpierten Bücher, sondern alle meine Schriften, sogar meine harmlosen Gedichte, sind überall verboten worden, ja, die verschiedenen deutschen Regierungen, welche das Dekret des Bundestags ohne nachträgliche Untersuchung ganz eigentlich exekutieren, erlassen in ihren Spezialverordnungen die strengsten Verbote gegen meine künftigen Schriften. Durch dieses höchst summarische Verfahren geht mir mein Vermögen, welches in der Exploitation meiner Schriften und meiner literarischen Tätigkeit besteht, zum größeren Teile verloren, und ich gerate in einen rechtlosen Zustand, der mich den verdrießlichsten Beeinträchtigungen preisgibt. Verhältnisse erlauben mir hierüber keine nähere Andeutungen.

Aber es bedarf deren kaum, wie ich aus mehren Sendschreiben, die mir seitdem aus der Heimat zugekommen, ersehe. Die Pietät des Deutschen für seine Dichter, die immer unglücklich waren, hat sich darin aufs rührendste ausgesprochen. Und in der Tat, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, im Exile leben muß, so ist es gewiß für meine Landsleute ein schamvoll schmerzlichster Gedanke, daß ich unterdessen im Vaterlande sogar meines Vermögens beraubt werde, meines kärglichen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens vor leiblichem Elend schützen konnte. — Die preußische Regierung, welche, wie man mir sagt, den besprochenen Bundestagsbeschluß gegen mich in Anregung gebracht und in Beziehung auf denselben nicht bloß meine bisherigen, sondern auch meine künftigen Schriften verboten hatte, hat seitdem, wie ich mit Dank anerkenne, den Weg der Milde eingeschlagen, und eine neuere Polizeiverordnung erlaubt den Debit und die Zirkulation meiner Schriften, unter der Bedingung: daß ich das Manuskript derselben vorher an die Oberzensurkommission zu Berlin einsende und das Imprimatur derselben erlange. Hierdurch werden mir nun die Erwerbsquellen der Schriftstellerei in Preußen und durch den Obereinfluß dieses Staates in ganz Deutschland wieder eröffnet; aber leider folgende drei Gründe erlauben mir nicht, in gegenwärtigem Augenblicke von dieser Güte Gebrauch zu machen:

1. Obgleich diese neuere Verordnung das persönliche Interdikt gegen mich gnädigst modifiziert, so begründet sie doch noch immer einen exzeptionellen Zustand, den ich mir wohl passiv gefallen lassen kann, den ich aber nicht durch irgendeine Handlung anerkennen darf; denn dieses wäre zu gleicher Zeit eine aktive Anerkenntnis des Bundestagsbeschlusses, den jene Verordnung exekutiert.

2. Wenn ich meine Bücher jetzt mit Königl. Preußischer Imprimatur erscheinen lasse, so könnte das Publikum mein Stillschweigen über preußische Angelegenheiten, oder gar ein ausgesprochenes Lob Preußens, im Fall ich mal Neigung dazu empfände, aufs schmählichste mißdeuten: man würde glauben, ich opfere meine politischen Meinungen, um nur die Berliner Zensur zu beschwichtigen, um nur den Druck meiner Bücher zu erhandeln, um nur das Honorar derselben einkassieren zu dürfen, ich hätte mich mittelbar dem preußischen In-

tereſſe verkauft für mein eigenes Geld .... ein Verkauf, wobei man die ausgebildete preußiſche Staatsökonomie ſehr bewunderungswürdig, mich ſelber aber ebenſo lächerlich wie verächtlich finden möchte.

3. Würde meine Handlungsweiſe ein für das Gemeinwohl der deutſchen Schriftſteller bedenkliches Antezedens bilden. Bisher nämlich iſt keinem derſelben eingefallen, ſein Manuſkript, welches er außerhalb Preußens drucken wollte, vorher nach Berlin zur Zenſur zu ſchicken, damit die Zirkulation dort und im größten Teile der deutſchen Bundesſtaaten geſichert ſei. Ich würde jetzt das erſte Beiſpiel dieſer Art geben und jene geiſtige Zentraliſation befördern, deren Abweſenheit bisher für das Gedeihen unſerer Literatur ſo heilſam empfunden worden.
— Paris, den 26. April 1836. Heinrich Heine.

Wihls Erklärung und Heines Parodie.

Erklärung.

Es iſt mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der ſich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimniſſen in den neueſten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (deſſen ſeit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichteriſcher Größe und Charakterfeſtigkeit als in einer ihm ganz eigentümlichen Keckheit

Erklärung.

Es iſt mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der ſich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimniſſen in den neueſten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Herr Heine (deſſen ſeit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichteriſcher Größe und Charakterfeſtigkeit als in einer ihm ganz eigentümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweiſt mir — ich möchte faſt ſagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow

Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen", den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Teil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Taten, wie jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen

auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Herrn Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen", den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Teil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Taten, wie jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der freilich Herrn Heines Immoralität verabscheute, aber keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich in seinem offe-

Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Hr. Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so bemitleidenswerte, tiefherabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten ... Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mitteilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Zensur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Hr. Heine stehenden schwäbischen nen Briefe an meinen Herrn Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen ‚Schwabenspiegel' verstümmelt im Interesse der Schwaben oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottascher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der ‚Reisebilder' verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im ‚Morgenblatte' zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Toten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mitteilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, denjenigen Lügen zu

Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl.

strafen, der mich zu einem Handlanger der Zensur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Hr. Heine stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuschen. Fußtritte krieg ich auf jeden Fall.

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann u. Campe in Hamburg.

Erklärung.

Die „Revue rétrospective" erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter andern veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizots. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellungen, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue rétrospective" vorlag, dienten einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu verteidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für das, was ich

schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für das, was ich nicht schrieb". Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizotschen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmut als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten Jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdikt belegten und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten ohne Urteil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandt-

schaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notifizieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte." Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue rétrospective" die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt, wie es französischer Loyauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

Berichtigung.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spenersche Zeitung", haben über meinen Gesundheitszustand sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollis-

sement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich zerrüttet hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinichter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines Großherzoglich Weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armut, und sie sind von ganz besonders irrtümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrtums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrtum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, andrerseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüt träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen derartige Besprechung persönlicher Bezüge finde

ich es dennoch angemessen, folgende Tatsachen hier hervorzustellen: die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig, ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmütige Stipulation zugunsten des viel teuern Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressierten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Träne! Geschrieben zu Paris (rue d'Amsterdam Nr. 50) den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

Testamente.

Erstes Testament.

Dieses ist mein Testament, welches ich zu Paris den siebenten April achtzehnhundertdreiundvierzig eigenhändig geschrieben habe.

Alles was ich auf dieser Welt besitze, meine Mobilien, mein literarisches Eigentum, alles worauf ich nach Recht und Billigkeit Ansprüche habe, überlasse ich meiner geliebten Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geborene Mira, mit welcher ich seit acht Lebensjahren in Freud und Leid verbunden gewesen. Leider sind die Güter, die ich ihr solchermaßen hinterlasse, nicht sehr beträchtlich, und ich hoffe, daß die edlen Herzen, die mich selber während meiner Lebenszeit so großmütig unterstützten, auf meine Witwe ihre Liebe übertragen werden; das ist das

eigentliche bedeutendere Erbteil, das ich meinem armen Weibe nach meinem Tode anweise: namentlich auf die Großmut meines Oheims Salomon Heines rechnend, sterbe ich ruhig.

Meinen Bruder Maximilian Heine, den ich immer unaussprechlich innig geliebt habe, beauftrage ich mit der Ordnung meines literarischen Eigentums, und kann er, örtlicher Stellung wegen, sich nicht selbst damit befassen, so möge er sichere Freunde wählen, in deren Händen weder die Ehre meines Namens noch die Erwerbrechte meiner Witwe gefährdet werden; zunächst bringe ich in dieser Beziehung unseren alten Freund den Doktor Detmold zu Hannover in Vorschlag. Auch für das Wohl meiner Frau überhaupt soll mein Bruder Max Sorge tragen, er soll ihr ein helfender und ratender Bruder sein und sich unablässig um ihr Schicksal bekümmern. Auch meinem guten edlen Vetter Karl Heine empfehle ich die Sorge für meine Witwe; ich weiß, wie fest man auf ihn rechnen kann, auf seinen sichern Charakter; auch hab' ich ihn immer geliebt.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Meiner guten Mutter, der ich so viel verdanke, sage ich Lebewohl, ebenfalls meiner Schwester Charlotte Embden und meinem Bruder Gustav Heine. Meinem Oheim Salomon Heine, der hoffentlich mich überlebt, sage ich herzlich Dank für alles, was er mir Liebes erwiesen.

Nach den teuren Verwandten, deren ich erwähnt, nach meinem seligen Vater und meinem armen Weibe, habe ich auf dieser Welt nichts so sehr geliebt wie das französische Volk, das teure Frankreich.

Paris, den 7. März 1843. Heinrich Heine.

II.

Dieses ist mein Testament, wie ich es eigenhändig zu Paris den siebenundzwanzigsten September achtzehnhundertsechsundvierzig niedergeschrieben habe.

Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andre Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung

meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Geld und Ämter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden im Exil und arm. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheuete die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig, und ich sehe mit Betrübnis, daß ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfnissen in einem fast an Dürftigkeit grenzenden Zustande zurücklasse. Wie dem auch sei, die spärlichen Besitztümer, die meinen Nachlaß ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geborene Mirat, die, ebenso treu wie schön, mir das Dasein erheitert hat. — Die Herren Sichel, Dr. med., und M. Mignet, secrétaire perpétuel de l'academie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau, sowie überhaupt mit der Exekution dieses Testamentes. — Meinen Freund und Verleger Julius Campe bitte ich es dergestalt einzurichten, daß die Pension, die ich als Honorar meiner Gesamtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von derselben hier in Paris und womöglich in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein seliger Oheim Salomon Heine zugesagt und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Witwe übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr jene kleine Summe in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demütigungen noch zu Kümmernissen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinscheiden sein großmütiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödlichsten Seelengram verursacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesamtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin hier zu bestimmen, daß, stürbe ich bevor diese Arbeit vollbracht, die Herrn Drs. Hermann Detmoldt zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich

hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn letzterer, Heinrich Laube, der meine persönlichen Privatverhältnisse am besten kannte, mit einem kurzen Lebensabriß die Gesamtausgabe begleiten wollte.

Ich verordne, daß mein Leichenbegängnis so einfach sei und so wenig kostspielig, wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich zu Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Konfession angehöre (wenigstens offiziell), so wünsche ich doch in jenem Teile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit großem Eifer zugetan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daß man mir in der erwähnten Abteilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, so genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art.

Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so viel für mich getan, sowie auch meinen teuren Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl! Leb wohl, auch Du, deutsche Heimat, Land der Rätsel und der Schmerzen; werde hell und glücklich. Lebt wohl, Ihr geistreichen, guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke Euch für Eure heitre Gastfreundschaft.

Geschrieben zu Paris den siebenundzwanzigsten September achtzehnhundertsechsundvierzig.

Heinrich Heine.

Spätere Nachschrift.

Seitdem ich dieses Testament schrieb, hat eine Aussöhnung zwischen mir und meinem Vetter Karl Heine stattgefunden und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn *gestern* in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im mindesten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Witwe hinlänglich sorgen würde, und

mit der liebreichsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension lebenslänglich auszuzahlen; — ja er verriet hier wieder sein ganzes edles Gemüt, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte, drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert, und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küßte, wenn er mir eine Güte erwies! Ach, mit meinem Oheim erloschen der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank, und wundre mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewußtseins. — Paris, den sechsundzwanzigsten Februar achtzehnhundertsiebenundvierzig.

Heinrich Heine.

III.

Ceci est mon testament, que j'ai écrit à Passy le dix Juin mil huit cent quarante huit.

Tout ce que je possède, tout ce qui m'appartient de droit, tout ce que je peux nommer ma propriété, je le lègue à mon épouse légitime Mathilde Crescence Heine, née Mirat, qui a partagé avec moi les bons jours et les mauvais jours et dont les soins ont adouci mes souffrances pendant cette longue maladie à laquelle je succombe.

Je prie Mr. Mignet, l'historien, et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune après mon décès.

C'est à mon bien aimé cousin Charles Heine, que je recommande particulièrement le sort de ma femme. Le vingt-cinq février dix huit cent quarante sept mon cousin Charles Heine m'a solemnellement promis, en me donnant sa parole d'honneur, qu'il payera à ma veuve comme pension viagère la moitié de la pension, que feu son pére, mon oncle

bien-aimé, avait constituée en ma faveur. Mais j'espère que sa générosité ne s'arrêtera pas à moitié chemin, et que son bon et noble cœur lui dictera les procédés les plus délicats. Dans tous les cas je supplie mon cher Charles de ne pas oublier de mettre ma pauvre femme à l'abri de ces vicissitudes testamentaires qui tuent.

J'ordonne à ma femme d'enfermer tous me papiers dans une caisse, qu'elle tiendra à la disposition de mon frère bien-aimé Maximilien Heine, qui en fera ce que bon lui semble.

Quant à l'édition de mes œuvres complètes je désignerai dans un codicil ou par une lettre particulière les amis que je charge de surveiller cette publication.

Par acte de baptême j'appartiens à l'église chrétienne et évangelique, mais ma pensée n'a jamais sympathisé avec les croyances d'aucune réligion, et après avoir vécu en bon payen, je désire aussi mourir sans que le sacerdoce soit convié à mes funerailles. J'exige que ces dernières soient aussi peu couteuses que possible. En outre je défends à qui que ce soit de prononcer un discours sur ma tombe. Si je meurs à Passy, ce sera aussi dans cet endroit, qu'on doit m'enterrer. Si je meurs à Paris, je désire trouver ma modeste sépulture dans le cimetière Montmatre. —

Passy (64. grande rue) ce dix Juin mil huit cent quarante huit.

Henri Heine.

IV.

Rechtsgültiges Teſtament.

Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Rouſſe; und in Gegenwart von

1. Herrn Michel Jacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 60; und

2. Herrn Eugène Grouchy, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, wie sie den unterzeichneten Notaren auf separat an jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauses, Rue d'Amsterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenster erhellt wird, die oben genannten, vom Testator gewählten Notare und Zeugen sich auf ausdrückliches Verlangen desselben versammelt haben,

Erschien

Herr Heinrich Heine, Schriftsteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber gesunden Geistes, Gedächtnisses und Verstandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen ist, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Ducloux, in Gegenwart des Herrn Rousse und der Zeugen, sein Testament in folgender Weise diktiert hat:

§ 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigentum, und ohne jede Bedingung oder Beschränkung, alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte auf irgendein künftiges Besitztum.

§ 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literarischen Eigentums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß, verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zugunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine innehabe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur teilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentierte im

Prinzip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohltäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuß davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen nichts in offizieller Weise für sie getan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, daß solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmut selber war, müssen als großmütig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit Tränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert, und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andre gewichtige Gründe zwingen mich, von neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: „Wie ich sie bei Leb-

zeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension tatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmütige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nötig gehabt hätte, diesen Appell an die Liberalität meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daß er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiß nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Witwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der einen wie der andern nicht unnütz, daß die Lebenden wissen, was die Toten von ihnen begehren.

§ 3. Ich wünsche, daß nach meinem Ableben all meine Papiere und meine sämtlichen Briefe sorgfältig verschlossen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig van Embden gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon machen soll, erteilen werde, ohne Präjudiz für die Eigentumsrechte meiner Universalerbin.

§ 4 Wenn ich sterbe, bevor die Gesamtausgabe meiner Werke erschienen ist, und wenn ich nicht die Leitung dieser Ausgabe habe übernehmen können, oder selbst wenn mein Tod eintritt, bevor sie beendet ist, so bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Christiani, mich in der Leitung dieser Publikation zu ersetzen, indem er sich streng an den Prospektus hält, den ich ihm zu diesem Zweck hinterlassen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgend welche Änderungen in der Art und Weise wünscht, wie ich meine verschiedenen Schriften in dem genannten Prospektus geordnet habe, so wünsche ich, daß man ihm in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern seinen buchhändlerischen Bedürfnissen gefügt habe. Die Hauptsache ist, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeschaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmt habe, oder

die ohne die Unterschrift meines vollständigen Namens gedruckt worden ist; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftstück zuzuschreiben, das in irgendeinem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die sich niemals die Gewohnheit versagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Änderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgend welchem Vorwande irgendein Schriftstück eines andern, sei es so klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographische Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer solchen Arbeit betraut hätte. Ich setze voraus, daß mein Wille in dieser Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgendein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in seinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§ 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinscheiden einer Autopsie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem starrsüchtigen Zustande glich, daß man die Vorsicht treffen sollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§ 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, so wünsche ich auf dem Kirchhofe dieses Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§ 7. Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre, wünsche ich nicht, daß die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich auflehne für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen

ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgendeine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüberzuführen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

§ 8. Ich ernenne Herrn Maxime Joubert, Rat am Kassationsgerichtshofe, zum Testamentsvollstrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Übernahme dieses Amtes.

Das vorliegende Testament ist so von Herrn Heinrich Heine diktiert und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geschrieben worden, wie es der Testator ihm diktiert hat, alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß sie nicht mit dem Erblasser verwandt seien.

Und nachdem es in Gegenwart derselben Personen dem Testator vorgelesen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck seines Willens zu verharren.

Geschehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhunderteinundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen sechs Uhr nachmittags.

Und nach abermaliger vollständiger Vorlesung haben der Testator und die Zeugen nebst den Notaren unterzeichnet.

V.

Bruchstück eines Testamententwurfes.

Ich glaube das Recht zu haben, meinen Vetter Karl Heine als den natürlichen Schützer meiner Witwe zu betrachten. Als er im Winter 1847 zu mir kam, um nicht durch einen Anwalt, sondern direkt mit mir sich über unsere Differenzen zu verständigen, zeigte er mir auch in bezug auf meine Frau die großmütigste Bereitwilligkeit, allen meinen Wünschen nachzukommen.

Ich verlangte von ihm die Verpflichtung, daß er die Hälfte meiner Pension, wie mir solche sein seliger Vater bereits zugesagt hatte, nach meinem Tode als ebenfalls lebenslängliche Pension auf das Haupt meiner Witwe übertragen solle. Mein Vetter Karl bewilligte mir dieses mit seinem Ehrenworte und reichte mir zur Bekräftigung dieser Stipulation seine edle Hand, die ich an meine Lippen preßte. Ich war glücklich genug, ihn versöhnlich gestimmt zu sehen. Er hätte gewiß keinen Augenblick gezögert, mir für meine Witwe die ganze Pension zuzusagen, wenn ich solches auch nur mit einer Silbe verlangt hätte. Aber ich verlangte es nicht, weil ich überhaupt nur diejenigen Ansprüche geltend machen wollte, wo jede Einrede eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre. Daß ich andere Ansprüche hatte, die ebenso gerecht, auch ebenso notorisch, aber minder beweisbar waren, verschwieg ich klüglich, ja böswillig. Und dann glaubte ich damals, daß eine Verkürzung ihrer Pension nicht von allzugroßer Wichtigkeit für meine Witwe sein mochte. Die oberwähnte Stipulation mit meinem Vetter Karl Heine fand statt den 25. Februar 1847.

Damals war meine Lage sowie die Lage der Welt eine ganz andere. Im Bankerott der Februarrevolution gingen auch meine geringen Ersparnisse verloren, welche in Aktien der Bank von Gouin und ähnlicher Etablissemente bestanden. Dazu kam meine Krankheit, die mich verhinderte, durch angestrengte Arbeit ein bedeutendes Kapital zu erwerben, während die zunehmenden Krankheitskosten mich nötigten, meine letzten Ressourcen zu erschöpfen. Dazu kommt, daß ich schon im Jahre 1846 mein bisheriges literarisches Vermögen, die Eigentumsrechte auf meine deutschen Schriften für ein äußerst geringfügiges Honorar alieniert hatte zugunsten meines Hamburger Buch-

händlers, um durch solches Opfer Prozesse zu vermeiden, deren Skandal besonders meinen damals noch lebenden Oheim Salomon unmutig gemacht hätte, indem derselbe, welcher durch letztwillige Verfügung mir eine glänzende Zukunft zu bereiten versprach, wohl von mir erwarten konnte, daß ich wie bisher meine Talente nicht als Handelsmann zum bloßen Gelderwerb, sondern als Dichter zur Verherrlichung unseres Namens anwenden würde.

Die Manuskripte, welche ich noch besaß, waren leider von der Art, daß eine Umwandlung in meinen religiösen Ansichten, und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Mißverstand verletzen durfte, mich nötigten, sie zum größten Teil zu vernichten — vielleicht muß ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, so daß bei meinem Ableben auch diese Ressource für meine Witwe verloren geht. Mit der Erbschaft meiner Witwe sieht es also nicht glänzend aus, und ich werde glücklich genug sein, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlasse.

Ich gestehe es, ohne die großmütige Güte meines Vetters Karl, der mir jährlich eine Verdoppelung meiner Pension auszahlte, hätte ich bereits, trotz aller Anstrengung, die Kosten meiner Krankheit nicht erschwingen können.

Unter solchen veränderten Umständen will ich meinen Vetter Karl ebenfalls mit einer posthumen Bitte behelligen, von deren Erfüllung ich so sehr überzeugt bin, daß ich ihm im voraus meinen Dank abstatte. Ich bitte ihn nämlich, nach meinem Tode nicht die Hälfte meiner Pension, sondern die unverkürzt ganze Pension, wie ich sie bei Lebzeiten seines Vaters genossen, ihr jährlich auszahlen zu lassen; mein Oheim behandelte sie immer mit Liebe und Auszeichnung und auch in dieser Beziehung glaube ich meine Bitte gerechtfertigt. Es ist wahrscheinlich, wie gesagt, überflüssig, daß ich diesen Appell an die Liberalität meines Vetters mache und seiner Generosität vorgreife. ...

Anmerkungen.

S. 22, Z. 26. W. Smets' „Gesammelte Gedichte" erschienen 1816. — Z. 30. „Die Blutbraut." Trauerspiel in 4 Akten. Koblenz 1818.

S. 23, Z. 8ff. Pierantonio Serassi, La vita di Torquato Tasso. Roma 1785. Giovanni Battista Manso, Vita di T. T. Napoli 1619. Muratori, Opere di Tasso. Venezia 1739.

S. 25, Z. 37. Bei Smets heißt es richtig: meinen.

S. 26, Z. 4. Das Schäferspiel „Aminta" schrieb Tasso 1573 zur Aufführung am Hofe Alfonsos II.

S. 27, Z. 22. Smets hat „sie" statt „sich".

S. 28, Z. 10. Bei Smets: „bringt" statt „drang".

S. 31, Z. 8. Der Vorname Johann kommt Lessing nicht zu. — Z. 21. Adam Gottlob Öhlenschlägers „Correggio" erschien 1816.

S. 32, Z. 22. Bei Smets: „herab" statt „hinab". — Z. 40. Bei Smets: „hin zur" statt „zu der".

S. 37, Z. 5. Inzest (v. lat. castus rein, keusch) = Blutschande.

S. 39, Z. 40. Von Heine falsch zitiert; statt „echten" lies „rechten".

S. 40, Z. 12. Unter Theobald ist Smets zu verstehen. — Z. 22ff. Der Satz: „‚Der Klausner' ... bewegt wird." entstammt einer Berichtigung, die Heine in Nr. 134 des „Gesellschafters" (Beiblatt) vom 22. August 1821 folgen ließ.

S. 41, Z. 1. Über diesen Rousseau vgl. Hüffer, Heinrich Heine. Berlin 1906, S. 68ff.

S. 44, Z. 18. Das geschah im Januar 1836, als Rousseau in seiner Zeitschrift „Der Leuchtturm" Heines „Romantische Schule" heruntermachte. — Z. 23. 1828 in München. — Z. 34. Trauerspiel in 4 Abteilungen. Leipzig 1823, aufgeführt Berlin 1819.

S. 45, Z. 14. Leipzig 1823. — Z. 28. Trauerspiel in 1 Aufzug, aufgeführt in Berlin am 22. Dezember 1823. Vgl. Heines Briefe an Moser vom 5. November 1823, 9. und 21. Januar 1824.

S. 46, Z. 34. Trauerspiel in 5 Aufzügen 1819, zuerst aufgeführt in Berlin am 30. November 1815. — Z. 40. Romane von Claire Louise Rose Bonne de Kersaint (1777—1828), seit 1797 Gattin des Herzogs Amédée Bretagne-Malo Durfort de Duras: Ourika (1824), Edouard (1825). Vgl. Sainte-Beuve, Portraits de femmes, 1844 und über ihre Freundschaft mit Chateaubriand Agénor Bardoux, Etudes sociales et politiques. La duchesse de Duras. Paris, Calmann-Lévy 1898.

S. 47, Z. 1. Trauerspiel in 5 Akten. Leipzig 1826. — Z. 3. Casimir Delavignes Tragödie „Le Paria" erschien 1821. — Z. 33. Der dänische Minister Johann Friedrich Graf von Struensee (1737—72), von Geburt ein

Deutscher, um staatliche Reformen im Sinne der Aufklärung bemüht, machte sich durch seine Begünstigung der deutschen Sprache und den ehebrecherischen Umgang mit der Königin bei Volk und Adel verhaßt und wurde wenige Monate nach seinem Sturz am 28. April 1772 hingerichtet.

S. 55, Z. 3. Der Heldendarsteller Ferdinand Eßlair († 1840) war seit 1820 in München. — Z. 19. Charlotte von Hagn war von 1826—33 am Münchner Hoftheater. Vgl. Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Neu-Ausgabe, Bd. 2, S. 436, auch Gutzkows „Rückblicke", Berlin 1875, S. 246 f. — Z. 21. Joseph Stieler (1781—1858), bayrischer Hofmaler. — Z. 31. Amalie Wolff, Gattin des Schauspielers Pius Alexander Wolff (vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 46, Z. 40), der seit April 1816 am Kgl. Theater in Berlin war, die unübertreffliche Darstellerin von Goethes Iphigenie und Schillers Königin Elisabeth. Sie „repräsentierte die Würde und Hoheit der idealen Tragödie auf vollkommene Weise. Eine junonische Gestalt, ein schöner Arm, von elastischer Bewegung unterstützte ihre Plastik auf das Vorteilhafteste. Ihr dumpfes, tonloses Organ" wurde durch „ihr natürliches Talent, ihre reiche Erfindungskraft und große Innerlichkeit des Spiels" wettgemacht (Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neu-Ausgabe 1905, Bd. 2, S. 148). — Die Schröder ist Sophie Schröder (1781—1868), die Mutter W. Smets'. — Zu Therese Peche (1806—1882) vgl. Stellen aus Heines Briefen an Varnhagen, 30. Oktober 1827; an Merckel, 7. November und 1. Dezember 1827 und 14. April 1828. — Sophie Müller (1803 bis 1830), seit 1821 tragische Liebhaberin am Wiener Burgtheater. Devrient (a. a. O., Bd. 2, S. 229) nennt sie das „Musterbild schöner Weiblichkeit, von dem Silberklang der einnehmendsten Sprache unterstützt. In bescheidenen Rollen, wie Emilia Galotti, Olga, Desdemona feierte sie durch den Zauber der Sanftmut, Reinheit und stillen Hoheit des Weibes ihre größten Triumphe".

S. 56, Z. 20. Adelheid Fries, geb. Spitzeder, seit 1820 am Münchner Hoftheater, war berühmt „im Fache der Heldinnen und Königinnen" (Devrient, a. a. O., Bd. 2, S. 211). — Z. 25. Gemeint ist Marguerite Georges Weymer, vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 189, Z. 11.

S. 58, Z. 11 f. Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen „Geschichte der alten und neuen Literatur" erschienen Wien 1815 in 2 Bänden. — Z. 35 ff. Der Ausdruck „Goethesche Kunstperiode", hier zuerst vorschwebend, begegnet auch in Heines Briefen. Vgl. ferner S. 67, Z. 36 ff.; Teil 8, S. 58 f., Teil 11, S. 16, Z. 17 ff. — Z. 38 f. Vgl. Friedrich Schlegels oben genannte Wiener Vorlesungen Bd. 2, S. 317.

S. 61, Z. 14. Pantalone ist der einfältige, verliebte Alte im italienischen Volksluſtspiel. Vgl. Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen. München 1914. I, 54 f.

S. 63, Z. 5. Servile = Konservative, so hießen in Spanien seit 1814 die Anhänger der absolutistischen Politik Ferdinands VII. — Z. 37. „Die Christliche Mystik" von Joseph Görres erschien Regensburg 1836—1842 in 4 Bänden. Zu Henrik Steffens (1773—1845) vgl. Goedekes Grundriß VI, 172, 176.

S. 64, Z. 20. Daß Christus der Sekte der Essäer angehört habe, war eine selbst damals unbewiesene Behauptung. — Z. 32f. Über den Jansenismus vgl. Teil 10, Anm. zu S. 161, Z. 6.

S. 65, Z. 1. Sufismus nennt man das System der mohammedanischen Mystik, das, auf aszetischen Grundlagen beruhend, letzten Endes auf eine pantheistische Theosophie hinausläuft.

S. 67, Z. 13ff. Vgl. Heines Brief vom 30. Oktober 1827 an M. Moser: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann." — Z. 26. Zu whiggisch vgl. Anm. zu Teil 7, S. 253, Z. 35. — Z. 30ff. Vgl. Heines Brief an Varnhagen vom 30. Oktober 1827: „Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen; er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." Heines Urteile über Goethe sind zusammengestellt bei Walter Robert-Tornow: Goethe in Heines Werken, Berlin 1883.

S. 68, Z. 14. „Über Kunst und Altertum" lautet der Titel einer Zeitschrift Goethes (1820ff.).

S. 69, Z. 13. Über diese neu aufgewärmte Satire vgl. die Einleitung S. 7. — Z. 19f. Jens Baggesen verspottete die Karfunkelpoeten in seinem mit Alois Schreiber, Otto Martens und H. Voß gemeinsam verfaßten Taschenbuch „Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach". Tübingen 1810.

S. 71, Z. 7. Diese Elegie A. W. Schlegels erschien Berlin 1805. — Z. 32. Der Kantor und Musikdirektor an der Katharinenkirche in Hamburg Christian Friedrich Gottlieb Schwencke war am 27. Oktober 1822 gestorben. — Z. 35. Albert Gottlieb Methfessel (1785—1869) wurde 1823 Musikdirektor in Hamburg, 1832 Hofkapellmeister in Braunschweig. Vgl. Wilh. Heinr. Riehl, Musikalische Charakterköpfe. Stuttgart 1852ff. Bd. 3.

S. 81, Z. 10. Die „Histoire de la guerre de la péninsule sous Napoléon" des französischen Generals Maximilien Sébastien Foy erschien Paris 1827.

S. 85, Z. 30. Whims (englisch) = wunderliche Einfälle.

S. 86, Z. 33. Schlagadodro ist der Name des Riesen im „Tulifäntchen".

S. 96, Z. 1ff. In der Einleitung zu Kahldorf über den Adel waren folgende Stellen von der Zensur gestrichen worden: S. 104, Z. 37 bis S. 105, Z. 1 der nach ... Siegellack, [dafür besorgte Östreich die Interessen des Adels,], S. 105, Z. 7ff. kaiserlichen ... hatte, [dafür stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg,], S. 105, Z. 18f. und ... Papstes. S. 105, Z. 28 bis 35 Staberle ... abzuspeisen. S. 106, Z. 1 bis 4 Aber ... fortschafft. S. 107, Z. 12 Ukasuisten und Knutologen. — Z. 5. Nämlich in der Julirevolution. — Z. 27ff. Vgl. dazu und zu den Ausführungen über Kant und Fichte „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland". Teil 8, S. 212ff.

S. 98, Z. 32. Zu Lafayette vgl. Teil 9, Anm. zu S. 41, Z. 27 und zu Teil 10, S. 54, Z. 13. — Z. 36. Jacques Necker, der Finanzminister Lud-

wigs XVI. Vgl. Teil 9, Anm. zu S. 155, Z. 18ff. — Emanuel Sieyès (1748 bis 1836), der Theoretiker unter den Staatsmännern der Revolution, berühmt durch sein Pamphlet: Qu'est-ce que le tiers état? (Januar 1789.)

S. 99, Z. 11f. L. S. Merciers kulturhistorisch wertvolle Sammlung: Tableau de Paris erschien 1781—1789 in 12 Bänden und wurde fortgesetzt in „Le nouveau Paris", Paris 1800, 6 Bde. — Z. 38. Nach „Gelassenheit" folgte im Originalmanuskript die häufig bis zur Unleserlichkeit durchgestrichene, von Elster entzifferte Stelle: „das Henkeramt auch [an] Menschen verrichten werde, und daß Monsieur Sanson, als er S. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Zensor von Paris im Handwerk ablöste. (Vgl. Teil 9, S. 31, Z. 1ff.)

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewußt geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Stadt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, gottlob! nur bei Steinwürfen und Fensterklirre, und des andern Tags war schon alles wieder beschwichtigt durch die allerhöchst weisen Maßregeln der hochweisen Stadtväter, die wahrlich unter den Steinen, die ihnen ins Haus geworfen waren (Ein feste Burg ist unser Gott!), den Stein der Weisen gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einem schwarzen Blocke ein weißes Allonge-Perücken-Haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten Zensors wohlbekanntes Sündergesicht."

S. 100, Z. 31. Vgl. Thiers, Histoire de la Révolution française. 1838. Bd. 1, S. 177.

S. 102, Z. 8. „Vous vous êtes donné la peine de naître et rien de plus," sagt Figaro in Beaumarchais' „Mariage de Figaro" V, 3. — Z. 24. Eugen von Breza ist gemeint. Vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 31, Z. 27.

S. 103, Z. 10. Vgl. Ed. Burke, Reflections on the Revolution in France: „Nobility is a graceful ornament to the civil order. It is the Corinthian capital of polished society." London 1790. Fifth edition. S. 206. — Z. 24. Der Dichter Richard Brinsley Sheridan war unter Pitt einer der bedeutendsten Vertreter der Oppositionspartei und glänzendsten Parlamentsredner. Vgl. Teil 9, Anm. zu S. 73, Z. 8.

S. 104, Z. 1f. Vgl. „Französische Zustände", Teil 9, S. 145ff.

S. 105, Z. 4. Über Hudson Lowe vgl. Teil 10, Anm. zu S. 66, Z. 17. — Z. 11. In Longwood auf St. Helena ruhten die Gebeine Napoleons bis 1840. — Z. 28. Zu Staberle vgl. Teil 10, Anm. zu S. 102, Z. 29;

Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 95, Z. 3. — Z. 31. Die Mißstimmung in Ungarn gegen das verfassungswidrige österreichische Regiment zwang 1825 die Wiener Regierung, nach einer Pause von 13 Jahren wieder einen Reichstag einzuberufen, auf dem sich der ganze Groll der Ungarn entlud. In Italien begann etwas später die Unabhängigkeits- und Einheitsbewegung.

S. 106, Z. 8. Zu Gonfaloniere vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 226, Z. 8f.

S. 107, Z. 4. Warschau kapitulierte am 8. September 1831. Vgl. „Französische Zustände", Teil 9, Anm. zu S. 117, Z. 11, und „Französische Maler", Teil 8, S. 56, Z. 12. — Z. 16. Josef Görres gab seit 1814 den „Rheinischen Merkur" heraus, der 1816 unterdrückt wurde. — Z. 30f. Über den portugiesischen Usurpator Dom Maria Evarist Miguel (1802—1866) vgl. Teil 9, Anm. zu S. 59, Z. 6. — Z. 38f. Nach Goethes „Faust", Vers 1714f.

S. 108, Z. 4. Der spätere Friedrich Wilhelm IV. (Elster). — Z. 28f. Vgl. Prediger Salomo 1, 9.

S. 109, Z. 7. Der sog. historischen Schule gehörten unter den Rechtsgelehrten u. a. Savigny und Eichhorn an. — Zu „Goethesche Kunstperiode" vgl. S. 58, Z. 33ff. — Z. 13f. Leopold von Ranke unternahm auf Kosten der preußischen Regierung von 1827 bis 1831 eine große Studienreise.

S. 111. Z. 7. Heine hat über sein Geburtsjahr widersprechende Angaben gemacht. Vgl. darüber Elster in der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte" 1891, S. 465ff. — Z. 15ff. Über diese Lehrer vgl. „Memoiren", S. 237ff. — Z. 21. Über Gottschalk und seinen Sohn Joseph van Geldern vgl. „Memoiren", S. 241. — Z. 29ff. Über Gustav Heine (1805—1886) vgl. Heine-Reliquien 1911, S. 23ff. und die dort mitgeteilten Briefe. — Charlotte Heine (1800—1899) war mit Moritz Embden (1790—1860) verheiratet. Über Maximilian Heine (1807—1879) vgl. auch den Aufsatz, den Heinrich Heine in verstelltem Stil über ihn geschrieben. Heine-Reliquien S. 294ff.

S. 112, Z. 4. Über das Duell mit Schaller vgl. Strodtmann, Heinrich Heine, 2. Aufl., Bd. 1, S. 191f. — Z. 30ff. Am 20. August 1823. Vgl. Strodtmann, a. a. O. Bd. 1, S. 272ff. — Z. 32. Heine irrt sich in der Jahreszahl. Der 1. Band der „Reisebilder" erschien im Mai 1826.

S. 116, Z. 3ff. Vgl. „Reisebilder". Stadt Lucca, Kapitel XVI, auch „Die romantische Schule", 2. Buch. (Teil 11, S. 82f.)

S. 118, Z. 3. Schlacht bei Lepanto nennt man den Seesieg der vereinigten italienischen und spanischen Liga-Flotte unter dem Oberbefehl Don Juan d'Austrias, des Sohnes Karls V., (1545—1578) über die Türken am 7. Oktober 1571. — Z. 35. Über diese Verfassungsurkunde Ludwigs XVIII. vgl. Teil 9, Anm. zu S. 101, Z. 7; Teil 10, Anm. zu S. 23, Z. 29.

S. 119, Z. 24. Das Wort: vivere militare est stammt von Seneca (Briefe 96,5). Vgl. Heine an Varnhagen, 28. März 1833: Ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Kriegführen. So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen ... Wir

armen Menschen, mit Tränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld diese Erde!

S. 120, Z. 5. Vgl. Horaz, Episteln II, 1, Vers 124 und Oden II, 7, 3. Strophe.

S. 123, Z. 19. Vgl. „Die Romantische Schule", Teil 11, S. 52. — Z. 27 f. Der spanische Schriftsteller Don Francisco de Quevedo y Villegas (1580 bis 1645) war berühmt durch seine „Sueños y discursos", die Moscherosch in den „Gesichten Philanders von Sittewald" (Straßburg 1645) nachgebildet hat. — Don Diego Hurtado de Mendoza († 1575) gilt als Verfasser des ersten Schelmenromans „Lazarillo de Tormes" (1554).

S. 124, Z. 4 f. Zu Samuel Richardson vgl. Teil 10, Anm. zu S. 308, Z. 4 f. — Z. 40. Über Fouqué vgl. „Die Romantische Schule", 3. Buch (Teil 11, S. 124 ff.) und dagegen „Geständnisse", Teil 12, 1. Hälfte, S. 184.

S. 125, Z. 1. Der ungeheuerliche Ritterroman „Amadis von Gallien" geht auf den Portugiesen João de Lobeira (1278) zurück. — Z. 14. Zu Ludwig Tieck vgl. „Die Romantische Schule" (Teil 11, S. 31) und Otto zur Linde, Heine und die deutsche Romantik. Freiburg 1899, S. 18 ff.

S. 126, Z. 20. Heine liebt die Muse Petrarcas ebensowenig wie die Päpste; die christliche Lüge im Leben haßt er ebensosehr wie in der Poesie (Brief an Moser, 8. November 1836).

S. 127, Z. 2. Vgl. Shakespeares „Hamlet" III, 2: modesty of nature. — Z. 11 f. Panaschiert (panache = Helmbusch) = buntgestreift. — Z. 21 ff. Vorbildlich für die Reiseromane des 18. Jahrhunderts war des englischen Humoristen Lawrence-Sterne „Sentimental journey through France and Italy by Mr. Yorick". Vgl. St. Vacano, Sterne und Heine. Berlin 1907.

S. 128, Z. 34 f. Personen aus Karl Friedrich Hensslers romantisch-komischem Volksmärchen „Das Donauweibchen". Musik von Ferd. Kauer.

S. 129, Z. 36. Wechselreden des Salomon und Markolf. Vgl. von der Hagen und Büsching „Deutsche Gedichte des Mittelalters", Berlin 1808, Bd. 1 und Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hrsg. von Paul und Braune 2, 1.

S. 130, Z. 1. Hidalgo (portug. hijo de algo, Sohn von jemand) = Edelmann. — Z. 35. Vgl. Heines Briefe vom 4. Februar und 1. März 1836. Der Maler, Zeichner und Kupferstecher Tony Johannot zählte mit seinem Bruder Alfred zu den Pariser Modekünstlern. Vgl. sein Gemälde Heines im Briefwechsel (hrsg. von Hirth), II, 100.

S. 131, Z. 1. Cul-de-lampe, Ausdruck der Buchdruckersprache, = Schlußverzierung. — Z. 20. Saillant = hervorstechend. — Z. 27. Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), der Illustrator unserer Klassiker und zahlreicher Taschenbücher, schuf 2075 Radierungen. Vgl. Wilh. Engelmann, Daniel Chodowieckis Sämtliche Kupferstiche. Leipzig 1857, S. 45 f. — Z. 29. Daniel Berger (1744—1824), Kupferstecher, besonders als Illustrator bekannt. Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Weimarscher Schriftsteller und Buchhändler, veröffentlichte seine Bearbeitung des „Don Quixote" zuerst Leipzig 1775—76 in 6 Bänden.

S. 132, Z. 10. Über Decamps vgl. „Französische Maler", Teil 8, S. 31 ff.

— Z. 16. Adolf Schrödter (1805—1875), der Maler des Rheins und des Weins. Von seinen meisterhaften Bildern zum „Don Quixote" meint Heine das in der Berliner Nationalgalerie befindliche „Don Quixote, die Amadis studierend" (1834). — Z. 23. Der zweite Teil des „Buches der Lieder" wurde später „Neue Gedichte" genannt.

S. 133, Z. 14. Der „Ratcliff" kam erst in der 3. Auflage hinzu. 1844 trat „Deutschland. Ein Wintermärchen" an seine Stelle. — Z. 23. Teil 8, S. 383 ff. — Z. 26 f. Schlechter, doch vollständiger Abdruck des Bildes von Moritz Oppenheim 1831.

S. 135, Z. 3. „Das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß war 1835 erschienen. — Z. 33. Justinus Kerner, der Oberamtsarzt in Weinsberg, veröffentlichte 1829 sein spiritistisches Buch „Die Seherin von Prevorst". Über die Wurstaufsätze gibt Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 8, S. 206 f., Aufschluß.

S. 136, Z. 12. Über Karl Mayer vgl. Teil 5, S. 93. — Z. 25. Diese drei Sternchen setzte Campe nach Heines Vorschlag (Brief vom 7. Juli 1838) für den in der Handschrift stehenden Namen Mörike.

S. 137, Z. 8. Über Theodor Winkler vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 95, Z. 15. — Z. 22. Lenau wird in Laubes Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart 1840, Bd. 3, S. 254 f., als „sinniges, ungemeines Talent" gerühmt, das zu Mächtigerem berufen sei, als der kleinen schwäbischen Welt angeschlossen zu sein. — Z. 30. Über Menzel, der aus Waldenburg in Schlesien stammt, vgl. Teil 8, S. 265 ff. — Z. 34. Über Joh. H. Voß vgl. „Die Romantische Schule", 1. Buch. (Teil 11, S. 37 ff.)

S. 138, Z. 2 f. Gemeint sind Börnes „Menzel, der Franzosenfresser" (Paris 1837) und D. Fr. Strauß' „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu", 2. Heft, Tübingen 1837. — Z. 17. Der Brief Menzels an Mundt vom 25. September 1835 wurde von diesem im „Freihafen", Altona 1840, Bd. 3, S. 269, mitgeteilt.

S. 139, Z. 13 ff. Vgl. Teil 9, S. 15, Z. 22 ff. und Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, 1911, S. 167 f. — Z. 27. Atte (gotisch atta) = Vater; Memme = Feigling, auch = weibliche Brust, säugende Mutter.

S. 140, Z. 16. Semilasso ist Fürst Hermann Pückler-Muskau, nach seiner Reisebeschreibung „Semilasso in Afrika", Stuttgart 1836. Vgl. Anm. zu Teil 10, S. 11, Z. 5. — Z. 38. Heine vermengt hier offenbar Schubarts „Fürstengruft" und Schillers Jugendgedicht „Die schlimmen Monarchen". Vgl. Güntter-Witkowskis Schillerausgabe, Bd. 3, S. 192 ff.

S. 141, Z. 4. Gustav Pfizers Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz" erschien 1838 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", Bd. 1, S. 167—247. — Z. 7. Kotisieren = beitragen, zusammenschießen.

S. 142, Z. 15. Zu Old-Bailey vgl. „Englische Fragmente" V, Teil 7, S. 236, Z. 16 und Anm. dazu.

S. 143, Z. 9. Über Ludwig Uhland vgl. „Die Romantische Schule", 3. Buch. (Teil 11, S. 127 ff.)

S. 147, Z. 14. Vgl. die Einleitung zu den „Französischen Zuständen",

Teil 9, S. 8ff. — Z. 29. Campe verlegte nur die beiden ersten Bände von Börnes „Briefen aus Paris" (1832ff.) in Hamburg, die übrigen in Paris. — Z. 33. Vgl. dazu Heines Erklärung vom 19. März 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" (27. März 1835).

S. 148, Z. 9. Über die Verstümmelungen der „Romantischen Schule" vgl. Heines Brief vom 20. Dezember 1836 und die Einleitung zu Teil 11.

S. 149, Z. 2. Vgl. Anm. zu S. 138, Z. 17.

S. 150, Z. 17. Also den „Neuen Gedichten".

S. 151, Z. 6f. Vgl. dazu die Briefe Gutzkows bei Houben a. a. O.

S. 153, Z. 22. D. i. Theodor Winkler vgl. S. 137, Z. 8 und Anm. — Eduard Heinrich Gehe aus Dresden war dort seit 1832 Zensor. Vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 45, Z. 22. — Z. 31. levissima culpa = sehr geringe Schuld.

S. 154, Z. 8. Über Eduard Beurmann gibt Houben a. a. O., S. 158ff. Aufschluß. — Z. 11. Zu Ludwig Wihl vgl. die Einleitung, S. 11f., 17.

S. 155, Z. 7. Dr. Matthias Runkel, Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten".

S. 157, Z. 24. Vgl. „Französische Zustände", Teil 9, S. 75.

S. 159, Z. 36ff. Artikel 2 gehört zeitlich vor Artikel I der „Lutezia". Teil 10, S. 18.

S. 160, Z. 2. Zu Sebastiani vgl. Teil 9, Anm. zu S. 68, Z. 40. — Z. 21. Vgl. Teil 10, S. 24, Z. 14 Anm. — Z. 24. Zu Cormenin vgl. Teil 10, Anm. zu S. 27, Z. 6f.

S. 161, Z. 9. Adelaïde Eugène Louise von Orléans. — Z. 39f. Vgl. Teil 10, Anm. zu S. 24, Z. 14ff.

S. 162, Z. 38. Laubes „Geschichte der deutschen Literatur" erschien Stuttgart 1839—40 in vier Bänden.

S. 163, Z. 3. Friedrich Bouterweks „Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit" erschien Göttingen 1801—19 in 12 Bänden. — Z. 14. Karl Rosenkranz schrieb eine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter", Halle 1830. Sein größeres Buch ist das dreibändige „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie", Halle 1832—33. — Z. 34ff. Artikel 3 gehört zeitlich hinter Artikel XXVII der „Lutezia". Teil 10, S. 106.

S. 164, Z. 29. Zu Louis Blanc, dessen „Organisation du travail" 1840 erschien, vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 230, Z. 10. Über Lamennais vgl. Teil 10, Anm. zu S. 30, Z. 11.

S. 165, Z. 21. Henri Alphonse Esquiros (1814—1876), Schriftsteller und Politiker.

S. 166, Z. 26. „Le Père Duchesne" ist der Name eines demagogischen Hetzblattes, das viel zum Ausbruch der Schreckensherrschaft (Juni 1793 bis Ende Juli 1794) in Paris beigetragen hat. Es wurde von Jacques René Hébert (1757—1794) geleitet, der auf dem Schafott endete. — Z. 35f. Thomas de Torquemada († 1498), spanischer Großinquisitor, berüchtigt wegen seiner fanatischen Ketzerverfolgungen.

S. 167, Z. 9. Sie enthielt die Antwort auf die Thronrede Ludwig Phi-

lipps. — Z. 13ff. Artikel 4 gehört zeitlich hinter Artikel XXXVI der „Lutizia". Teil 10, S. 143.

S. 169, Z. 24. Thomas Moores „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" erschienen London 1831.

S. 173, Z. 32. Theobald Wolfe Tone (1763—1798). Seine Tagebücher wurden 1826 von seinem Sohne herausgegeben: Life of Th. W. T. by himself, continued by his son, with his political writings. Washington. 2 Bde.

S. 174, Z. 21. Yeomen bedeutet Pächter und kleine Grundbesitzer. Sie bilden die Yeomanry, die freiwillige Kavallerie in England und Schottland.

S. 178, Z. 9. Zu Michelet vgl. Teil 10, Anm. zu S. 250, Z. 5. — Z. 23ff. Artikel 5 gehört zeitlich nach Artikel XLIII der „Lutezia". Teil 10, S. 169.

S. 179, Z. 10f. Gemeint ist das Eisenbahnunglück zwischen Paris und Versailles am 8. Mai 1842. Vgl. „Lutezia", Teil 10, Anm. zu S. 194, Z. 11.

S. 180, Z. 15. Sie wurden am 17. Dezember 1846 zuerst aufgeführt. Hiernach richtet sich die Datierung dieses Briefes. — Z. 22. Über Heines Verhältnis zu Meyerbeer vgl. Fr. Hirth in Cottas „Der Greif", Dezember 1913 und Januar 1914. — Z. 37. Rouerie (eigtl. Benehmen eines Wüstlings) = Gauner-, Schelmenstreich.

S. 181, Z. 11. Über Jenny Lind vgl. Teil 10, S. 307, Z. 2ff. — Z. 32. Das heutige Covent Garden Theatre, auch seiner ursprünglichen Bestimmung nach Royal Italian Opera genannt, wurde 1658 erbaut. Drury Lane Theatre, 1663 eröffnet, liegt in der Nähe von Covent Garden.

S. 182, Z. 5f. Gaetano Fraschini, Opernsänger (Tenor), geb. 1817. — Italo Gardoni (1820—1882), Opernsänger, seit 1846 am Théâtre-Italien. — Über den berühmten Bassisten Luigi Lablache (1794—1858) vgl. Teil 10, Anm. zu S. 132, Z. 9. — Z. 9. Heines „Faust" kam nicht zur Aufführung. Vgl. Teil 12, 1. Hälfte, S. 9ff. — Z. 11ff. Verdi, I masnadieri (London 1847).

S. 183, Z. 30. Über den „Reformator der deutschen Israeliten" vgl. Saon II, Teil 8, S. 201ff.

S. 185, Z. 1. Heine meint wohl das von Ernst Elster angegebene Werk: éographie ancienne des Etats barbares d'après l'allemand de Manert, par MM. L. Marcus et Duesberg 1842. — Z. 10. Der englische eisende James Bruce (1730—1794) machte sich durch die Erforschung des ilgebiets verdient. Die Ergebnisse seiner Tätigkeit legte er in dem 5bänigen Werke „Travels to discover the sources of the Nile" nieder. — redrik Hasselquist (1722—1752), schwedischer Naturforscher, starb auf seier Palästinareise, die er in seinem von Linné herausgegebenen Werke „Iter alaestinum" (1757) beschrieb. — Z. 36. Zu Eduard Gans vgl. Anm. S. 187, Z. 23.

S. 186, Z. 11. Leopold Zunz (1794—1886) legte den Grund zu einer wisnschaftlichen Behandlung der jüdischen Literatur. Er war Redakteur der eitschrift des von ihm mitbegründeten „Vereins für Kultur und Wissen-

schaft der Juden", dem auch Heine seit August 1822 angehörte, und leitete 1825—29 die jüdische Gemeindeschule. — Z. 22. Lazarus Bendavid (1762 bis 1832), Mathematiker und Philosoph, hielt in Wien Vorlesungen über die drei Hauptwerke Kants und siedelte später nach Berlin über, wo er das jüdische Schulwesen förderte. Der Aufsatz „Über den Glauben der Juden an einen künftigen Messias. Nach Maimonides und den Kabbalisten" steht im 2. Heft der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums" 1822, S. 197 bis 230.

S. 187, Z. 7. Der Bankier Moses Moser (1796—1838), Heines Freund, war wie Zunz einer der Mitbegründer des genannten Vereins. — Z. 23. Eduard Gans (1798—1839), ein Jugendfreund Heines. (Vgl. die Tannhäuser-Travestie: „Das ist der Gans in Berlin, der liest/Dort über das letzte Jahrhundert.") Er war das Haupt des am 27. November 1819 gegründeten und 1824 aufgelösten „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden". Heine hatte ihn bei Elise von Hohenhausen kennen gelernt.

S. 188, Z. 5. Karl von Savigny (1779—1861) gehörte zu der von Heine in „Der neue Alexander" erwähnten „historischen Schule" der Rechtswissenschaftler. In dem Gedicht „Die Menge tut es" heißt er „der elegant geleckte, süßliche Troubadour der Pandekten". Vgl. auch Teil 10, Anm. zu S. 140, Z. 19; Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 18, Z. 16. — Z. 12 ff. Goethes Faust II, Vers 8754 ff. Im vorletzten Vers fehlt bei Heine „irgend" hinter „immer".

S. 189, Z. 7. Esoterisch = innerlich, geheim. — Z. 11. Philo, jüdischer Philosoph in Alexandrien (gest. um 54 n. Chr.).

S. 190, Z. 14. Der Dichter ist Heine selbst.

S. 191, Z. 25. Die Baronin Betty von Rothschild ist gemeint.

S. 192, Z. 17. Diesen Professor Duisberg nennt Heine in einem Brief an Laube vom 6. Oktober 1840 seinen Freund (vgl. Briefwechsel II, 349).

S. 193, Z. 18. Der Orientalist Salomon Munk (1805—1867), Mitglied des Institut de France, einer der Begründer der Alliance Israélite Universelle, wurde 1865, obwohl erblindet, Professor der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprachen am Collège de France. Vgl. den Gedenkartikel zu seinem 40. Todestage in „Ost und West", 1907, S. 785—804 (mit Porträt).

S. 194, Z. 20. Abracadabra, nach Ansicht der Alten ein Zauberwort gegen gewisse Krankheiten. Die Buchstaben wurden in folgende Dreiecksform gestellt, woraus die Wiederkehr des Wortes leicht ersichtlich ist:

A B R A C A D A B R A
B R A C A D A B R
R A C A D A B
A C A D A
C A D
A

S. 194, Z. 40. Der Schriftsteller Esra war der eigentliche Begründer des nachexilischen reinen Judentums, dessen Gesetze er auf mosaischer Grundlage erneuerte und dem Volke durch besondere Vorlesungen einschärfte. 458 zog er

mit der Schar der Verbannten, versehen mit einem Geleitbrief des Artaxerxes, von Babylon nach Jerusalem und brachte hier unter dem Schutz der persischen Regierung die neue Gesetzgebung zum Abschluß.

S. 195, Z. 26. Der erwähnte Artikel in der „Revue des deux Mondes" vom 15. April 1844 stammte von Daniel Stern (= Gräfin d'Agoult). — Z. 28. Zu Verfasserin der „Corinna" vgl. Teil 12, 1. Hälfte, S. 177ff.

S. 196, Z. 18. Anna Radcliffe (1764—1823) schrieb z. B. The romance of the forest (1791), The mysteries of Udolphō (1794) und The Italian (1797). — Tour de Nesle, Turm im alten Paris an der südlichen Stadtumwallung, so genannt nach dem berüchtigten, am linken Seineufer in seiner Nähe gelegenen Hôtel de Nesle, wohin Ludwigs X. buhlerische Gemahlin die Opfer ihrer Lüste lockte, um sie hernach in die Seine werfen zu lassen. A. Dumas und Gaillardet schrieben 1832 ein fünfaktiges Drama „La Tour de Nesle", das seit dem 29. Mai fünfhundertmal hintereinander aufgeführt wurde (mit Bocage als Buridan). — Z. 20. Spadassin = Raufbold, Mörder. — Z. 24. Zu Seïden vgl. Teil 10, Anm. zu S. 45, Z. 23. — Z. 28ff. Vgl. Geständnisse, Teil 12, 1. Hälfte, S. 182.

S. 197, Z. 1. Ratelier = künstliches Gebiß. — Z. 4ff. Vgl. Geständnisse, Teil 12, 1. Hälfte, S. 181. — Z. 11. Zu George Sand vgl. Teil 10, S. 30ff. und Anm. zu S. 37, Z. 2 und S. 39, Z. 11. — Z. 13. Delphine Gay, Madame Emile de Girardin (1804—1855) hatte sich durch ihre Gedichte („Essais poétiques" 1824/5) und vor allem durch ihre Pariser Briefe, die von 1836—1839 in der von ihrem Gatten gegründeten konservativen „Presse" erschienen, einen Namen gemacht. — Maria Merlin, auch im Briefwechsel Heines erwähnt, Bd. 2, S. 420. — Louise Révoil (1810—1876), Gattin des Komponisten Hippolyte Colet (1809—1851). Vgl. den Aufsatz von J. de Mestral-Combremont in La Grande Revue 1912. Sie schrieb Fleurs du Midi (1836), Poésies (1844), Historiettes morales (1844) u. a. m. — Z. 22. Über die Fürstin Belgiojoso vgl. Teil 10, Anm. zu S. 242, Z. 30. — Z. 38. Entrefilet = Zwischensatz, in den redaktionellen Teil einer Zeitung eingeschobener kurzer Artikel. — Z. 39ff. Vgl. Geständnisse, Teil 12, 1. Hälfte, S. 182, Z. 13ff.

S. 198, Z. 12. Victor Hugo schrieb eine Trilogie „Les Burgraves", 1843.

S. 199, Z. 11ff. Vgl. Geständnisse, Teil 12, 1. Hälfte, S. 193, Z. 3ff. — Z. 16. Über Pierre Leroux vgl. Teil 10, S. 261 und Anm. zu S. 39, Z. 30. — Z. 35. Zu Victor Cousin vgl. Teil 10, Anm. zu S. 22, Z. 29; S. 262, Z. 6; ferner Teil 11, S. 144ff.

S. 200, Z. 4. Über Ludwig Feuerbach vgl. Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 205, Z. 12. — Z. 40. Über Heinrich Beer vgl. Teil 12, 1. Hälfte, S. 198, Z. 24 Anm.

S. 201, Z. 2. Hegel las erst im Winter 1822/3 ein Kolleg über „Philosophie der Weltgeschichte". — Z. 32. Vgl. Teil 8, S. 189.

S. 203, Z. 25ff. Weills „La guerre des paysans" erschien Paris 1847. — Diese tumultuarischen Aufsätze sind die Flugschriften „Feu et

flamme" und „Feu contre feu; réponse à un ultramontain" aus der Mitte der 40er Jahre.

S. 204, Z. 1. Zu Horaz Vernet vgl. „Französische Maler", Teil 8, S. 24ff.

S. 205, Z. 18. Der Anfang von Ludw. Hch. Christoph Höltys Gedicht: Der alte Landmann an seinen Sohn lautet: „üb' immer Treu und Redlichkeit."

S. 208, Z. 22. Zu Lamartine vgl. Teil 10, Anm. zu S. 214, Z. 27; Teil 12, 1. Hälfte, Anm. zu S. 231, Z. 36.

S. 209, Z. 13. Lamartines „Histoire des Girondins" erschien Paris 1847 in 8 Bänden. — Z. 15f. Thiers „Histoire de la Révolution française" erschien Paris 1823/1826 in 6 Bänden. — Eugène Sue gab 1842/3 seinen sozialistischen Roman „Les Mystères de Paris" in 10 Bänden heraus.

S. 210, Z. 19. Zu Carnot vgl. Teil 10, Anm. zu S. 261, Z. 35. — Z. 24ff. Im Nationalkonvent (1793) führte die gemäßigte Partei den Spottnamen Marais (= Sumpf) im Gegensatz zu den radikalen Montagnards, den Mitgliedern der Bergpartei. Vgl. Teil 10, S. 259, Z. 12f.

S. 211, Z. 37f. Prestidigitatorisch = taschenspielerisch.

S. 212, Z. 9f. über den Physiker Arago, der 1848 Kriegs- und Marineminister wurde, vgl. Teil 10, Anm. zu S. 119, Z. 27. Sein Bruder Etienne Arago, der auf den Barikaden mitkämpfte, wurde 1848 Direktor der Post. — über Crémieux vgl. Teil 10, Anm. zu S. 50, Z. 1f., S. 114, Z. 29. — über Armand Marrast, Mitglied der provisorischen Regierung 1848, vgl. Tei 9, Anm. zu S. 44, Z. 9f. — Jacques Charles Dupont de l'Eure (1767—1855) war 1848 Präsident der provisorischen Regierung.

S. 214, Z. 38. Vgl. Teil 10, S. 11.

S. 215, Z. 27. Heine meint George Farquhars (1678—1707) Komödie „Love and a bottle".

S. 216, Z. 1ff. Der Angriff Heines auf Jakob Venedey im 1. Band der „Vermischten Schriften", 1854, S. 204—12, veranlaßte den als „Kobes der Erste" Verspotteten, öffentlich gegen Heine und sein Wesen aufzutreten. (Kölnische Zeitung, 30. November 1854, Nr. 332.) Daß es so spät geschehe, rechtfertigt Venedey durch das Eingeständnis, Heine habe ihn in früheren Zeiten persönlich verpflichtet. „Ich achtete ihm gegenüber das Gastrecht, wie schwer mir dies auch oft geworden. Jetzt hat Heine selbst das Siegel gebrochen, das mir ihm gegenüber bis heute den Mund geschlossen hatte. Ich sah voraus, daß es — trotz mancher persönlichen Berührung mit Heine, deren Offenlegung ihm weder Freude machen, noch zur Ehre gereichen würde*) — dennoch dazu kommen werde, weil unsere Naturen schroffe Gegensätze bilden. Aber ich

*) Anspielung auf das von Venedey geleitete Journal „Der Geächtete" (1834 bis 1836), in dessen sechstem Heft Heine einen Aufsatz „Die zukünftige Revolution Deutschlands" (vgl. Teil 8, S. 252ff.) veröffentlicht hatte, und Heines Bemühungen, nach Unterdrückung des als staatsgefährlich denunzierten Blattes durch Thiers eine Aufhebung des Ausweisungsdekrets für Venedey zu erlangen. Vgl. Strodtmanns Heinebiographie 2, Bd. 2, S. 219 und Glossy, Liter. Geheimberichte. Grillparzer-Jahrbuch. 21. Jahrg., Anm. S. 22; 22. Jahrg., S. 18, 89, 100. Über das seltene Blatt „Der Geächtete" vgl. F. Hirth in der „Zeitschr. f. Bücherfreunde" 1915—16, II, S. 193—197.

dachte, die Angriffe Heines gegen mich würden erst in dem nachgelassenen Schmutze vorkommen, den Heine seit lange sammelt. Ich freue mich, daß er nicht bis dahin hat warten können, denn so macht er mir die Gegenwehr leichter. Wie krank der Mann auch ist, so hat sein Geist immer noch Gift genug, um jedem Kampfe mit ihm seine Gefahr zu geben, was einem Ehrenmann sicher mehr zusagt, als einem verstorbenen Feinde entgegentreten zu müssen." — Nach dieser Vorbemerkung folgt das Gedicht:

An Heinrich Heine.

I

Es haben schon manchmal mich angebellt
So Bürschchen von deinem Gelichter,
Ganz geistreiche Bläffer der feinsten Art,
Wie du, neumodische Dichter.

Ich dachte: Laß bellen das windige Volk,
Hat keiner doch je mich gebissen;
Du aber bist tapfrer als alle sie sind;
Hast rücklings mit Kot mich beschmissen*).

Du durftest es wagen ganz ohne Gefahr,
Wir hörten ja alle dich lehren:
„Viel besser lebendig ein schäbiger Hund
Als tot ein Löwe in Ehren."

II

„Auch ich bin ein Maler!" — mag hier und dort
Auch eins meiner Bilder mißglücken; —
Und wärst du ein Mann und wärst du nicht krank,
Ich malte dir was auf den Rücken.

Die Krankheit allein, sie gibt dir den Mut,
An Männer von Ehr' dich zu wagen;
Du denkst, weil du so elend daliegst,
Sie müßten den Hohn wohl ertragen.

Doch schützet dein Kranksein den Rücken dir nur,
Und nicht auch die freche Stirne;
Brandmalen will ich ein Zeichen daran
Als Schild zu deinem Gehirne.

III

Denkst du, daß je ein Ehrenmann
Ob deinem Witz vergessen,

*) Bei Elster VII, 541: Du hast mich von hinten besch . . . . .

Daß du französisch Sündenbrot
Der Polizei gegessen?

Hast du nicht feige ausgeharrt,
Bis Börne hingegangen,
Eh du dich gegen seinen Zorn
Ein Wort nur unterfangen?

Hast du nicht Frauenehr' beschmutzt,
Wo Männer dich verletzet?
Und hast, wo du 's nicht selbst gewagt,
Nicht andre du gehetzet?

Dein eigen Blut, dein Vaterland
Hast du mit Kot besudelt,
Und dafür stets und allerwärts
Dich selber lobgehudelt.

Dein Mut wie deine Liebe sind
Erheuchelt nur gewesen,
War alles, alles Lug und Trug
In deinem ganzen Wesen.

Drum ärgert dich der Ehrenmann,
Der aufrecht stets gestanden;
Sein ruhig stilles Selbstgefühl
Macht deinen Witz zuschanden.

IV

Du weißt, was Mannesart sonst schmücket,
Und auch, wo, Held, der Schuh dich drücket,
Drum rufst du aus: „Bin ein Talent,
Das seine ganze Würde kennt,
Nichts abgeschmackter
Als ein Charakter!"

Den Stolz, dem Fuchse angeboren,
Den Schwanz hatt' einst ein Fuchs verloren;
Der rief wie du: „In seinem Glanz
Erscheint der Fuchs — erst ohne Schwanz!
Nichts abgeschmackter
Als ein Charakter!"

V

Warst ja auch ein Grieche sonst,
Zähltest dich zu den Hellenen.
Lazarus, ach! dazu fehlt
Dir nur etwas auf den Zähnen.

Fluchte doch dem Gotte selbst,
Der ihn hatte fesseln lassen,
Noch Prometheus, als am Fels
Adler ihm das Herz zerfraßen.

Keiner hörte winseln ihn,
Keiner ihn in Schmerzen stöhnen;
Das war so der Griechen Art,
Lag im Blute der Hellenen.

Hast ja auch gelästert Gott —
Doch dein Hohn war eitel Lügen;
Jetzt, jetzt lügst du wieder nur,
Hofft den Teufel zu betrügen.

VI

Was ich gewollt, getan, bist du
Zu würd'gen nicht imstande;
Denn, was wie Ehrensold dir lacht,
Brennt mich wie heiße Schande.

Hab' ruhig meine Pflicht getan,
Nicht rechts, nicht links gewanket;
Frug niemals, was mir's eingebracht,
Und ob mir's wer verdanket.

Das aber gibt mir heut das Recht
Und auch die Pflicht, zu sprechen
Und an dem schnöden Lügengeist
Der Wahrheit Geist zu rächen.

VII

Verzeih, mein deutsches Volk,
Daß ich die Geißel nehme
Und heute nicht wie sonst
Des Fuchtelamts mich schäme.

Es gilt dem Menschen nicht,
Der krank dort und gebrochen,
Es gilt dem Lügengeist,
Der stets aus ihm gesprochen.

Dem Geiste, dem's genügt,
Talentvoll nur zu scheinen,
Um Ehre, Treu' und Recht
In Keckheit zu verneinen.

Dem Geist, des luft'ge Form
Du, Heine, erst geschaffen,
Und den dir nachgemacht
So viele feine Affen.

Dem Geist, der an der Spree
Mit ritterlicher Lüge
Im Russensolde späht,
Wie Deutschland er betrüge.

Dem Geist, der an der Themf'
Sein Vaterland verhöhnt,
Dem Geist, der, wo er ist,
Dem Lügenfrevel frönt.

Dem Geist, der keck und frech
Als Selbstgott sich gerieret
Und, wenn die Angst ihn packt,
Mit Gott auch kokettieret.

Verachtung, Trotz und Hohn
Dem Geist der Lügenlehre
Im Namen deutscher Pflicht
Und deutscher Mannesehre!

Zürich, 22. November 1854. J. Venedey.

Über frühere Beziehungen zwischen Heine und Venedey vgl. Briefwechsel II, 374ff., 418ff.

In einem am 25. Oktober 1835 von A. von Bornstett für Metternich verfaßten Geheimbericht über Heine in Paris heißt es in bezug auf den „jungen, ganz unerfahrenen, unbedeutenden und ganz unpraktischen" Venedey: „Als dieser Ultraradikale, stets einen Dolch bei sich tragende, von seinen Verdiensten äußerst eingenommene junge Mensch wegen seiner Umtriebe Paris und Frankreich verlassen sollte, war es Heine, der, um sich bei den Demokraten ein Verdienst zu machen, zum Minister Thiers ging und für Venedey gut sprach, so daß dieser junge Skribler in Havre und später in Straßburg blieb, vorige Woche sogar wieder in Paris ankam und damals bei seinem Abgang von Paris selbst eine Unterstützung von 150 Franken von der französischen Regierung als Reisegeld erhielt. Heine, obgleich er nur von der ‚revoluzionären Kanaille' spricht, wenn er glaubt, daß er nicht von ihnen gehört wird, tat dies, wie er sagte, ‚um Venedey in der Tasche und sich verpflichtet zu haben; man kann ihn vielleicht brauchen; überdem gibt mir das Relief bei den anderen und zeigt, wieviel Einfluß ich in Paris habe, und wie ich alle zurichten kann, wenn ich will'." (Draeger, Th. Mundt und seine Beziehungen zum Jungen Deutschland. Marburg, 1909, S. 158f.)

S. 216, Z. 3f. Vgl. 4. Mose 22, 21ff. — Z. 17. Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow († 1869) war russischer Oberbefehlshaber in der Krim während des Orientkrieges und verteidigte 1854/5 vergeblich Sewastopol.

S. 217, Z. 15. Exulanten = Vertriebene, Verbannte. — Z. 19f. Die „Soirées de St.-Pétersbourg" von Joſèphe Marie Comte de Maiſtre erſchienen Paris 1821 in 2 Bänden.

S. 218, Z. 9. Der Sekte der Zioniten, geſtiftet von dem Werkführer Elias Eller aus Elberfeld (1690—1750), galt dieſer als Zionsvater, ſeine zweite Frau, das Nähmädchen Anna vom Büchel (= Bökel?), als Zionsmutter. Sie trieb noch bis 1768 in Ronsdorf ihr Unweſen. Z. 23. Polyandrie = Vielmännerei.

S. 219, Z. 18. In der Oper „Robert der Teufel". — Z. 35. Vgl. Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris. 1854, Bd. 3, S. 97.

S. 220, Z. 12f. gris-pommelé = grau und weiß gefleckt.

S. 221, Z. 5. Zu Deburau vgl. Teil 9, Anm. zu S. 136, Z. 17. Jules Janin ſchrieb Deburau, histoire du théâtre à quatre sous pour faire suite à l'histoire du Théâtre Français (1832) und L'Ane mort et la Femme guillotinée (1829), 2 Bde. — Z. 20. affubler = ausſtaffieren. — Z. 23. Pierre de la Garde d'Hozier (1592—1660) und ſein Sohn René (1640—1732) widmeten ſich, wie auch andere Glieder der Familie, der Genealogie. — Z. 38. Antoine Galland (1646—1715), Überſetzer von „Mille et une nuits". Paris 1704ff.

S. 222, Z. 26f. Litière (eigtl. Strohlager) = Sänfte. — Palankin = orientaliſche Sänfte. — Z. 32f. Unter Anlehnung an la carapace = Rückenſchild der Schildkröte fälſchlich gebildet für „kaparazoniert", von caparaçonné = mit Decken behängt.

S. 223, Z. 12f. Obésité = Fettleibigkeit. — Z. 21. diaphan = durchſichtig.

S. 224, Z. 11. Über den Violinvirtuoſen Alexandre Jean Boucher vgl. Teil 12, 1. Hälfte, S. 25, Z. 24f. Anm.

S. 225, Z. 15. Die Überſetzung des Schreibens an den Dekan in Göttingen lautet folgendermaßen:

Ehrwürdiger und vielweiſer Herr Dekan!

Berühmte, ſehr gelehrte und verehrteſte Herren einer erlauchten Fakultät!

Da es mein Wunſch iſt, mit den höchſten Ehren der juriſtiſchen Fakultät geſchmückt zu werden, wage ich Sie zu bitten, daß Sie mir die Geſetze, die ich durch Erklärung erhellen ſoll, angeben und mich zu einer perſönlichen Befragung über das Recht zulaſſen.

Mein Leben, hinreichend angefüllt mit Wirrniſſen und Ereigniſſen, allerdings mehr mit unglücklichen als mit glücklichen, will ich in wenigen Worten erzählen, wobei ich nur jene Umſtände hervorhebe, die äußerlich den größten Einfluß auf die Ausbildung meines Geiſtes in den Künſten und Wiſſenſchaften gehabt haben.

Ich bin geboren im Dezember 1779 zu Düſſeldorf am Rhein als älteſter von drei Brüdern, von denen der eine ſich der Landwirtſchaft, der andere der Heilkunde widmet. Mein Vater Siegm. Heine, ehemals Soldat, ſpäter Kaufmann, jetzt krank und fern von Geſchäften lebend, hatte in beſſeren Tagen die Eliſa-

beth de Geldern geheiratet, meine Mutter, jetzt des kranken Gatten vortreffliche Pflegerin, Genossin seiner Sorgen und Trost seines Alters.

In meiner Jugend wurde ich im Franziskanerkloster zu Düsseldorf in den ersten Anfangsgründen der Erziehung und Bildung unterwiesen. Den sehr ehrwürdigen, jetzt verstorbenen Herrn Schallmeyer, weiland katholischer Theologe und Rektor des Düsseldorfer Gymnasiums, verehrte ich voll Hochachtung als den ersten Pfleger meines Herzens und meines Geistes. Ich genoß den Unterricht dieses ausgezeichneten Mannes, als ich unter die Zahl der Schüler seines Gymnasiums aufgenommen wurde, dessen sämtliche Klassen ich der Reihe nach durchlief. Dann verließ ich diese Heimstätte der Wissenschaft, als bei dem zweiten drohenden Kriege gegen die Franzosen die oberste Klasse des Gymnasiums von allen Schülern entblößt wurde und der größte Teil, ich mit ihnen, dem Vaterland seine Dienste anbot, das zwar von denen, die sich von uns zur Verfügung stellten, nur wenige brauchte, da bald darauf der Pariser Friede eintrat.

Dann begab ich mich um die Mitte des Jahres 1819 nach Bonn und besuchte die in dieser Stadt eben gegründete Universität und die juristischen Vorlesungen von Mackeldey und Welcker, ebenso die historischen und ästhetischen Vorlesungen von Schlegel, Hüllmann, Arndt, Radlof usw., die mir alle ganz hervorragendes Wohlwollen bewiesen. Im Oktober 1820 begab ich mich zur Göttinger Universität, wo ich nur ein Semester blieb, weil es mir zustieß, daß ich wegen Übertretung des Duellverbots mit dem Consilium abeundi sie verlassen mußte. Ich hörte damals die Vorlesungen von Sartorius und Beneke, die mich beide, vornehmlich jener, besonderer Gunst würdigten. Dann begab ich mich auf die Universität Berlin, wo ich im April 1821 unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde, gab mich bis Dezember 1823 eifrig dem Studium hin und besuchte in dieser Zeit die juristischen Vorlesungen von Hasse und Schmalz, sowie die philosophischen Vorlesungen von Hegel, Wolf, Bopp, Raumer u. a. Dann ging ich schließlich nach Göttingen, wo ich Ihre Vorlesungen, hochberühmter Herr Dekan, und ausgezeichnete Männer einer erlauchten Fakultät, die ich mit tiefster Liebe und höchster Verehrung umfange, hörte.

Obwohl ich aber in diesen sechs Jahren, die ich dem Studium widmete, mich immer zur juristischen Fakultät bekannte, war es doch nicht meine Absicht, die Rechtswissenschaft als künftigen Lebensberuf zu betreiben, vielmehr bemühte ich mich, mir eine solche Bildung zu verschaffen, wodurch ich Geist und Herz zur humanitas gestalten könnte. Nichtsdestoweniger habe ich mich zwar über den sehr glücklichen Erfolg nicht sehr freuen können, da ich nicht wenige und gerade die nützlichsten Zweige vernachlässigte. Denn mit allzu großer Liebe betrieb ich die Philosophie, die Literaturen des Ostens und die des Mittelalters, vorzüglich des deutschen, und die der wichtigen jüngeren Völker. In Göttingen vollends widmete ich mich nur der Jurisprudenz, aber ein hartnäckiges Kopfleiden, das mich zwei Jahre bis heute quält, war mir ständig in unglaublicher Weise hinderlich und bewirkte, daß meine Kenntnisse nicht meinem Fleiß und Eifer entsprachen.

Vieles also, hochberühmter Herr Dekan und ausgezeichnete Männer einer erlauchten Fakultät, erhoffe ich von Ihrer Nachsicht, und ich verspreche, daß ich mich derselben später durch höchste Anstrengung meines Geistes nicht unwert erweisen werde.

Euer Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Göttingen, den 16. April 1825. Heinrich Heine.

S. 225, Z. 27. Wahrscheinlich Schreibfehler für 1797. Vgl. jedoch Anm. zu S. 111, Z. 7. — Z. 28 f. Zu Gustav und Max Heine vgl. Anm. zu S. 111, Z. 29 ff. — Z. 29. Der Vater hieß Samson Heine. Vgl. „Memoiren", Teil 12, 1. Hälfte, S. 257 ff.

S. 228, Z. 26 ff. Die in Einzelheiten abweichende Fassung der „Erklärung" in der Allg. Zeitg. bietet Hirth in „Heines Briefwechsel", Bd. 2, S. 46 f.

S. 229, Z. 3 f. In der „Leipziger Zeitung" vom 12. November 1833 wird aus Paris unter dem 2. November folgende Geschichte erzählt: Auf einer deutschen Abendgesellschaft machte man sich über Heines „lächerliche Anmaßung" lustig, durch sein bloßes Erscheinen in Deutschland eine Revolution zum Ausbruch bringen zu können. Als man indessen „seinen beißenden Witz, seinen einnehmenden Stil und die Feinheit seines Verstandes" lobte, bezweifelte das jemand aus der Gesellschaft und wettete, Heine durch eine Mystifikation dahin zu bringen, daß er sich selbst in den Belagerungszustand erkläre, gegen den er in seinen „Französischen Zuständen" so sehr geeifert habe. Man schrieb nun an Heine einen aus Frankfurt datierten Brief eines Herrn Nolte, in dem der Dichter vor mehreren preußischen Offizieren und einigen anderen Adeligen gewarnt wurde, da sie auf der Reise nach Paris seien, um ihn dort zu einem Pistolenduell herauszufordern. Auf der Anschrift wurde dann Paris durchgestrichen und dafür Boulogne sur Mer gesetzt, wo Heine sich im Bade befand. Nach Empfang dieses Briefes, so wird weiter berichtet, irrt nun „der unglückliche, sich verfolgt glaubende Heine ganz schwermütig in Paris umher, hält sich für einen Märtyrer der deutschen Freiheit und erzählt, wie die Preußen eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt hätten, und daß man ihn erschießen, erdolchen oder gar erdrosseln wolle. Bald geht er mit Doppelpistolen bewaffnet einher; bald will er sich an seinen abgesagten Feind, den Polizeipräfekten Gisquet, wenden und denselben um eine Eskorde von Munzipalgarden ersuchen; bald sich dem preußischen Gesandten in die Arme werfen, damit dieser ihm die Junker, die Hr. Heine so sehr haßt, vom Halse halte. — Kurz, der heroische Verf. der Französischen Zustände benimmt sich, als ob er selbst in stetem Belagerungszustand begriffen sei, und verzeiht jetzt dem König Louis Philipp gern seinen Etat de siège, der natürlich etwas mehr Aufsehn gemacht hat als der unsers Schriftstellers. In der Tat, es gehört mehr als — Eitelkeit dazu, um zu glauben, daß eine Gesellschaft preußischer Offiziere und Adeliger die Reise von Dresden nach Paris unternehmen werde, um einen mittelmäßigen Poeten und einen politischen Jakobiner, in dessen Leben weder Ordnung noch Notwendigkeit ist, auf Leben und Tod herauszufordern". Nach dieser Begebenheit, so schließt der Bericht, sei anzunehmen, daß „die eines

Marat würdige Schandschrift gegen Preußen", der Broschürendruck der „Vorrede" zu den „Französischen Zuständen", nur aus gekränkter Eitelkeit oder verweigerter Anstellung entstanden sei. — Z. 12f. Henri Gisquet war von 1831/6 Polizeipräfekt in Paris. — Freiherr Wilhelm von Werther war von 1824—1837 preußischer Gesandter in Paris.

S. 230, Z. 11. Über Luther vgl. „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", Teil 8, S. 158ff.

S. 233, Z. 14f. Vindizieren = in Anspruch nehmen, fordern. — Z. 18. Kontumazialurteil = gerichtliches Urteil gegen einen säumigen oder ungehorsamen Verklagten, Versäumnisurteil.

S. 236, Z. 4f. Gutzkows Roman „Blasedow und seine Söhne" erschien Stuttgart 1838/1839 in 3 Bänden. — Z. 20. Gutzkow antwortete im „Telegraphen" 1839, Nr. 75/6 auf Heines „Schriftstellernöten" mit dem Artikel: „Herr Heine und sein Schwabenspiegel." Vgl. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, 1911, S. 167f.

S. 238, Z. 19ff. Vgl. „Lutezia", Teil 10, S. 229.

S. 239, Z. 8. Levis nota = leichte Ehrenkränkung.

Karl Hanns Wegener.

Nachtrag.

S. 145ff. Die genaue handschriftliche Fassung der „Schriftstellernöten" bietet Fr. Hirth in „Heines Briefwechsel", Bd. 2, S. 271ff. Interessant sind folgende Abweichungen des Originals:

S. 149, Z. 32. „das B . . . h Adrian".

S. 150, Z. 5. „Lanterne". — Z. 30. „mehren".

S. 151, Z. 39. „pretenziosen".

S. 152, Z. 8. „schäbbig".

S. 153, Z. 18. „in welchen schändlichen Verdacht".

S. 155, Z. 3. „lobhudeln ihm". — Z. 11. „um Ihnen fühlen zu lassen".

S. 156, Z. 29. „aus geheimen Haß".

S. 241, Z. 5. Hirth (Briefwechsel III, 78) liest „erschüttert" statt „zerrüttet". — Z. 9f. „Wonnemonat" statt „Wonnemond". — Z. 20. „heiter herablächelte". — Z. 25. „obenerwähnten". — Z. 31. „und" statt „oder". — Z. 40. „derartige" fehlt.

S. 242, Z. 5. „ausbezahlt". — Z. 6. „belastet steht".

Alphabetisches Verzeichnis der Dichtungen und Schriften.

Die Ziffer vor dem Komma bezeichnet den Teil, die hinter dem Komma die Seite.

Almansor 5, 178.
Atta Troll 5, 9.
Autobiographische Skizze 12^2, 111.
Bäder von Lucca, Die 7, 89.
Beers „Struensee" 12^2, 44.
Bimini 5, 153.
Börne, Ludwig 11, 151.
Briefe aus Berlin 12^1, 17.
Buch der Lieder 2, 15.
Bühne, Über die französische 8, 438.
Denkschrift 12^2, 213.
Demokratische Schriften 12^2, 163.
Denunzianten, Über den 8, 265.
Deutschland, Briefe über 12^2, 195.
Deutschland. Ein Wintermärchen 5, 86.
„Don Quixote", Einleitung zum 12^2, 114.
Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts 12^2, 217.
Elementargeister 8, 336.
Englische Fragmente 7, 215.
Erklärungen und kurze Mitteilungen 12^2, 224.
Faust, Der Doktor 12^1, 132.
Februarrevolution, Die 12^2, 205.
Florentinische Nächte 8, 281.
Fragmente, Englische 7, 215.
Französische Bühne, Über die 8, 438
Französische Maler 8, 17.
Französische Zustände 9, 13.
Frühling, Neuer 2, 189.
Gedanken und Einfälle 12^1, 287.
Gedichte, Neue 2, 187.
Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Zur 8, 130.
Geschichtsauffassung, Verschiedenartige 12^2, 108.
Geständnisse 12^1, 173.
Götter im Exil, Die 12^1, 99.
Göttin Diana, Die 12^1, 124.
Guizot. — Der Herzog von Nemours usw. 12^2, 159.
Hamburg 12^2, 178.
Harzreise, Aus der (Ged.) 2, 148.
Harzreise, Die 6, 11.
Hebräische Melodien 3, 106.
Heimkehr, Die 2, 95.
Heines Leben und Schaffen. Von Paul Beyer 1, 7.
Historien 3, 7.
Ideen. Das Buch Le Grand 6, 109.
Immermann, s. „Tulifäntchen".
Intermezzo, Lyrisches 2, 68.
Italien:
I. Reise von München nach Genua 7, 17.
II. Die Bäder von Lucca 7, 89.
III. Die Stadt Lucca 7, 164.
John Bull 12^2, 73.
Junge Leiden 2, 22.
„Kahldorf über den Adel ꝛc.", Einleitung zu 12^2, 96.
Körperliche Strafe in England, Über 12^2, 79.
Lamentationen 3, 67.
Lazarus 3, 91.
Leiden, Junge 2, 22.
Letzte Gedichte 4, 160.
Lieder, Buch der 2, 15.
Loeve-Veimars 12^2, 219.

Lutezia. Erster Teil 10, 11.
Zueignungsbrief an den Fürsten Pückler-Muskau 10, 11.
Zweiter Teil 10, 164.
Anhang 10, 260.
Lyrisches Intermezzo 2, 68.
Maler, Französische 8, 17.
Marcus, Ludwig 12^2, 182.
Memoiren 12^1, 234.
Memoiren des Herren von Schnabelewopski, Aus den 8, 73.
Menzel, Wolfg., Die deutsche Literatur (Rez.) 12^2, 57.
Methfessel, Albert 12^2, 71.
Meyerbeers „Hugenotten" 12^2, 157.
Musenalmanach, Rhein.-westfäl. auf d. J. 1821 12^2, 38.
Nachlese zu den Gedichten 4, 11.
Nächte, Florentinische 8, 281.
Nachwort zum „Romanzero" 3, 151.
Neue Gedichte 2, 187.
Neuer Frühling 2, 189.
Nordsee, Die 2, 157.
Nordsee, Die. 3. Abteilung 6, 78.
Ollea, Zur 2, 267.
Polen, Über 12^1, 73
Rabbi von Bacherach, Der 8, 399.
Ratcliff, William 5, 230.
Reisebilder, Erster Teil 6, 11.
Zweiter Teil 6, 77.
Dritter Teil 7, 17.
Vierter Teil 7, 163.
Reise von München nach Genua 7, 17.
Religion und Philosophie in Deutschland, Zur Geschichte der 8, 130.
Reynolds, Thomas 12^2, 167.
Romantik, Die (Aufsatz) 12^2, 69.
Romantische Schule, Die 11, 5
Romanzen 2, 245.
Romanzero 3, 7.
Erstes Buch. Historien 3, 7.
Zweites Buch. Lamentationen 3, 67.
Drittes Buch. Hebräische Melodien 3, 106.
Romanzero, Nachwort zum 3, 151.
Rousseau, J. B., Gedichte und Poesien für Liebe und Freundschaft (Rez.) 12^2, 41.
Salon, Der. Erster Band 8, 5.
Zweiter Band 8, 123.
Dritter Band 8, 257.
Vierter Band 8, 389.
Schnabelewopski, Aus den Memoiren des Herren von 8, 73.
Schriftstellernöten 12^2, 145.
Schule, Die Romantische 11, 5.
Schwabenspiegel, Der 12^2, 132.
Sendschreiben an Jakob Venedey, Offenes 12^2, 216.
Shakespeares Mädchen und Frauen 11, 290.
Smets W., Tassos Tod (Rez.) 12^2, 19.
Stadt Lucca, Die 7, 164.
Testamente 12^2, 242.
Tee, Der 12^2, 94.
„Tulifäntchen", Änderungs-Vorschläge zum 12^2, 81.
Venedey, Sendschreiben an 12^2, 216.
Verschiedenartige Geschichtsauffassung 12^2, 108.
Verschiedene 2, 206.
Vorrede zum ersten Bande des Salon 8, 9.
Vorwort zum dritten Bande des Salon 8, 265.
Waterloo 12^1, 226.
Weills Novellen, Vorwort zu 12^2, 202
Wit von Dörring, Johannes 12^2, 78.
Zeitgedichte 2, 274; 4, 88.
Zustände, Französische 9, 13.

Namenverzeichnis.

Die Zahl, die den Teil bezeichnet, ist von der ersten, dazu gehörigen Seitenzahl durch ein Komma, weitere Seitenzahlen sind voneinander durch Punkte getrennt. Folgt eine neue Teilzahl, so steht nach der vorhergehenden Seitenzahl ein Semikolon.

A

Aaron 3, 34; 4, 202.
Abaelard, Peter 6, 146; 12^1, 333. [342. 535.
Abarbanel, Isaak 6, 147; 8, Abbt, Thomas 8, 201. 527.
Abd er Rahman III. 3, 123; 5, 266.
Abendroth (Senator) 6, 72.
Abraham 5, 144; 10, 248.
Abrantes, Herzogin von 8, 462. 543.
Absalon 3, 156.
Abunde (Fee) 5, 53. 57.
Accurst, Signor 10, 300.
Achilleus 3, 32; 6, 115; 8, 16; 12^1, 164. 182; 12^2, 196.
Ackermann, Komiker in Posen 12^1, 95.
Adalbert, der heilige 8, 75. 517; 12^1, 92.
Adam 2, 262; 4, 202.
Adam, Ad. Ch. 10, 160. 305.
Addison, Joseph 11, 335.
Adelaide Eugenie Luise, Schwester Ludwig Philipps 12^2, 161.
Adelung, Joh. Christoph 6, 129. 184.
Adonis 2, 246; 10, 177.
Adrian, Joh. Val. 12^1, 149.
Agis 7, 210.
d'Agoult, Gräfin 12^2, 195.
Agramanth 7, 211.
Agrippa Herodes 10, 260.
Agrippa von Nettesheim 12^1, 249. 378.
Agrippina 7, 65.
Aguado, Alexander 9, 99; 11, 272.
Ahasveros 6, 155; 10, 234.
Ailrik 3, 17.
Akaiba, Don Louis Fernando Perez 9, 112.
Aken, van (Menagerie) 12^1, 293.
Aktäon 5, 52; 6, 93.
Alba, Herzog v. 10, 199.
Alboin 7, 61.
Alcharisi, Jehuda ben Salomo 3, 130. 169.
Alexander der Große 3, 86. 121; 4, 100. 108; 7, 272; 8, 179 f; 9, 188; 10, 26. 112; 12^1, 131. 161 f.
Alexander I. von Rußland 12^1, 29. 327.
Alexander, Herr 9, 136.
Alexandrine Marie v. Preußen 12^1, 34. 48. 54. 57. 356.
Alexis, Willibald 6, 102. 156; 7, 163. 215; 8, 378. 538; 11, 54; 12^2, 58.
Alfieri, Graf Vittorio 9, 154.
Alfred der Große 7, 245.
Alkabiz, Salomo 3, 167.
Alkmene 12^1, 123.
Allah 2, 142, 255. [358.
Althing, Christian 12^1, 47.
Amadis von Gallien 7, 211.
Amaury-Duval, Eugen Em. 12^1, 313.
Amazia, König 8, 10.
Amburgh, van, Tierbändiger 12^1, 323.
Amor 2, 192. 256; 3, 12; 4, 201. 202; 6, 110.
Amos 8, 10.
Amphitrite 2, 163.
Amphitryo 5, 136.
Amram 3, 52.
Amuel, Joseph 12^1, 45.
Anacharsis (Szythe) 10, 352. [354.
Ancelot, J. A. P. 10, 33.
Ancillon, J. P. F. 4, 224.
Andersen, Hans Christian 8, 150. 522.
Andersen, Niels 12^1, 116 ff.
Angeli (Lustigmacher) 10, 53.
d'Angoulême, Madame 9, 184; 10, 21. 353.
Anna, Königin v. Engld. 9, 62.
Ansari 3, 45.
Ansbach, Casimir von 9, 151.
Anselm von Canterbury 8, 221; 12^1, 204. 375.
Antäus 5, 260; 9, 141.
Antiochus 7, 124.
Antisthenes 7, 38.
Antomarchi, Francesco 6, 98. 179.
Antonin (Tänzer) 12^1, 28.
Antonius, der hl. 3, 156.
Aphrodite 2, 181.
Apollo 2, 21; 3, 28. 132; 4, 105. 120; 5, 12; 6, 18. 34.
Apulejus 11, 19. 403; 12^2, 127.
Arago, Do. Fr. 9, 141; 10, 119; 12^1, 347.
Archenholz, Joh. Wilh. 7, 164. 302.
d'Argenson, Marquis 10, 170, 366.
Ariadne 7, 42. 104. 112; 10, 297.
Ariost 5, 78; 7, 62; 8, 292; 11, 26. 405.
Aristides 9, 135.
Aristogeiton 7, 54.
Aristophanes 1, 67; 5, 86. 149. 265; 6, 118; 7, 146. 158; 8, 156; 10, 354; 11, 68 f. 74 f.; 12^1, 298.
Aristoteles 3, 122; 4, 100. 110; 8, 179. 180. 524; 9, 110; 12^1, 160. 290; 12^2, 64.
Arlincourt, Vicomte d' 12^1, 302. 388.

Arminius 4, 210; 7, 25; 10, 243. 256; 12¹, 17.
Arnal, Etienne 8, 449. 541 f.; 12¹, 189. 373.
Arndt, Ernst Moritz 1, 14; 4, 122; 6, 55. 74. 93; 9, 24. 134. 212; 12¹, 183; 12², 39. 43. 44. 226.
Arnim, Achim v. 11, 106 bis 112; 12¹, 73; 12², 43.
Arnim, Bettina von 12¹, 179. 368 ff.; 12², 195.
Artemis 3, 28.
Artôt, A. J. 10, 131. 362.
Artus 5, 49. 161. 258; 8, 342.
Ascher, Saul 6, 33 ff. 174.
Aschylus 8, 59. 197. 526.
Asop 4, 119.
Aspasia 7, 23. [158.
Asaroth 3, 66. 149; 12¹, Asthöver 4, 209. 229.
Atalante 5, 107. 262.
Athene 2, 163. 181; 7, 152.
Atlas 2, 107. 180.
Atossa 3, 122. 126. 168.
Auber, François 10, 209. 305.
Auffenberg, Jos. Frhr. v. 4, 221; 12¹, 302. 380.
August der Starke 10, 37.
Augustin, der hl. 8, 165. 221; 12¹, 175.
Augustus 4, 136.
Aurora 4, 158.
Austin, Sarah 11, 215. 422.

B

Babeuf, F. N. 10, 27. 108. 353.
Bacchus 4, 110. 202; 7, 113.
Bach, Joh. Seb. 4, 158; 7, 53; 10, 167.
Baggesen, Jens 12², 257.
Bahrdt, K. F. 8, 198. 526.
Baillot, Pierre Marie François 12¹, 32. 355.
Bailly, Jean Silvain 10, 54. 356.
Ballanche, Pierre Simon 8, 249. 323. 531. 534. 544; 10, 258; 12¹, 189. 373.
Balzac, Honoré de 1, 40; 10, 32. 36. 354; 12¹, 181. 370.
Bandel (Bildhauer) 5, 262.
Bankhead, Dr., Offizier der Londonderry-Miliz 12², 171.
Banko 8, 78. 517.
Barbarossa 3, 51; 5, 117. 120. 158; 7, 214.
Barbès, Armand 10, 157. 364.
Barbier, Auguste 9, 44. 214.
Bardesanes 12¹, 25.
Baronius 8, 138. 520.
Barras 11, 43. 409.
Bartels (Hamburger Bürgermeister) 6, 72.
Barthe, Felix 9, 112.
Barthélemy, Abbé 10, 352.
Bartholdy, J. L. S. 7, 37. 286.
Basedow, Joh. Bernh. 12¹, 91.
Basilides 12¹, 25.
Basnage, Jacques 10, 50. 356.
Basse, Gottfried 7, 213.
Bathory, Stefan 3, 166.
Batta, Alexander 10, 131. 298. 362.
Batteux, Charles 12¹, 237. 377.
Bauer, Anton 6, 17; 10, 279. 373.
Bauer, Bruno 5, 28. 258; 8, 133. 519; 12¹, 205. 375.
Bayle, Pierre 6, 146.
Beaumarchais, Pierre Aug. 9, 178; 12², 258.
Beaumont, Gust. de la Bonninière de 10, 276. 373.
Beauvallet, Pierre 10, 33.
Bechstein, Ludwig 8, 382. 538.
Beckedorff, Philipp Ludolph von 12¹, 43. 357.
Becker, K. F. 6, 133.
Becker, Nikolaus 5, 99. 261; 10, 142. 352.
Beecher-Stowe, Harriet 12¹, 206.
Beelzebub 3, 66. 149; 7, 240.
Beer, Heinrich 12¹, 198. 374; 12², 200.
Beer, Michael 1, 30; 6, 144; 12¹, 47. 374; 12², 44 ff.
Beethoven, Ludwig van 4, 158; 10, 129. 131. 132. 208. 211. 222.
Begas, Karl 12¹, 20. 352.
Belgiojoso-Trivulzio, Fürstin von 1, 44. 59. 78; 7, 9; 10, 242. 370; 12¹, 266; 12², 197.
Belial 8, 66. 149.
Belisar 7, 32; 10, 221.
Bell und Lancaster 7, 58.
Bellini, Vincenzo 8, 292. 293—297. 533; 10, 357.
Bellona 5, 79; 10, 93. 109. 195. 287.
Belloni, Gaetano 10, 296.
Belmontet, Louis 9, 42. 214.
Belsazar 2, 53 ff.; 3, 76.
Belzoni 7, 176.
Bendavid, Lazarus 12², 186. 264.
Benecke, Georg Friedr. 1, 15; 12², 226.
Benjowsky 6, 147.
Béranger, Jean Pierre de 4, 223; 9, 44 85. 218; 10, 40. 203; 12¹, 347.
Berger, Daniel 12², 131. 260. [362.
Bériot, Ch. A. de 10, 130 f.
Berlioz, Hector 1, 40. 58; 4, 134. 158; 8, 146. 501. 521; 10, 290.
Berosus (babylon. Historiker) 12¹, 184. 372.
Berry, Herzogin von 9, 181. 183. 190. 194. 209. 223; 11, 334. 427.
Berryer, Pierre Antoine 10, 25. 101. 102. 103. 108. 136. 353.
Berthier 6, 104.
Bertrand de Born 2, 254.
Bertuch, F. J. 12², 131. 260.
Bethmann 6, 112; 7, 113; 12¹, 63. 360.
Beughem, Fritz v. 4, 19. 213. 220; 12¹, 17.
Beugnot, Claude Graf 10, 335; 12¹, 44. 357.
Beurmann, Eduard 12², 154. 262.
Beyermann (Gastwirt) 7, 198; 12¹, 27.
Bieber 5, 134. 264.
Biel 6, 74.
Bieſter 8, 201. 527.
Biffi, Antonio 9, 136.
Bileam 4, 202; 6, 146.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 4, 104; 5, 111. 112. 262; 11, 128. 131.
Blackstone, William 9, 110.
Blanc, Louis 10, 98 ff. 119;

12¹, 230 f. 376; 12², 164. 262. [139.
Blanche de Bourbon 3, 73.
Blanqui, Louis Auguste 9, 53; 10, 228. 369.
Blaze de Bury, Henri 12¹, 313. 381.
Blomberg, Wilh. Frhr. von 12², 40. 43.
Blondin (Kunstreiter) 12¹, 46. 64.
Blücher, Leberecht Fürst von 1, 30; 6, 54; 12¹, 182.
Blücher-Statue v. Rauch 12¹, 64.
Blum, Karl Ludwig 12¹, 29. 355. 360.
Blûma 3, 160.
Boabdil el Chico 3, 39.
Bocage 8, 474 f. 543.
Boccaccio 7, 175; 8, 292; 9, 93; 12¹, 325.
Böckh, Aug. 12¹, 40. 356.
Bodin, Jean 12¹, 166. 168. 366. [230.
Boguslawski (Zwerg) 12¹,
Bohain, Victor 12¹, 190. 374.
Böhme, Jakob 1, 61; 8, 192 f. 525; 10, 256. 371; 11. 83. 414.
Bohrer, Anton 12¹, 28. 354.
Bohrer, Max 12¹, 28, 354.
Böhringer, Dr., Bibliothekar 12¹, 64.
Boileau-Despréaux, Nicolas 12¹, 30. 355.
Boisserée, Sulpiz 5, 261.
Boleslaw I., Chrobry 12¹, 92. 362.
Boleyn, Anna 8, 316. 534; 11, 347. 349.
Bonaparte, s. Napoleon.
Bonaventura 8, 143.
Bonifaz 8, 161.
Bopp, Franz 1, 15; 6, 117; 11, 64. 413; 12¹, 29. 47. 355. 359; 12², 226.
Bora, Katharina von 12¹,
Borbonius 6, 146. [83.
Borgo, Pozzo di, s. Pozzo.
Börne, Ludwig 1, 40. 47. 49. 52 ff. 55; 6, 11; 8, 8; 11, 161—289; 12¹, 183. 371; 12², 188. [231.
Borowski, Pastor 8, 229.
Bosco, Bart. 8, 161. 522; 10, 100. 295; 12¹. 46. 46. 296.
Bossuet, J. B. 8, 155. 522; 12¹, 237. 377.
Böttiger, Karl Aug. 12¹, 47. 358.
Boucher, Alex. Jean 12¹, 25. 28. 31. 49. 64. 353; 12², 224.
Boucher, François 10, 245. 271.
Bouffé, Maria 12¹, 189. 373.
Boulainvilliers, Graf Henri de 9, 204.
Bourbon, Luise von 10, 252.
Bourdaloue 12¹, 237.
Bourdon de l'Oise 8, 27. 514.
Bourmont, Marschall Louis Auguste 9, 209.
Bourrienne, L. A. Fauvelet de 9, 156. 222 f.
Bouterwek, Fr. 6, 27; 12¹, 180; 12², 163. 262.
Bowditsch, Thom. Edw. 12¹, 176.
Boxhornius 6, 146.
Brandes, Georg 4, 130; 7, 8; 8, 7.
Brentano, Klemens 1, 22. 31. 62. 64. 73; 5, 78. 260; 6, 144; 11, 36. 96 ff.; 12², 43.
Brewer, Joh. Paul 12¹, 239; 12², 111.
Breza, Eugen v. 2, 124; 12¹, 31. 355; 12², 102.
Briqueville, Armand François 9, 80.
Brissot, Jean Pierre 9, 157.
Brockhaus, Friedr. Arnold 12¹, 44. 355. 358.
Bröder, Chr. G. 11, 237. 423.
Broggi, Paolo 10, 299.
Bronikowski (Schriftsteller) 6, 102. 179.
Brougham, Henry 7, 256 ff.; 9, 72; 10, 113.
Bruce, James 12², 185. 263.
Brühl, Graf, Karl von 12¹, 28. 46. 354. 359.
Brummel, Georg, 12¹, 259. 379.
Bruno, Giordano 8, 247. 531.
Brutus 2, 278; 3, 80; 4, 126. 146; 6, 143; 7, 65. 206; 9, 43.
Buchholz, Paul Friedr. 6, 53; 12¹, 44. 357.
Bücking 6, 22.
Buddha 12¹, 184.
Bueren, Bernh. Gottfr. 12², 40.
Buffon 8, 205. 527; 10, 273; 12¹, 313. 321. 381.
Bull, Ole Bornemann 10, 203. 297. 368.
Bullock 3, 163; 6, 100.
Bülow v. Dennewitz-Statue 12¹, 48. 64.
Buonarrotti, Filippo 10, 27. 353.
Burckhardt, Joh. Ludw. 12¹, 310, 381.
Burdett, Francis 7, 255. 256; 9, 72.
Bürger, Gottfr. Aug. 1, 15; 3, 166; 8, 23 f.; 11, 65 f. 413; 10, 4.
Burke, Edmund 4, 216. 230; 7, 264; 9, 62. 216; 12², 103. 258.
Byron 1, 12. 25. 32; 3, 81. 166; 4, 222; 6, 50. 101; 7, 13. 100; 11, 200. 225. 336. 421; 12¹, 69. 310. 361; 12², 128.

C

Cabanis, Jean P. G. 10, 171. 366.
Cabet, Etienne 10, 27. 353.
Cadoudal, Georges 10, 88. 359.
Cagliostro, Al. 10, 169. 365.
Calamatta, Luigi 10, 98. 360.
Calderon 11, 30 f. 406; 12¹, 84.
Calmonius, s. Friedland 12¹, 114. 154. 336. 364.
Cambden, Marquis John 12², 169.
Cambridge, Herzog von 6, 25.
Campe, Julius 1, 4. 5. 34. 51. 52. 67; 4, 217. 230; 5, 135. 136; 8, 123 f.; 11, 165 f. 419; 12¹, 196; 12², 133 ff. 138. 145. 214. 231. 244. 250.
Canning, Georg 1, 28 f.; 7, 79. 243. 256. 264. 270; 9, 64. 69. 126. 217; 10, 142.
Canova 3, 95. 165; 5, 136; 7, 110.
Capefigue, R. 10, 235. 239.
Capelle, Marie 10, 90.

Capet, Ludwig 4, 123.
Capulet 7, 62.
Carême, Marie Antoine 9, 43; 10, 217.
Carlsen (Schauspielerehepaar in Posen) 12¹, 94.
Carnot, Graf Nik. Marg. (Vater) 12¹, 89. 362.
Carnot, Hippolyte (Sohn) 8, 514; 10, 261. 372; 12², 210.
Carrel, Armand 9, 174. 186. 209. [69. 357.
Cartouche 8, 75. 517; 10,
Casanova, Giacomo Jacopo 12¹, 69. 361.
Cäsar, Julius 3, 36; 5, 258; 6, 91; 7, 65. 272; 9, 156. 188; 10, 95.
Cassius 3, 80; 11, 318 ff.
Castlereagh 7, 243. 264; 12¹, 182; 12², 169.
Catalani, Angelica 7, 184; 11, 70. 413.
Catilina 6, 133.
Cato 10, 226; 12², 223.
Cavaignac, Louis Godefroy 9, 53. 54. 160. 186. 208. 215.
Cellarius, Henri 10, 285.
Cellini, Benvenuto 7, 281.
Cerberus 2, 263.
Ceres 3, 79.
Cerf, K. Frdr. 12¹, 63. 360.
Cervantes 3, 152; 4, 137; 5, 86; 6, 54; 7, 91. 162. 207 ff.; 8, 156; 11, 81 ff.; 10, 218. 231; 12¹, 184; 12², 114. 117 ff.
Chambord, Graf 9, 56. 83. 85. 215.
Chamfort 9, 52. 154. 215.
Chamisso, Adelbert v. 1, 50; 2, 18; 3, 132. 133. 169; 5, 78. 260. 262; 6, 28; 10, 37; 11, 138; 12¹, 27.
Champollion 9, 115. 220; 11, 64.
Charette, François Athanase 10, 88. 359.
Charlotte von Preußen, Gemahlin Nikolaus' I. von Rußld. 9, 27. 212.
Charon 2, 175. 264; 12¹, 110.
Chartres, Robert Phil., Herzog v. 10, 104.
Chasles, Philarète 12¹, 300. 380; 12², 111.
Chateaubriand, François René de 8, 50 f. 516; 9, 42. 44. 176; 10, 52. 53. 177. 356; 12¹, 184. 189. 312 f. 321. 372.
Chatel, Abbé 9, 184.
Chaufepié 5, 136.
Cheapside 7, 220.
Cherubini 9, 136.
Chevalier, Michel 1, 41; 12¹, 313. 381.
Chevet 9, 35.
Chézy, Helmine v. 5, 122. 263; 12¹, 49.
Chicard (Tänzer) 12¹, 190; 348.
Chodowiecki, Daniel Nikol. 12², 131. 260.
Chopin, Franz 1, 40. 58; 8, 503 f.; 10, 39. 128. 208 293. 355.
Christiani, Rudolf 1, 19; 4, 214; 12², 250.
Christiani (Verleger in Berlin) 12¹, 29.
Christine, Königin von Spanien 5, 16. 257.
Christoph, der hl. 2, 95.
Christus, s. auch Jesus 2, 171. 172; 3, 93; 4, 25; 5, 150. 190; 7, 84. 180. 185. 280; 9, 151; 10, 247. 277; 12¹, 290; 12², 64.
Cicero 4, 151; 6, 53. 146; 10, 57; 12¹, 315.
Cincinnatus 10, 222.
Cinq-Mars, Henri de 8, 45. 515; 10, 153.
Clauren, H. (Karl Heun) 1, 54. 63; 6, 32. 48. 60. 71. 84. 156; 7, 147; 12¹, 63. 302. 322. 360; 12², 39.
Clésinger, J. B. 10, 37. 354.
Cobbett, William 7, 241. 251 f.; 9, 72; 11, 336.
Cobenzl, Graf von 11, 166. 419.
Cochelet, Adrien Louis 10, 75.
Cocytos 3, 145.
Cogniard, Brüder 10, 357.
Coleridge 4, 55.
Collet, Louise 12², 197.
Collot d'Herbois, Jean Marie 12¹, 56. 360.
Colombe, Marie Thereſe 9, 159. [161.
Columbus 3, 48. 51; 5,
Condé, Prinz 8, 26. 514.
Condillac, Etienne de 8, 177. 524; 10, 171.
Cönen, Wilhelm 12¹, 66.
Congreve 6, 60.
Conſtant, Benjamin 9, 118; 10, 52. 53. 356; 12¹, 321.
Conti, Prinz 8, 26. 514.
Cooke, Edward 12², 170.
Cooper 6, 102.
Cormenin, Vicomte de 10, 27. 353; 12², 160.
Corneille 8, 468; 11, 67.
Cornelius, Peter 1, 73; 3, 82. 164; 4, 106; 5, 112. 262; 7, 85.
Cornet, Julius 5, 264.
Cornwallis, Marquis v. 12², 174.
Correggio 7, 121.
Cortez 3, 51; 5, 155. 162.
Coſte, Jacques 9, 174. 210.
Cotta 1, 33. 35. 38; 7, 146. 155; 8, 445. 541; 12², 213.
Courier, Paul 11, 250. 424.
Couſin, Victor 10, 22. 139. 140 f. 142. 262 ff. 273. 275. 372; 11, 89. 144 ff. 414. 418.
Cramer, K. G. 12¹, 73.
Cranach, Lukas 6, 30.
Crébillon, Claude de 9, 197.
Crelinger, Auguſte (Auguſte Stich) 7, 125. 126. 127. 129; 9, 23. 211 f.; 11, 216. 333. 352. 427; 12¹, 25. 29. 93. 353. 355; 12², 55.
Crémieux, Iſaac Adolphe 10, 50. 74. 114. 218. 356. 360 f.; 12², 212.
Creuzer, Friedrich 10, 256. 371.
Cromwell, Oliver 7, 228. 236; 8, 48 f.; 10, 153.
Cujacius 6, 17.
Culemann, Karl Friedr. 12², 227.
Cupido 5, 69; 11, 314.
Curtius 6, 161.
Cuſtine, Adolphe de 12¹, 327. 382.
Cuvier 7, 157; 9, 115. 220.
Cyrus 3, 122.

D

Daguerre 10, 15; 12¹, 212. 375; 12², 203.
Dahmen 4, 210. 229.
Danae 3, 85; 4, 203.

Dante 3, 81; 4, 154. 226; 5, 151; 6, 58. 111; 7, 184. 286; 8, 59. 218. 292; 9, 74; 10, 218; 11, 22. 405; 12¹, 315.
Danton 5, 128. 263; 8, 167. 523; 9, 59. 160; 10, 228; 12¹, 56.
Daphne 3, 28. 132; 8, 11.
Darius 3, 86. 121. 125. 129.
Daru, Graf 6, 104.
Daumer, G. F. 8, 133. 519; 12¹, 205. 375.
Dau(l)noy, Abbé 6, 130; 12¹, 237. 377; 12², 111.
Daunou, P. C. F. 10, 258. 345. 371.
David (König) 3, 30. 32. 34. 145; 4, 193; 7, 124. 128. 197; 10, 247.
David, Fel. César 8, 248. 531.
David, Louis 8, 62 f. 517; 10, 145. 245; 12¹, 192. 374.
Davoust 6, 104; 11, 207.
Deburau, Gaspard 8, 482; 9, 136. 222; 11, 56. 411; 12¹, 189. 373.
Decamps 1, 57; 4, 228; 8, 31—35. 64. 515; 10, 283; 12², 132.
Decazes 9, 106. 219.
Déjazet, Virginie 8, 449. 542; 12¹, 189. 373.
Dekker, Thomas 11, 390. 428.
Delacroix, Eugène 1, 57; 8, 27—30. 514; 10, 304.
Delaroche, Paul 8, 45—57. 515; 10, 152 f.
Delavigne, Casimir 9, 82; 10, 209; 12², 54.
Delloye 10, 197.
Delmar, Ferd. Moritz Baron v. 10, 51.
Demosthenes 7, 24; 10, 25.
Denon 7, 176. [345.
Descartes, René 5, 258; 8, 173 ff. 523; 12¹. 249. 378.
Deshutte[illegible], Garde du corps 12², 1[illegible]0.
Desmoulins, Camille 8, 26. 514; 9, 55. 160. 215; 12¹, 315; 12², 228.
Dessau, Leopold von 10, 210; 12¹, 19.
Dessauer, Joseph 4, 225; 10, 40. 210 ff. 355. 369.
Destutt de Tracy 10, 170. 171.
Detmold, Joh. Hermann 1, 69; 8, 467. 486. 543; 12², 243. 244.
Devrient, Ludwig 1, 17; 11, 307. 427; 12¹, 49. 359.
De Wette, Wilh. Martin Leberecht 12¹, 43. 357.
Diana 2, 216 f.; 3, 12; 5, 52. 57; 6, 93; 8, 144; 12¹, 124 ff. 299.
Dickerscheit, Pater 12¹, 255.
Diderot, Denis 10, 262.
Diebitsch 7, 78. 81.
Dietrich, Hs. Schulkamerad 12¹, 268.
Dietrich von Bern 7, 60.
Dietsch, Peter Ludw. 10, 209. 368.
Dingelstedt, Franz 2, 277; 3, 164; 12², 151.
Diogenes 7, 124.
Dmuszewski, Louis Adam 12¹, 96. [426.
Dodsley, Robert 11, 303.
Döhler, Theodor 10, 130. 296. 362.
Döllinger, Ignaz 1, 36; 3, 83. 164; 7, 5.
Don Juan d'Austria 12², 120.
Don Quixote, s. auch Cervantes 9, 42.
Donizetti 10, 107. 209. 300. 306. 309; 12², 180.
Donndorf 1, 40.
Doria 7, 84.
Doris (Pedell; eigtl. Dohrs) 6, 14. 169; 8, 371. 538.
Dorval, Marie Amelie Delaunay 10, 33.
Dosne (Thiers' Schwiegervater) 10, 359.
Douai, Merlin de 10, 139.
Drake, Franz 12¹, 316.
Dreux-Brézé, Marquis de 9, 78. 217.
Dreyschock, Alexander 10, 203 f. 368.
Drouet, Louis 12¹, 32. 356.
Du Deffand 8, 183.
Dubarry, Gräfin 5, 122; 9, 74.
Dubochet, Jacques Julien 10, 232.
Dubos, Jean Bapt. 9, 204.
Duchêne, Le Père 12¹, 345; 12², 166.
Ducloux, Ferd. Léon 12², 247. 252.
Dudevant, Aurore, s. Sand, George.
Dudevant, Moritz 10, 37.
Dufaure, J. A. St. 10, 143. 364.
Duisberg, Prof. 11, 257. 424; 12², 184 f. 192. 264.
Dulcinea 7, 208. 212.
Duller, Eduard 12², 149.
Dumas, Alexander 1, 40; 3, 95; 8, 471 ff.; 11, 390 f.
Dumont, Pierre Et. Louis 9, 157.
Dupin, André Marie Jean 9, 106. 178. 209 f. 220; 10, 101.
Dupin de Francueil, Tänzerin 10, 37.
Duponchel, Charles Edmond 8, 498 f.; 10, 65; 12², 159.
Dupoty, Michel Auguste 10, 155. 335. 364.
Dupuez, Gilbert Louis 10, 300; 12¹, 334.
Dupuytren, Guillaume 10, 218. 369.
Duras, Claire Herzogin von 12², 46 f.
Durham, Lord George 9, 210. [368.
Duveyrier, Charles 10, 197.

E

Eckermann, Joh. Peter 2, 232; 7, 68; 8, 388; 11, 53. 411; 12¹, 179. 370.
Eckstein, Baron Ferd. v. 3, 156; 10, 51. 235. 239. 356; 12¹, 183. 372.
Edith Schwanenhals 3, 18 ff.
Eichendorff, Joseph Frhr. v. 8, 378. 538; 11, 138. 417 f.
Eichhorn, K. F. 1, 19; 10, 138. 363.
Elias 4, 91.
Elieser 5, 144.
Elisabeth v. Egld. 10, 153; 12², 122.
Elisabeth, heilige, von Ungarn 10, 58.
Eller, Elias 12². 218.
Elme, Mad. de Saint- 10, 136.

Elseverus, Isaak 6, 146.
Elßler, Fanny 10, 159. 294; 12¹, 337. 382.
Elversus 6, 58.
Embden, Charlotte, siehe Heine, Charlotte.
Embden, Ludwig v. 12², 250.
Endymion 2, 251; 12¹, 299.
Enfantin, P. B. 1, 41; 10, 197. 261. 367; 12¹, 295.
Engel, Joh. Jakob 8, 201. 527.
Erard, Pierre 10, 71. 107. 293. 302. 357.
Erasmus 3, 50. 83. 164; 8, 160.
Eris 2, 41; 10, 14; 12¹, 45.
Ernst, H. W. 10, 131. 204. 298. 362.
Ernst August, Herzog von Cumberland 5, 129. 263.
Eschenburg, J. J. 11, 303. 426.
Escudero, Pedro 12¹, 32.
Escudier, Leon u. Marie 10, 130. 350. 362.
Esquiros, Alphonse 12², 165. 262.
Esra 12¹, 161; 12², 194. 264 f.
Essex, Graf Robert 10, 153.
Eßlair, Ferdin. 12², 55.
Este, Kardinal v. 5, 78.
Esther 4, 202.
Etex 8, 64 f. 517.
Eugen, Prinz 6, 104.
Eulenspiegel 10, 256.
Eunicke, Therese 12¹, 22. 353.
Euripides 11, 68.
Europa 2, 40. 268; 3, 65. 85.
Eurydice 8, 26.
Eva 2, 41; 4, 202; 7, 184.

F

Fabeck, Hauptmann 12¹, 45.
Fabrizius, Schauspielerehepaar in Posen 12¹, 94.
Falada 5, 117.
Falk, Joh. Daniel 11, 57. 411; 12¹, 47. 358.
Falstaff 3, 166; 7, 145. 153. 203; 9, 117. 146.
Faust 3, 151; 5, 265; 6, 46; 8, 19 f. 365; 11, 314.
Fawkes, Guy 7, 265.
Febus = Phoebus, Philipp 12¹, 23. 353.
Fein, Georg 9, 132. 221.
Fénelon, François 9, 110.
Ferdinand von Aragon 5, 163. 266.
Fétis 8, 485.
Feuerbach, Ludwig 5, 28. 258; 7, 15; 8, 129. 133. 389. 519; 12¹, 205. 375; 12², 200. 265.
Fichte, J. G. 1, 61; 5, 100; 8, 224—243. 529; 10, 171; 11, 30. 84; 12¹, 40. 356; 12², 97.
Fielding, Henry 11, 127. 417; 12¹, 72.
Firdusi 3, 42 ff. 162.
Fischer, Joseph 12¹, 28. 354.
Fitzgerald, Edward 12², 169 ff.
Fitz-James, Eduard von 9, 53. 215.
Flader, Josef (Schulkamerad Hs.) 12¹, 268 f. 272 f.
Fléchier, Esprit 12¹, 237. 377.
Flemming, Graf v. 12¹, 48.
Fletcher (Byrons Bedienter) 12², 128.
Fonk, Peter Anton 12¹, 65 f. 360.
Forberg (Rektor) 8, 232.
Forsete 6, 92.
Forster, Georg 8, 242. 530; 12¹, 304. 380.
Förster, Dr. 12¹, 38.
Fortuna 2, 258; 4, 187.
Fouché 6, 157.
Fould, Achille 10, 347 f.
Fould, Benoît 10, 49. 58. 61. 355.
Fouqué, Frdr. de la Motte 1, 10. 62. 63; 2, 112; 4, 220; 5, 78. 94. 260; 6, 105; 9, 193; 11, 122. 124 ff.; 12¹, 69. 73. 184. 361; 12², 107. 124.
Fouqué, Karoline 12¹, 29. 50; 12², 39.
Fourier, Charles 10, 261. 267. 280. 371.
Fox, James 7, 243; 10, 22.
Foy, Maximilian Graf 12², 81. 257. [525.
Francke, Hermann 8, 195.
Franco-Mendès, Jacques u. Joseph 10, 131. 362.
Frankh (Buchhändler) 8, 270; 11, 220 f. 422.
Franklin 7, 115.
Franz, Demoiselle, Schauspielerin in Posen 12¹, 94.
Franz I. 8, 291. 533; 10, 145.
Franz, Kaiser v. Österreich 10, 126.
Fraschini, Gaetano 12², 182. 263.
Frauenlob 7, 158.
Freiligrath, Ferdinand 1, 62; 4, 103; 5, 9. 12. 15. 23. 30. 77. 112. 144. 257. 260; 12¹, 306. 309.
Freytag, Gustav 8, 513.
Friedland, Direktor 1, 77.
Friedländer, David 12¹, 77.
Friedrich I. Barbarossa, s. auch Barbarossa 9, 167.
Friedrich der Große 3, 152; 4, 137; 5, 145. 261; 7, 20. 196. 197; 8, 198. 442. 464. 526. 541; 12¹, 61. 154.
Friedrich Josias, Herzog zu Sachsen-Koburg 10, 354.
Friedrich Wilhelm III. 12¹, 29. 34. 50. 57.
Friedrich Wilhelm IV. 3, 164; 4, 224; 9, 22. 211.
Fries, Adelheid 12², 256.
Fries, Jakob Friedr. 12¹, 66.
Fritsche (Fabrikant in Berlin) 12¹, 47.
Fuchs, Konditor 12¹, 25. 51.
Fuchs, F. A. 5, 136. 264.
Fulvia 6, 133.
Fust, s. Faust.

G

Gabirol, Salomon 3, 130. 135.
Galignani 10, 142.
Galland, Antoine 12², 221.
Ganelon von Mainz 2, 59; 5, 72.
Ganesa 4, 189. 228; 6, 166.
Gans, Eduard 1, 18. 23; 2, 184. 232; 4, 229; 5, 258; 6, 58. 144; 7, 106; 8, 388. 538; 12¹, 28; 12², 185. 187 f. 264.
Garat, Dominique Josephe 9, 154.
Garcia, Pauline Viardot-G. siehe Viardot.

Garboni, Italo 12², 182. 263.
Garnier 11, 221. 223. 240 f. 422.
Garnier-Pagès, s. Pagès.
Garrick 11, 307. 427.
Garve, Chr. 8, 201. 527.
Gaudy, Franz von 6, 78.
Gautier, Theophile 1, 40; 3, 12. 160; 10, 283.
Gebhardt 4, 21.
Gehe, E. H. 12¹, 45. 358; 12², 153. 262.
Geldern, Gottschalk v. 12¹, 241, 377.
Geldern, Joseph van 12¹, 241. 377; 12², 111.
Geldern, Simon de 12¹, 245 ff.; 12², 111.
Geldern, Simon de, Hs. Großoheim 12¹, 249 ff.
Gellert 3, 92; 8, 442. 541.
Genlis, Gräfin 10, 20; 12¹, 227. 376.
Genoude, Antoine de 9, 53. 204. 215.
Genoveva 6, 73.
Georg III. 7, 245.
Georg IV. v. Engld. 9, 65. 73.
Georges-Weymer, Marguerite Josephine 12¹, 189. 373; 12², 56.
Geppert, Th. 12², 227.
Gerhardt, Eduard 7, 69.
Géricault 1, 57; 8, 6. 63.
Germanicus 7, 65.
Gervinus, Georg 12¹, 306. 381.
Gesenius 7, 173.
Gesner 6, 146.
Geßner 6, 14.
Gibbon 8, 370. 538.
Giorgione 7, 87.
Giovanni da Bologna 2, 217.
Girardin, Delphine 12², 197. 265.
Girod de L'Ain, Louis Gasp. Amédée 9, 113.
Gisquet, Henri 12¹, 309. 381; 12², 229. 274.
Giustiniani, Vicenzo 12¹, 18. 352.
Glaßbrenner, A. 4, 225.
Gluck 4, 185; 12¹, 36. 356.
Gobel, J. Bapt. Jos. 9, 160.
Göchin, die 1, 8; 12¹, 274 ff.
Göde 7, 164.
Godelmann, Georg 8, 364. 537; 12¹, 168. 366.
Goderich, Robinson Frederik 9, 65.
Godoy, Manuel de 10, 234. 370.
Goethe 1, 20—22. 25. 30. 34. 35. 64; 2, 18. 232. 276; 3, 85. 101. 165. 168; 4, 20 f. 129. 214. 221; 5, 50. 66. 258. 264; 6, 19. 132. 146. 149; 7, 12. 146. 152. 164. 282; 8, 58. 232 ff. 236. 271. 388. 529; 9, 42. 131. 192; 10, 205. 208; 11, 28 ff. 45 ff. 79. 163. 168 f. 406; 12¹, 42. 68. 135. 150 f. 163. 164. 254. 301. 303. 310. 350; 12², 23. 29. 46. 58. 66 ff. 71. 109. 126. 127. 216. 241. „Die Braut von Korinth" 8, 345. 536. „Die natürliche Tochter" 7, 154. „Egmont" 6, 115. „Erlkönig" 5, 262. „Faust" 2, 276; 4, 212; 5, 266; 6, 83; 8, 20. 366; 11, 54 ff. „Götz von Berlichingen" 7, 154. „Ital. Reise" 6, 85 f.; 7, 7. 67; 8, 295. 533. Lyrik im allg. 1, 62. „Röm. Elegien" 1, 43. 54. „Wahlverwandtschaften" 6, 82. „Werthers Leiden" 6, 96; 8, 199 f. 526. „Westöstl. Divan" 6, 106; 7, 17; 11, 56 f. G. der „Hellene" 1, 53. G. und Heine 12², 257. G. und Schiller 6, 84 f. G. und die Schlegel 11, 42 ff. 408. G. über Uhland 1, 51.
Gohier 11, 43. 409.
Goldoni 8, 446. 541.
Goldsmith, Oliver 11, 126. 417; 12¹, 72. 184.
Görres, Joseph 1, 36; 3, 82. 164; 5, 260. 261; 6, 119; 9, 134; 11, 32. 36. 86 ff. 414; 12¹, 29. 183. 355; 12², 63. 107. 256. 259.
Göschen 6, 58; 7, 106.
Gottfried von Bouillon 2, 267; 4, 137.
Gottfried von Straßburg 11, 21 f. 404.
Gottschalk 6, 18. 30. 65.
Gottsched 11, 26. 302. 405 f.
Gouin, Alexandre 10, 357; 12², 253.
Gouin (Freund Meyerbeers) 4, 130; 10, 68 f. 134. 302.
Goupil u. Rittner, Kunsthandlg. 10, 146. 148. 152.
Gourgaud 7, 234.
Gozlan, Leon 12¹, 313. 381.
Gozzi, Carlo 3, 163; 8, 446. 541; 10, 298. 374.
Grabbe, Dietrich 1, 17; 8, 367. 537; 11, 298. 306. 425. 426; 12¹, 243 ff. 309.
Gracchus 4, 112; 7, 210.
Gramont, Chevalier von 9, 64. 216.
Granville, Graf 9, 178.
Grävius 6, 146.
Gregor VII. 2, 281; 6, 91. 147.
Grégoire, Henri Graf 9, 119. 220.
Grenier, Eduard 4, 218. 230.
Greuze, J. B. 5, 53. 259; 10, 306. 374.
Grey, Jane 10, 153. 364.
Grey, Lord 9, 65. 114. 123. 124. 202. 203. 210. 216.
Gries, J. D. 11, 64. 412.
Grillparzer, Franz 5, 258; 12¹, 29. 355.
Grimm, Brüder 1, 65; 5, 259. 262. 263; 8, 336 f.
Grimm, Jakob 4, 106; 5, 258; 11, 64; 12², 216.
Grimm, Baron Melchior von 12¹, 176. 367.
Grisi, Carlotta 10, 159. 365.
Grisi, Giulia 10, 107. 303. 307. 360.
Grosse, Ernst 9, 132. 222.
Grouchy, Eugène 12², 247.
Gruby, Dr. (Heines Arzt) 1, 78.
Gruithuisen 7, 145.
Gruner, Justus 12¹, 66 f. 361.
Gubitz, Friedr. Wilh. 12¹, 29. 63. 244. 355. 378.
Guido von Arezzo 4, 153.
Guizot, François Pierre Guillaume 1, 60; 9, 34. 106. 120. 136. 213; 10, 18. 19. 20. 72. 77 f. 94 f. 97. 98. 108. 137 f. 141.

144 f. 149 ff. 156. 157. 158. 173. 190. 191. 194. 197. 198. 199. 223. 225. 226. 228. 232. 236. 237. 238. 239. 240. 254. 255. 274. 352; 11, 394 ff.; 12¹, 324; 12², 159 f. 167. 240.
Gumpel, Christian 5, 134; 6, 52. 124. 127; 7, 9. 92.
Gurowski, Adam 10, 143. 154. 364.
Gurowski, Ignaz 10, 143. 364.
Gustav Adolf v. Schweden 10, 307.
Gustavson, Oberst 10, 234.
Gutzkow, Karl 1, 43. 48. 49. 51. 52. 54; 8, 257. 258. 269 f. 272. 274. 275. 532; 9, 16, 211; 11, 118; 12¹, 308 f.; 12², 151 ff. 235 f. 274.

H

Habsburg, Rudolf v. 7, 34.
Hafis 2, 185; 7, 146.
Hagar 10, 248.
Hagn, Charlotte v. 12², 55.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin 12¹, 181. 370.
Halévy, Fromental 10, 69. 209. 300. 302. 350. 357.
Halevy, Jeyuda ben 3, 108. 110. 130. 167.
Halle, Dr. 1, 35; 4, 223; 5, 264.
Halle, Karl 10, 208. 297. 368.
Haller, Albrecht von 12¹, 307; 12², 64.
Haller, Karl Ludwig v. 4, 216. 230.
Haman 4, 202; 7, 124.
Hamilton, Anthony von 9, 64. 216.
Hammer-Purgstall, Joseph Frhr. von 12¹, 20. 352.
Händel 10, 167.
Hannibal 5, 33.
Hardenberg, Friedrich von 11, 92—96. 415.
Hardenberg, Karl August Fürst v. 12¹, 29. 48. 67. 355.
Harmodius 7, 54.
Harrys, Georg 5, 101; 8, 299. 533.
Harun al Raschid 8, 34; 12¹, 55; 12², 222.
Hasse, Joh. Christ. 12², 226.
Hasselquist, Fredrik 12², 185. 263.
Haumann, Theodor 10, 131. 362.
Haxthausen 8, 252. 531.
Haydn 4, 185.
Hazlitt, William 11, 250. 301. 424. 426.
Hebbel, Friedrich 11, 258.
Hebe 2, 182.
Hébert, M. P. Alexis 10, 62.
Heeren, A. H. L. 6, 148; 10, 138. 363; 11, 64. 413.
Hegel 1, 16. 31; 2, 112. 184. 275; 3, 153; 5, 100. 136; 6, 114; 7, 166 f. 168. 210 f.; 8, 133. 134. 179. 196. 248 f. 251. 519; 10, 46. 140. 254. 262. 263. 277 f.; 11, 84 f. 89. 149. 191. 265 f. 420; 12¹, 88. 198. 209. 349. 356; 12², 97. 134. 183. 200. 217. 226. 241. 265.
Heiberg 8, 242. 530.
Heigel (Schauspieler) 11, 162. 418.
Heim, Ernst Ludwig 12¹, 60. 360.
Heine, Amalie 1, 11. 15; 4, 221.
Heine, Betty (Hs. Mutter) 1, 7; 2, 63. 243; 8, 11; 10, 196; 12¹, 220. 238. 241. 259. 287; 12², 111. 225.
Heine, Charlotte (v. Embden), Heines Schwester 1, 8. 34. 78; 2, 243; 5, 140; 12², 111. 243. 259.
Heine, Gustav (Heines Bruder) 1, 8. 77; 12², 111. 243. 259.
Heine, Heinrich 6, 146; 7, 159; 9, 132; 10, 170. 209. 213. 282; 12², 44. 111 ff. 132 ff. 138. 182. 225 ff. 239 ff. 248. Doktorexamen 1, 22. H. in England 1, 27 ff. Krankheit 1, 70 ff. Naturalisation 10, 241 ff. Münchner Professur 1, 35 ff. H. in Paris 1, 39 ff. Franz. Pension 10, 227 ff.; 12², 239. Schulzeit 1, 9. Studentenzeit 1, 12 ff. Taufe 1, 12. Verhältnis zur „Allg. Ztg." 12², 213 ff.
Heine, Heymann (Heines Großvater) 5, 263; 12¹, 254. 378.
Heine, Karl (Heines Vetter) 1, 69. 70; 12¹, 257; 12², 243. 245 f. 249 f. 253.
Heine, Mathe Eva (Heines Großmutter) 5, 263; 12¹, 256. 378.
Heine, Mathilde, geb. Mirat (Heines Gattin) 1, 44 ff. 59. 67. 68. 77; 3, 86. 98. 100; 4, 189; 7, 9; 12², 242 ff. 246. 248.
Heine, Maximilian (Heines Bruder) 1, 8. 67; 4, 217; 12², 111. 243. 247. 259.
Heine, Salomon (Heines Oheim) 1, 19. 24. 67. 69; 2, 16. 282; 3, 166; 4, 214. 227; 5, 264; 12¹, 256. 378; 12², 243. 244 ff. 248 f. 254.
Heine, Samson (Heines Vater) 1, 9. 36; 12¹, 254 ff. 286; 12², 111. 225.
Heine, Therese 1, 24. 35; 3, 166; 4, 223. 227 f.; 12¹, 257.
Heinefetter, Kathinka 10, 107. 193. 360.
Heinrich II. Plantagenet 4, 224.
Heinrich IV. (von Frankreich) 8, 22. 513; 12¹, 208.
Heinrich V. 9, 56. 74. 120. 181. 189. 195; 10, 88; 12¹, 325.
Heinrich VIII. (von England) 11, 348 f. 350. 428.
Heinsius (Sänger) 12¹, 35.
Hekate 2, 112.
Hektor 4, 202.
Helena 2, 273; 4, 202; 11, 313 f.
Helitsberg, Tänzerin 9, 159.
Hell, Theodor, s. Winckler.
Heller, Stephan 10, 208.
Hellwig, Karl Friedr. Ludw. 12¹, 28. 354.
Helmont, Joh. Bapt. von 12¹, 249. 378.
Helvetius, Claude Adrien 8, 177. 524.
Hengstenberg, Ernst Wilhelm 5, 50. 100. 111. 258. 262; 8, 133. 447. 519. 541; 11, 197. 421; 12¹, 205. 307. 375.
Hensel, Wilh. 12¹, 47. 359.

Hephaistos 2, 182.
Herder 5, 266; 8, 232. 235. 529; 11, 28. 58. 63; 12¹, 82.
Herkules 11, 19. 145. 403.
Hermann (Arminius) 4, 25. 126; 5, 111; 6, 54; 7, 38.
Hermogenian 6, 14.
Herodes 2, 185; 3, 25. 141; 4, 115; 5, 54; 10, 260.
Herodias 3, 24; 4, 202.
Herodot 3, 160; 6, 161; 12¹, 231. 328. 377.
Hertha 6, 92.
Herwegh, Georg 2, 283; 3, 164; 4, 90 f. 225; 10, 294.
Herz, Henri 10, 71. 107. 208. 357.
Hetzel, Jules 12², 212.
Heywood, Thomas 11, 390. 428.
Hillel der Ältere 10, 49. 355.
Hiller, Ferdinand 1, 40. 58; 10, 134 f. 292. 362.
Hindermans, Frau 4, 181 f.
Hiob 3, 116; 12², 194.
Hippomenes 5, 262.
Hitzig, Julius Eduard 3, 133. 169; 11, 123.
Hobhouse, John Cam 9, 72.
Hofer, Andreas 7, 31. 42.
Hoffmann, E. Th. A. 1, 15. 25. 52. 55; 6, 20; 11, 91 f. 95. 123; 12¹, 27. 29. 45. 70 f. 354. 362.
Hoffmann (Zensor) 5, 143. 148. 264; 8, 163. 522.
Hoffmann von Fallersleben 4, 103; 5, 93. 260; 12¹, 305.
Hoffmann & Campe (s. auch Campe) 7, 103. 162.
Hogarth 8, 35.
Hoguet 6, 53; 7, 106.
Hohenhausen, Elise von 6, 51; 12¹, 41. 357.
Holbach, Paul Hch. Dietr. Baron v. 8, 177. 524; 12¹, 84. 362.
Holbein 7, 282.
Holofernes 3, 30; 4, 119. 202; 5, 156; 8, 24 f.
Hölty, Ludwig 8, 21. 513; 12², 266.
Holzbecher 7, 95.
Homer 1, 25; 3, 124; 4, 206 f.; 7, 179; 8, 170; 10, 218; 11, 22 f.; 12¹, 160 298. 322.
Hoogstraten, Jakob van 5, 96. 261; 8, 166. 523; 12¹, 210.
Horaz 3, 101. 166; 4, 129. 225; 5, 112; 6, 150; 7, 38. 146; 12¹, 207. 375.
Hormayr, Joseph v. 7, 33. 36.
Horn, Franz 5, 50. 258; 8, 194. 474. 543; 10, 307; 11, 305 f. 352. 366 f. 426; 12¹, 73.
Horst 8, 366. 537.
Hortense Eugenie Beauharnais, Königin von Holland 12¹, 185.
Houwald, Ernst Frhr. von 4, 214; 7, 159; 12¹, 29. 45. 354.
Hozier, frz. Genealogenfamilie 12², 221.
Hugo, Gustav 6, 146. 186; 7, 105; 12², 112.
Hugo, Victor 8, 469 ff.; 9, 51. 85. 203; 10, 40. 201. 310. 355; 11, 390; 12², 208. 265.
Hüllmann, Karl Dietrich 6, 74. 93; 12², 226.
Human, Jean Georg 10, 151.
Humbert, Jean Robert Marie, General 12², 174.
Humboldt, Alexander v. 1, 71.
Humboldt, Wilh. v. 10, 222; 11, 53. 411.
Hume, Joseph 9, 126.
Hundeshagen, Bernhard 1, 14; 12², 43.
Hunt, Leigh 7, 255; 9, 122.
Huskisson, William 9, 126.
Hutchison, Generalmajor 12², 174.
Hutten, Ulrich von 3, 83. 164 f.; 5, 96. 261; 8, 166. 523; 9, 131.

I

Ideler, Ludwig 12¹, 47. 359.
Iffland, Aug. Wilh. 7, 160; 9, 58; 11, 29.
Ignatius von Loyola 10, 250; 12¹, 220.
Immermann, Karl 1, 20. 37; 6, 103. 105. 115; 7, 5. 10. 31 ff. 42. 89. 159; 8, 439. 541; 9, 131; 11, 53. 249. 411; 12², 43. 58.
Indra 2, 236; 3, 10; 6. 166.
Ingres 8, 64. 517.
Jokaste 4, 172.
Jones, William 11, 62. 412.
Irving, Washington 5, 265.
Isabella Fernanda von Spanien 10, 143.
Isabella von Kastilien 5, 219; 9, 15; 11, 348.
Isidor 8, 139. 521.
Israel von Saragossa 2, 141.

J (i)

Jackson, General 5, 10.
Jacobi, Fr. Heinr. 8, 190. 525; 12¹, 302. 380.
Jacot, Michel 12², 247.
Jagor 6, 110; 12¹, 18. 25.
Jahn, Friedr. Ludwig 4, 122; 5, 112; 8, 14; 11, 84; 12¹, 183.
Jakob 3, 33. 107. 140; 7, 196.
Jakobe von Baden, Herzogin 3, 161.
Jal (Kunstkritiker) 8, 32.
Jan van Leiden 8, 157; 12¹, 349.
Janin, Jules 9, 158; 10, 292; 12², 221.
Jansenius 10, 365.
Jarcke, Karl Ernst 7, 102; 9, 30. 107. 200. 212; 11, 262 ff. 424.
Jasmin = Jacques Boé 12¹, 196. 374.
Jason 5, 60.
Jaubert, Madame 1, 78; 3, 160; 12², 253.
Jeanne d'Arc 10, 136; 11, 336 f.
Jean Paul 1, 31. 62. 64; 8, 226. 529; 11, 116. 118 ff. 163. 168; 12¹, 45. 71. 79; 12², 38. 66.
Jehovah 2, 54; 5, 136; 7, 205.
Jeremias 3, 127.
Jerusalem (Urbild des Werther) 11, 29. 246.
Jesus (s. auch Christus) 2, 172. 241; 3, 36. 143. 149; 4, 110; 7, 153. 210;

8, 181. 185 f. 202; 11, 191 f. 265. 292. 370.
Joab 3, 34.
Joachim, Großherzog 6, 125.
Jochebeth 3, 52.
Joel (Prophet) 3, 165.
Johann III. Sobieski 11, 228. 423.
Johann von Österreich, Erzherzog 4, 224.
Johann Wilh., Kurf. v. d. Pfalz 6, 122. 183; 12¹, 19.
Johannes der Täufer 5, 54. 134.
Johannot, Tony 8, 64; 12², 130 f. 260.
Johnson, Samuel 11, 307. 335. 347. 427.
Jonas, der Prophet 11, 206.
Jonathan 3, 32.
Jordan, Johann Ludw. v. 12¹, 48. 359.
Joseph 2, 113; 7, 196; 12¹, 335.
Josepha (Nichte der Göchin) 1, 8; 12¹, 277 ff. 379.
Josephus 11, 371.
Josty (Konditor) 12¹, 64.
Jouffroy, Theod. Sim. 10, 262. 372.
Juanna von Kastilien 5, 163.
Juda (Erzvater) 3, 97; 10, 247. 248.
Judas Ischariot 7, 186. 216.
Judith 4, 202; 8, 24 f.; 10, 247. 248.
Julien, Stanislas 12¹, 350.
Jung, Jak. Friedr. Alex. 12², 151.
Jung-Stilling, Heinrich 8, 160. 522; 10, 256. 371.
Juno 2, 181.
Jupiter 2, 181; 4, 202; 6, 147; 8, 370.
Justinian 6, 14. 146.
Justinus, Marcus 11, 76. 413.

K

Kadmus 12¹, 330
Kalergis, Gräfin 1, 78; 3, 160.
Kalidasa 6, 117; 7, 172.
Kalkbrenner, Arthur (Sohn) und Friedrich (Vater) 10, 206. 341. 368.
Kamptz, K. Alb. Christ. Hch. 12¹, 44. 357.
Kant, Immanuel 1, 60; 5, 100; 6, 99; 8, 127. 208. 212—223. 228 ff. 528 f.; 10, 142. 169. 219; 11, 147 f.; 12¹, 209; 12², 57. 96. 186.
Karl, Herzog von Braunschweig 9, 22, 211.
Karl der Große 2, 59; 5, 72. 93. 145. 264; 7, 61. 93; 9, 152; 10, 112.
Karl I. (von England) 3, 21 ff. 161; 4, 123; 7, 279; 8, 48. 193. 451. 516. 542; 10, 153; 12², 67. 78.
Karl V. 5, 125. 263; 6, 22; 7, 282; 8, 158. 522; 10, 54; 12², 122.
Karl X. (von Frankreich) 5, 49; 9, 37. 53. 74. 81. 82; 10, 101. 179. 251. 269; 11, 202. 421.
Karl, Prinz von Preußen 12¹, 57.
Karpokrates 12¹, 25.
Karsch, Anna Luise 5, 122; 8, 442. 541.
Kasimir der Große v. Polen 12¹, 78. 362.
Katharina II. von Rußland 12¹, 327.
Kaulfuß, J. P. 12¹, 89. 362.
Kean 8, 473 f. 509 f. 543; 11, 296.
Keith-Denkmal 12¹, 19. 352.
Keller, Ernst Christ. Aug. 12¹, 28.
Kephalides 7, 69.
Kepler, Joh. 12², 135.
Kerner, Justinus 5, 66; 11, 138; 12², 135. 261.
Keschen = Kischan, chines. Staatsmann 10, 158.
Keßner, Verwalter des frz. Staatsschatzes 9, 57 f. 210.
Kinschot 6, 146.
Klein, Bernhard 12¹, 28. 39. 354.
Klein, Joseph 12¹, 65.
Kleist, Heinrich v. 1, 22; 5, 263; 12¹, 29. 45. 301.
Klenke 5, 122.
Klenze, Leo v. 7, 22. 24. 69.
Kleomenes III. von Sparta 9, 141.
Kleopatra 3, 123. 126; 6, 127; 10, 354; 11, 320 ff.
Klindworth, Georg von 10, 234; 12¹, 44. 357.
Klinger, Max 7, 14.
Klopstock 1, 10; 2. 258; 3, 95; 4, 212; 5, 139. 264; 7, 148; 8, 94. 518; 10, 289; 12¹, 188. 238. 306.
Klotz 8, 205. 527.
Klytämnestra 7, 161.
Knipperdollinck 5, 261.
Kobler, Tänzerfamilie 12¹, 68.
Köchy, Karl 12¹, 69. 361.
Kock, Paul de 8, 468. 543; 9, 136. 203. 208.
Kolb, Gustav 1, 40; 5, 114; 7, 155; 10, 63. 356; 12², 215.
Kolbe, Karl Wilhelm 12¹, 47, 359.
Kölle 4, 104; 5, 65. 259; 11, 256. 424.
König, Hch. Joh. 12², 151.
Konradin von Staufen 8, 256.
Konstantin der Große 12¹, 160.
Konstantin, russ. Großfürst 12¹, 327.
Kopernikus 8, 217; 12¹, 347.
Kopisch, A. v. 5, 265.
Koreff, J. F. 1, 40; 4, 21. 221; 10, 207. 368; 12¹, 28. 39. 47.
Körner, Theodor 2, 279; 5, 94. 260; 11, 34; 12¹, 60; 12², 107.
Kornmann 8. 378. 538.
Kosciuszko, Thaddäus 12¹, 76, 82.
Koslovsky, Fürst 1, 27.
Kosmeli, Michael 12¹, 27. 47. 354.
Kotzebue, Aug. v 5, 261; 6, 106; 10, 36, 354; 11, 29. 58; 12¹, 95.
Kramer, Prof. 12², 111.
Krause, K. Chr. Fr. 10, 265. 372.
Krechting 5, 261.
Kreuser, Johann 5, 266; 12¹, 65. 360 f.; 12², 43.
Kreutzer, Konrad 10, 209. 342. 368.
Kriemhilde 11, 340.
Kugler, Franz 6, 78.
Kuhn, August 12¹, 29. 354.
Kunz v. der Rosen 7, 282 ff.
Künzel, Heinrich 4, 217. 230.

L

Labinski (Uhrmacher) 12¹, 46.
Lablache, Luigi 10, 132. 297. 362; 12², 182.
Laclos, Choderlos de 9, 197.
Lacroix (10, 304), siehe Delacroix, Eugène.
Laertes 2, 163.
Lafarge, Marie 10, 90. 359.
Lafayette, Marquis de 5, 74; 6, 24; 9, 41 f. 44 ff. 83. 118. 136. 138. 149. 161 f. 166. 174. 180. 202. 214; 10, 20. 54. 112. 170. 227. 356; 11, 203; 12¹, 186. 189. 323; 12², 98. 100.
Lafontaine, August 11, 29. 406.
Lafontaine, Jean de 8, 319 f. 534; 10, 89.
Lafitte, Jacques 9, 141; 10, 177. 366.
Lahire, Père 12¹, 189. 345.
L'Ain, Girod de, s. Girod.
Lake, Generalleutnant 12², 174.
Lalande, Julien Pierre Anne 10, 94.
Lamarque, Maximilian 9, 138. 139. 140. 161. 166. 174. 208. 222.
Lamartine, Alph. de 9, 56. 136; 10, 54. 89. 214. 277; 12¹, 231 f. 377; 12², 208. 209. 212.
Lamennais, Félicité Robert de 10, 30. 108. 157. 354; 11, 170. 257. 419. 424; 12², 164 f.
La Mettrie 8, 177. 524.
Lancaster 7, 58.
Lancre, Pierre de 12¹, 168. 367.
Lanahans, Karl Gotthard 12¹, 26 353.
Langhoff (Druckerei) 5, 263; 6, 150.
Lanyer 10, 214.
Laokoon 4, 32; 6, 164.
Larochefoucauld 10, 170. 366.
Larochejacquelin, Marquis de 10, 136. 363.
Las Cases 6, 98.
Lassalle, Ferdinand 1, 69. 70; 3, 165.
Lassen, Christian 1, 64. 413.
Laube, Heinrich 1, 42. 69; 5, 5. 9; 8, 257 259. 399; 10, 39. 40; 11, 117; 12¹, 342; 12², 137. 162. 244 f. 262.
Laud, William 10, 153.
Laurin, Generalkonsul 10, 74.
Läusedorf, Bankier 10, 192. 220. [16.
Lautenbacher 7, 144; 12², Lebrun, Karl August 12¹, 61. 360.
Leda 3, 86; 4, 203; 6, 112. 144.
Lehon, Madame 9, 202.
Leibniz 8, 178 f. 524; 12¹, 209; 12², 57.
Leithold Theodor von 12¹, 63. 382.
Leleux, Armand u. Adolphe 10. 283. 373.
Lelhomme, Mlle., Tänzerin 10, 286.
Lemaitre, Frédéric 8, 473. 543.
Lenau, Nikolaus 12¹, 306; 12², 137. 261.
Le Nôtre, André 9, 38; 10, 161. 365.
Leo X. (Papst) 8, 153; 11, 25.
Leo XII. (Papst) 8, 25. 514.
Leo, August 10, 220 f. 245.
Leroux, Pierre 10, 39. 170. 261 ff. 355; 12², 199.
Lessing 1, 58. 60; 3, 85; 4, 214; 5, 5. 70. 259; 7, 9. 156; 8, 199 f. 203 bis 208. 526. 527; 11, 26 ff. 250. 302. 324. 406. 426. 427; 12¹, 23. 82. 315; 12², 31.
Leßmann 7, 69.
Lessore 8, 36.
Lesueur 8, 52.
Lethbridge, Thomas 7, 256; 9, 72. 216.
Letronne, Jean Antoine 10, 218 369.
Leutner, Karoline, Leiterin der Posener Bühne 12¹, 95
Levasseur, Therese 12¹, 176.
Leviathan 3, 159.
Lewald, August 1, 40. 44; 4, 217; 8. 438. 541.
Lewald, Fanny 5 257.
Lewis, Matthew 12¹, 71. 362.
Leyden, Johann von 5, 261.
Leven, Gust. Frz. von der 12¹, 65. 361.
Libanios 8, 371. 538.
Lichnowski, Fürst 5, 257.
Lichtenberg, Georg Christoph 9, 68; 11, 306. 426.
Liebschitz, s. Lipschitz.
Ligne, Charles de 12¹, 69.
Lin, chines. Staatsmann 10, 158.
Lind, Jenny 10, 307 ff. 351. 374; 12¹, 133; 12², 181.
Linné, Karl 12¹, 188.
Lionardo da Vinci 4, 214.
Lipke, L., Bankier in Berlin 12¹, 47.
Lipschitz, Sigemund 12¹, 23. 353.
Liszt, Franz 1, 40. 58; 3, 101. 166; 4, 128. 135; 5, 97. 261; 8, 323. 502 f. 510 f.; 10, 40. 128 f. 206. 292. 293 ff.
Liverpool, Lord 7, 243.
Livius 6, 133. 161.
Lobrau, Graf, portug. Gesandter in Berlin 12¹, 48.
Locke, John 8, 176 f. 523 f.
Loeben, Hch. Graf von 12², 43.
Loeve-Veimars, Baron François 11, 91. 415; 12², 219 ff.
Logau 4, 230.
Logier, Joh. Bernh. 12¹, 46. 358.
Lointier, Restaurant in Paris 9, 103.
Lokusta 3, 72; 8, 21.
Londonderry 6, 137; 7, 270.
Longueville, Herzog von 8, 26. 514.
Lorenz (Austernkeller in Hamburg) 5, 136.
Loth 3, 156; 4, 45. 203; 6, 147; 7, 150. 196.
Lotz, Georg 12¹, 41.
Louis, Baron Jos. Dominique 9, 58. 112. 196.
Louvet de Couvray 9, 197. 224.
Lowe, Hudson 7, 234; 10, 66; 12¹, 226. 376; 12², 105.
Löwe, Israel 6, 115.
Löwe, Johanna Sophie 10, 131. 132 f. 362.
Loyola, s. Ignatius.

Lucretia 3, 95. 165; 6, 112.
Lucullus 6, 145.
Lüder (Student) 6, 12. 169.
Ludwig I. (von Bayern) 3. 164; 4, 105. 223; 5, 259; 7, 33; 8, 456; 9, 144; 11, 220; 12¹, 307; 12², 137.
Ludwig XI. 11, 44; 12², 67.
Ludwig XIII., König von Frankreich 10, 53.
Ludwig XIV., König von Frankreich 9, 39. 152; 10, 161. 179. 217. 218. 259; 12¹, 187.
Ludwig XV., König von Frankreich 5, 123; 10, 179. 200; 12¹, 319.
Ludwig XVI. (von Frankreich) 5, 123; 6, 18; 7, 279; 8, 50 ff.; 9, 37. 79. 80. 82. 112. 130; 10, 21. 179. 227. 251.
Ludwig XVIII. (v. Frankreich) 6, 137; 9, 80; 10, 88. 251; 12¹, 228.
Ludwig, König v. Holland 12¹, 185.
Ludwig Napoleon, Prinz 10, 83. 358 f.
Ludwig Philipp (Herzog von Orleans, König von Frankreich) 3, 154; 5, 74; 8, 22. 66 ff.; 9, 35. 36. 53. 61. 78. 81. 82 f. 84. 100. 106 f. 112. 119. 120. 121. 130. 136. 141. 150. 163. 166. 167. 170. 171. 173. 177. 178. 180. 181. 182. 183. 185. 186. 191. 194. 195. 198. 209; 10, 13. 18 ff. 23. 47. 80. 94. 96. 97. 100 101. 102. 103. 104. 105. 120. 121. 135. 156. 180. 183. 190. 194. 198. 199. 200. 218. 223. 240. 252. 257. 269. 344. 361; 12¹, 227 f. 289. 323; 12², 160, 205 f. 211.
Luise, Königin v. Preußen 4, 26; 12¹, 34.
Lumley, Benjamin 12¹, 132. 150. 172; 12², 182.
Luna 2, 159. 251.
Luther, Martin 1, 60. 66; 3, 156; 4, 105. 218; 5, 97; 6, 105; 7, 156; 8, 10. 151 ff. 158 ff. 165 ff. 207 f. 522; 9, 151; 11, 25 f. 208. 405; 12¹, 20. 83. 209. 307. 316; 12², 64. 230. 274.
Lutter & Wegner (Weinstube) 1, 17; 7, 20.
Lykurg 6, 17.
Lyonnet 7, 168.
Lyser, J. P. 1, 38; 4, 217; 8, 297 f. 533.

M

Mabillon 6, 146.
Mabli, Gabr. Bonnot de 9, 204 f.
Macaire, Robert 10, 163. 281. 365.
Macbeth 8, 78. 517; 11, 351 ff.
Macchiavelli 7, 184; 10, 303.
Macintosh, James 9, 72. 216. 217.
Mackeldey, Ferd. 12¹, 240. 377; 12², 226.
Maecenas 3, 94; 4, 136; 6, 150.
Magnin, Charles 12¹, 134. 365.
Maimon, Salomon 8, 182. 524.
Maistre, Joseph de 12², 217. 271.
Maitland 6, 97. 98; 7, 235.
Malibran, Maria Felicita 4, 197; 10, 131.
Mallefille 8, 479 f. 543.
Maltitz, Fr. A. v. 12, 28. 354.
Manasse den Naphtali 11, 266.
Maneka 6, 166.
Manethon, ägypt. Historiker 12¹, 184, 372.
Manso, Giovanni Batista 12², 23.
Marat, Jean Paul 9, 55; 10, 27. 228. 255; 11, 211.
Marcus, Ludwig 8, 8; 12², 182 ff.
Margarete von Navarra 8, 155. 522.
Maria Luise (Napoleons Gemahlin) 11, 333. 427.
Maria de Padilla 3, 75. 77.
Maria Stuart 10, 153.
Maria Thereſia 3, 22.
Marianne (Gastwirtin) 8, 80. 518.
Marie Amalia, Gemahlin Ludwig Philipps 12¹, 228. 376.
Marie Antonette 3, 22 f.; 4, 123; 5, 123; 9, 37. 63; 10, 1[illegible]3.
Marigny, Enguerrand de 9, 111. 220.
Mario, Giuseppe 4, 197; 10, 303. 374.
Marius 8, 103; 11, 370.
Marlborough 12¹, 32. 356.
Marlowe, Christopher 11, 390 428; 12¹, 134. 156. 365.
Marmontel, Jean François 9, 51 215.
Marquis, Geschäft in Paris 3, 129; 10, 141. 142.
Marr, J. W. 6, 151. 187; 8, 80. 518.
Marraſt, Armand 9, 44. 214.
Martignac, Jean Baptiſte Vicomte de 9, 115.
Martin, Henri 3, 58; 9, 108. 184.
Martin, John 3, 163; 10, 284.
Martin, Richard 7, 242.
Martius, J. G. 6, 147.
Marx, Karl 8, 133. 519; 10, 231. 370; 12¹, 205. 375.
Marx, K. F. H. 6, 13. 169.
Maſſillon, J. B. 12¹, 237. 377.
Maßmann, H. F. 3, 82. 95 152. 164; 4, 106. 125; 5, 19. 112. 257; 7, 24 f.; 10, 243. 307 370; 11, 237. 423; 12¹, 307.
Mathias, Gg. 10, 349 f.
Matzerath, Chr. J. 3, 81. 164.
Mauguin, François 9, 49. 121. 186. 202. 214.
Maximilian I., Kaiser 12¹, 97.
Maximilian Joseph, Kurfürſt von der Pfalz 12¹, 185.
Mayer, Karl 4, 104; 5, 65. 93. 260; 12², 136.
Maynard, Louis de 8, 61.
Mazarin 8, 45; 9, 62.
Mazzanti 7, 60.
Mecklenburg, Prinz Karl von 12¹, 29.
Meklenburg, Baron 10, 220 f.

Medea 7, 59.
Mehemed Ali 10, 50. 61. 73 f. 81. 113 ff. 123. 358. 362.
Meidinger, Joh. Val. 12^1, 187. 373.
Melanchthon, Philipp 8, 160; 12^1, 20. 153. 366.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 1, 36; 5, 122; 6, 88; 10, 167. 168. 291. 302; 12^1, 32. 198. 349. 356.
Mendelssohn, Joseph 12^1, 64.
Mendelssohn, Moses 5, 31. 122. 263; 8, 201 ff. 207. 526; 12^1, 64; 12^2, 183.
Mendizabel 3, 124. 168; 5, 81.
Mendoza, Don Diego Hurtado de 3, 61; 5, 266; 12^2, 123. 260.
Menotti, Ciro 9, 41. 213 f.
Mentschikow, Fürst Alexander Sergejewitsch 12^2, 216. 270.
Menzel, Wolfgang 1, 35. 38. 49 ff. 52; 4, 116; 5, 96. 141; 8, 257 ff. 268 bis 280. 532; 9, 15. 48; 11, 39. 50 f. 169. 197. 251 ff. 256. 257. 419. 421. 424; 12^1, 183. 308; 12^2, 57 ff. 137 ff. 149. 156. 261.
Mephistopheles 2, 66; 8, 20.
Mercier, L. S. 12^2, 99. 258.
Merckel, Friedrich 4, 215.
Merlin (Gräfin), Maria 12^2, 197.
Merlin de Douai, Graf 10, 139. 363.
Methfessel, Albert 6, 55. 175; 12^2, 71 f. 257.
Metternich 7, 79; 9, 212; 10, 17. 352 f.; 11, 167. 168; 12^1, 182. 335. 371.
Meyer, A. J. Heinrich 5, 264; 12^1, 304. 380.
Meyerbeer, Giacomo 1, 40. 58. 69; 2, 215; 4, 124. 129. 132. 137. 160. 185. 194. 225; 7, 72; 8, 486 ff.; 9, 75. 125. 191; 10, 66 ff. 107. 132. 133 f. 208. 295. 301 f. 309. 341. 351. 357; 12^1, 47. 198. 314. 342. 358; 12^2, 157 f. 180 f. 219.
Mezzofanti 7, 104. 294.
Michaelis 5, 264.
Michelangelo 8, 59; 10, 148.
Michelet, Jules 10, 250. 253 ff. 272. 371; 11, 340; 12^2, 178.
Middleton, Thomas 11, 352. 418.
Mieris, Frans van 7, 223.
Mignet, Fr. A. 1, 40. 45; 10, 116. 139 f. 170. 232. 254. 257. 258. 259. 274. 344 f. 361; 12^2, 244. 246.
Miguel, Dom 12^2, 107.
Milder-Hauptmann, Pauline 12^1, 22. 36. 353.
Minutoli, Menu 12^1, 47. 358.
Mirabeau 2, 276; 4, 151; 7, 211; 9, 156 ff. 223; 12^2, 98.
Mirjam 3, 149; 4, 130.
Mithridates 11, 176. 420.
Mödschnun 5, 187. 205. 225. 266.
Mohammed 3, 45; 6, 147; 7, 273; 11, 190; 12^1, 329. 333.
Molé, Louis Mathieu, Graf von 10, 45. 197. 199. 340.
Molière 5, 86; 8, 156. 446. 522; 11, 72 f. 394 f.
Moltke, Graf Magnus von 9, 146 f. 222; 12^2, 96 ff.
Monmerqué 12^1, 134. 365.
Monsigny, Pierre Alex. 10, 305 f.
Montalembert, Ch. Forbes de Tryon de 10, 45. 58. 355; 12^1, 288.
Montalivet, Camille 9, 113. 177. 179.
Montenglaut, Henriette Mariane von 12^1, 41.
Montesquieu 7, 202; 10, 36; 12^2, 98.
Montez, Lola 4, 108.
Montezuma 3, 52.
Montfaucon, Johanna v. 3, 25; 5, 94.
Monthyon, Baron 12^1, 180. 323. 370.
Montour 10, 135. 362.
Monza 7, 82.
Moore, Thomas 12^2, 169.
Morgan, Lady 7, 68.
Mörike, Eduard 12^2, 136. 261.
Moritz, Karl Philipp 6, 83; 8, 201. 527; 12^1, 236. 377.
Morus, Thomas 11, 348. 428.
Moser, Moses 1, 18. 23. 29. 36; 3, 166. 167; 4, 229; 7, 13. 31; 12^2, 187. 264.
Moses 3, 52. 109; 4, 202. 205; 6, 114. 147; 7, 185; 10, 126. 277. 302; 12^1, 206 f. 253. 2[illegible]9. 329.
Moses Ibn Esra 3, 130.
Mosson, Madame 10, 210.
Mouche, s. Selden, Camilla.
Mozart, Wolfg. Amadeus 4, 132. 149. 185; 7, 176; 10, 132. 134. 208. 211; 12^1, 84. 198.
Mühler, Karl 12^1, 51. 354.
Müller, Adam 8, 252. 531; 12^1, 28; 12^2, 64.
Müller, Joh. v. 7, 36; 11, 64. 413; 12^1, 306.
Müller, Sophie (Wiener Schauspielerin) 7, 129. 298; 12^2, 55. 256.
Müller, Wilhelm 1, 16; 6, 55. 89; 7, 68. 291; 11, 138. 418.
Müllner, Adolf 6, 109. 182; 7, 145. 159. 300; 11, 51. 410.
Mundt, Theodor 12^2, 138. 149.
Munk, Salomon 12^2, 193. 194. 264.
Muñoz, Don Fernando 5, 257.
Munsch, Schauspieler in Posen 12^1, 94.
Münzer, Thomas 9, 151; 11, 208.
Murat, Joachim 12^1, 185. 372; 12^2, 136.
Muratori, Lodovico Antonio 12^2, 23.
Murillo 12^1, 123.
Murphy, Nicolas 12^2, 170.
Musäus, Karl 8, 351. 537.
Musset, Alfred de 4, 221; 5, 100. 101. 261; 10, 39. 40. 354; 11, 393 f. 428.

N

Nägeli 3, 164.
Napoleon I. 1, 14. 30. 40; 2, 47. 279; 5, 101 107; 6, 97. 99. 133. 135; 7, 33. 38. 73 ff. 170. 226. 269. 272; 8, 52. 57. 227. 242. 461 f. 464. 465. 516. 542. 543; 9, 37. 44. 45 ff.

72. 76. 85. 86. 94. 116. 134. 140. 156. 172. 187. 188; 10, 26 44. 46. 52. 53. 54. 60. 72. 73. 76. 77. 80. 96. 97. 111. 118. 121 140. 151. 169. 171. 191. 251. 259. 272. 295. 355; 11, 33 ff. 73. 145. 166. 407; 12¹, 92. 178. 182. 226 230. 287. 320. 321; 12², 136. 197 f.
Napoleon III. 12¹, 185. 233.
Neander, Joh. Aug. Wilh. 5, 111 262; 12¹, 25. 353.
Nebukadnezar 6, 16. 147; 7, 124; 10, 222; 12¹, 205.
Necker, Jacques 9, 155, 157; 12¹, 185. 372; 12², 98.
Nemours, Ludwig Herzog von 9, 88; 10, 178. 180. 197. 287 f. 353; 12², 160.
Nepos, Cornelius 6, 161.
Nero 4, 119; 5, 112; 7, 65. 149. 160; 10, 260.
Neumann, Amalie 12¹, 29. 61 f. 355.
Neumann, Wilh. 7, 101. 294.
Nicolai, Friedrich 5, 263; 8, 198 ff. 526; 11, 28. 77.
Niebuhr, Georg 6, 127. 184.
Niebuhr, Karsten 12¹, 310. 381.
Niederkirchner 7, 31. 33.
Nietzsche, Friedrich 1, 56; 7, 8; 8, 128 f. 263. 389; 11, 405. 410. 421. 428.
Nikolaus I. von Rußland 7, 79; 12¹, 327; 12², 106.
Ninon de Lenclos 12¹, 216. 375. [381.
Nodier, Charles 12¹, 313.
Nourrit, Adolphe 9, 202.
Novalis, s. Hardenberg.

O

O'Connell, Daniel 10, 142. 363.
Odilon-Barrot, Camille Hyazinth 9, 121. 141. 188 202. 221; 10, 226.
Odry, Jacq. Charles 9, 208; 12¹, 189. 373.
Odysseus 2, 162; 3, 124; 5, 126. 259; 9, 71; 10, 80, 102. 324.
Ofterdingen 4, 183.
Öhlenschläger, Adam Gottl. 12², 23.
Og, König von Basan 12¹, 206. 375.
Oken, Lorenz 8, 252. 531; 12¹, 159. 296. 366.
Oktavius 9, 55; 11, 321.
Oldenburg, Schauspieler in Posen 12¹, 94.
Olinde 8, 161. 522.
O'Meara 6, 98; 7, 235.
Ophelia 11, 353 ff.
Orestes 7, 161.
Orfila, Matthieu 10, 90. 107. 359.
Orleans, Herzog Ferdinand von 9, 86. 100. 218; 10, 21. 101. 175 ff. 183. 242. 252. 287. 366.
Orleans, Helene, Herzogin von 10, 180. [337.
Orpheus 4, 163; 7, 165. 12¹,
Oskar, Kronprinz v. Schweden 12¹, 48.
Ossian 1, 25; 3, 13; 6, 19. 56. 175.
Otfried von Weißenburg 11, 20. 404.
Otterstedt, Friedr. Frhr. v. 12¹, 48.
Overbeck, J. F. 10, 141. 166. 363.
Ovid 11, 327. 427.
Owen, Robert 10, 280. 373.

P

Paganini 1, 57; 2, 17; 5, 101; 8, 296—306. 533; 10, 130. 204. 298.
Pagès, Garnier 9, 160. 166. 186.
Pahlen, Peter Graf von 10, 45.
Paien, Demoiselle, Schauspielerin 12¹, 93.
Paien, Madame 12¹, 94.
Paine, Thomas 6, 163.
Palestrina 6, 50. 174.
Pallagonia, Prinz von 6, 60.
Palmerston 10, 81. 358.
Pan 11, 196.
Panofka, Heinrich 10, 297.
Panseron, A. M. 10, 208. 368.
Paracelsus von Hohenheim 8, 192. 337. 525; 12¹, 248. 378.
Paris, Graf von, Enkel Ludwig Philipps 10, 180.
Parny, Vicomte de 10, 248. 370.
Parr, Thomas 12², 78.
Passy, Hippolyte 10, 143. 364.
Patroklus 3, 32; 9, 162.
Pattensen 6, 148.
Paturle, Jacques 10, 147.
Paul I. von Rußland 12¹, 327.
Paulin, Alexander 10, 232.
Pauline (Freundin von Mathilde Heine) 1, 46; 3, 98. 166.
Paultier, Guillaume 12¹, 350.
Paulus, Apostel 10, 59.
Paulus (Kirchenrat) 11, 71; 12¹, 20. 353.
Pausanias 6, 133; 12¹, 164.
Peche, Therese 1, 34; 12², 55. 256.
Pedro I. 8, 514.
Pedros, Dom, Kaiser von Portugal 9, 59. 215.
Peel, Robert 7, 263; 10, 225.
Peleus 2, 179.
Penthièvres, Louis Jean Marie von Bourbon, Herzog von 9, 75.
Percy 11, 65. 66. 413.
Péreire, Emile 10, 218. 369.
Périer, Casimir 8, 30. 515; 9, 33. 38. 48. 56. 58. 66. 83. 96. 100. 104. 105. 106. 107. 112. 114. 115. 117. 118. 120. 161. 202. 203. 219.
Perré, Redakteur 10, 159.
Perseus 7, 281.
Persiani, Fanny 10, 307.
Perugino 11, 32.
Peter I. von Rußland 12¹, 327.
Peter III. von Rußland 12¹, 327.
Peters (Student) 1, 19.
Pétion de Villeneuve, Jérôme 9, 33. 45. 212.
Petrarca 2, 257; 7, 146; 8, 292; 12², 209.
Petron 1, 43. 54; 7, 150; 10, 192. 367; 11, 18. 403.
Pfeffel, G. K. 10, 353.
Pfizer, Gustav 1, 51. 52; 4, 104; 5, 67. 259; 11, 256. 424; 12², 140 f. 261.
Pharao 3, 148: 4, 115; 7, 107. 124; 10, 302.
Phidias 6, 147; 8, 59. 236.

Philadelphia, Jak. 10, 169. 295.
Philipon, Charles 9, 35.
Philipp Egalité 9, 34. 75. 82; 10, 252.
Philipp von Mazedonien 6, 16; 10. 156.
Philipp II. von Spanien 12², 119.
Philo 10, 361; 12², 189.
Philostratus 8, 345. 536.
Phöbus Apollo 2, 21. 181. 251; 4, 202; 5, 63.
Piccini, Niccolo 12¹, 36, 356.
Pichler, Karoline 12¹, 179. 367.
Pico da Mirandola 6, 146.
Pilatus, Pontius 3, 141; 4, 179; 5, 193; 9, 164.
Pillet, L. F. R. 10, 168. 302. 308. 365.
Pinel, Phil. 12², 193.
Pinetti, Taschenspieler 12¹, 46.
Pinhas 3, 134. 135.
Pistor D. L. 11, 231. 423.
Pitt, William d. J. 7, 243; 10, 28. 228. 354; 12², 99.
Pius VII. 8, 461. 542.
Pixis, J. P. 10, 207. 341. 368.
Pizarro 5, 155.
Planck, G. J. 8, 369. 538.
Platen, August von 1, 37. 49. 62; 3, 85. 165; 7, 5. 89. 136 ff. 145. 146; 11, 64; 12¹, 310.
Plato 6, 53. 91. 114; 8, 179. 180. 217; 9, 110. 264; 12¹, 160; 12², 64.
Pleyel, Camille 10, 206. 341.
Plinius 12¹, 164.
Plochel, Anna 4, 224.
Plunkett 7, 263. 312
Plutarch 3, 168; 7, 189; 8, 75; 9, 156; 11, 196. 325. 421. [115.
Pluto 2, 263; 4, 202; 12¹,
Polignac, Jules 7, 270; 12², 100.
Poliziano 6, 146; 8, 153.
Polo, Marco 12¹, 191. 374.
Polybeukes 2, 175.
Polyphem 2, 163; 5, 126.
Pompadour, Marquise de 9, 74.
Ponce de Leon, Juan 5, 156. 160. [369.
Ponsard, François 10, 214.
Porphyrius, neuplaton. Philosoph 12¹, 295. 380.
Poseidon 2, 162. 163.
Potiphar 7, 196.
Potter, Louis de 8, 29. 514.
Pouce, Tom = Charles Stratton 12¹, 230. 376.
Poujalet, Jean Jos. 10, 89. 359.
Pozzo di Borgo 10, 99; 12¹, 182. 322. 371.
Pradt, Dominique d. 12¹, 27. 354.
Prakriti 8, 188. 525.
Prätorius, Johannes 8, 146. 349 f. 379; 12¹, 165. 366.
Prévost, Abbé 11, 323.
Priamos 2, 163; 6, 144.
Prokop 7, 32.
Prokrustes 10, 89; 12¹, 237.
Prometheus 5, 263; 6, 18. 170; 9, 70.
Proserpina 2, 263. 264; 3, 79; 4, 161. 187. 202; 5, 40; 12¹, 115.
Proudhon 5, 258.
Prutz, Robert 4, 103.
Prynne 8, 466; 11, 294.
Psyche 2, 256; 4, 186.
Pückler-Muskau, Fürst von 1, 69; 4, 128; 7, 164; 10, 11 ff. 352; 12², 140. 214 f. 261.
Puruša 8, 188. 525.
Pustkuchen, Joh. Friedr. Wilh. 11, 45. 197. 409. 421; 12¹, 68. 74. 361.
Pyat, Felix 10, 99. 360.
Pygmalion 11, 49.
Pythagoras 6, 91; 7, 149. 151; 8, 215.

Q

Quelen, Graf von 9, 101. 136. 219.
Quevedo y Villegas, Fr. de 12², 123. 260.
Quinet, Edgar 10, 250. 253. 255. 256. 272. 371.
Quintilian 12¹, 237.
Quiroga 5, 266.
Quixote, Don (s. auch Cervantes) 2, 267; 7, 207; 11, 82 f.

R

Rabelais, François 9, 51. 215.
Rachel-Félix, Elisabeth 10, 143. 169. 201. 364; 12¹, 285. 306.
Racine 8, 468; 9, 38; 11, 67 f.; 12¹, 311. 381.
Radcliffe-Ward, Anna 12², 196. 265.
Radetzky 5, 156.
Radloff, Joh. Gottl. 6, 93; 12², 226.
Radziwill, Elise Fürstin 12¹, 48.
Raffael 8, 43. 153; 10, 148. 149; 11, 22. 32; 12¹, 84. 266. 315.
Rahel, s. Varnhagen.
Raimund 2, 18.
Ramler, Karl Wilhelm 7, 148; 8, 442; 11, 29. 406.
Ranke, Leopold 9, 25. 212; 12², 110. 259
Raspail, François Vincent 10, 90. 359.
Raßmann, Friedr. 12², 38. 39.
Ratti-Menton, Graf 10, 43. 45. 57. 75. 121.
Rauch, Christian 12¹, 29. 48. 64.
Raumer, Friedrich v. 5, 23. 112; 9, 23. 211; 11, 214 ff. 255. 260. 422; 12¹, 306. 381; 12², 226.
Raupach, Ernst 7, 159; 8, 58. 440 ff. 516. 541; 9, 149; 11, 128. 130 f. 330. 427; 12², 47.
Raymundus Lullus 6, 146.
Rebekka 10, 248.
Récamier, Julie 10, 258; 12¹, 189. 373.
Regulus 8, 103.
Reichstadt, Herzog von 9, 21. 85. 87. 187. 189. 211.
Rellstab, Ludwig 7, 53; 10, 66. 357; 12¹, 45. 358.
Remigius, Nicolas 8, 146. 521; 12¹, 168. 366.
Rémusat, Graf von 10, 142. 264. 363.
Renduel, Eugène 10, 40.
Retzsch, Fr. Aug. Moritz 6, 46. 174; 8, 298. 533.
Reuchlin, Johannes, 8, 166; 12¹, 210.
Révoil, Luise 12², 265.
Reynaud, J. E. 10, 261. 372.
Reynolds, Thomas 12², 167 ff.

Rhampfenit 3, 7 ff. 158.
Richard III. von England 10, 153.
Richard Löwenherz 9, 191.
Richardson, Samuel 10, 308. 374; 11, 126. 417; 12², 124.
Richelieu 10, 153; 11, 180. 181.
Riedel, Karl 12², 151.
Rinaldo Rinaldini 2, 33.
Rindskopf, M. B. Bankier 12¹, 240. 377.
Rintelsohn, David 4, 229.
Robert, Leopold 8, 38—44. 515; 10, 146 ff. 364; 11, 247.
Robert, Ludwig 1, 25; 7, 17; 12², 46.
Robespierre 7, 210; 8, 10. 27. 212. 213; 9, 43. 44. 49. 52. 55. 75. 94. 129. 160; 10, 27. 90. 100. 208; 11, 180. 181; 12¹, 56. 228. 255. 259. 270. 272. 315. 321; 12², 164. 228.
Rochette, Raoul 9, 58. 215.
Rohanscher Erbschaftsprozeß 12², 201.
Röhnisch 6, 53.
Roland, Marie Jeanne 9, 90. 218.
Romanowski, poln. Sänger 12¹, 76.
Romberg, Bernhard 12¹, 49. 359.
Romilly, Wilhelm von 10, 50.
Romulus Augustulus 7, 54.
Rörsch, Josef, Nachbarskind Heines in Düsseldorf 12¹, 268.
Rosamel, Admiral 10, 216.
Rosenkranz, Karl 11, 8. 404; 12², 151. 163. 262.
Rossini 4, 132; 6, 15; 7, 53. 72; 8, 292 f. 486 ff. 533; 9, 125. 136; 10, 69. 134. 166. 167. 208. 299. 357; 11, 308. 427; 12¹, 198. 266. 314; 12², 180.
Rothschild 3, 14; 4, 129; 7, 79. 118. 119. 124. 129; 8, 163; 11, 168. 177 ff. 218.
Rothschild, Betty 10, 356; 12², 159. 191.
Rothschild, James de 8, 203; 9, 100; 10, 49. 58. 94. 125 f. 214. 217 ff. 230 f. 355; 12¹, 239. 318. 335; 12², 157 ff. 160. 179.
Rothschild, Salomon 3, 168; 7, 119.
Rotteck 11, 214. 260. 422.
Rougemont 8, 480.
Rousse, Ch. Louis Emil 12², 247.
Rousseau, Jean Baptist 1, 7. 13. 34; 4, 17 f. 220; 5, 261; 12², 40. 41 ff. 255.
Rousseau, Jean Jacques 1, 39 f.; 3, 23; 6, 147; 7, 211; 8, 185; 9, 153. 154. 159. 160; 10, 82. 99. 100; 12¹, 68 72. 175. 321. 348; 12², 98.
Royer-Collard 9, 224.
Rubens 7, 84; 12², 162.
Rubini, G. B. 4, 197; 10, 107. 132. 296. 360 374.
Rückert, Friedrich 4, 107; 5, 263; 6, 55; 12², 43.
Rudèl, Geoffroy 3, 40. 120.
Ruge, Arnold 8, 133. 519; 12¹, 204. 307. 375; 12², 241.
Rühs, Christ. Friedr. 12¹, 293. 380.
Rumford 11, 286. 425.
Runkel, M. 12², 157
Russell, John 9, 72. 216.
Rust, Johann Nepomuk 12¹, 29. 355.
Rustan 12¹, 179.
Rustebuef 12¹, 134. 365.
Rusticus, s. Bauer, Anton.
Rützener 6, 95.
Ryan, Beamter in Dublin 12², 171.

S

Saadi 6, 106.
Saalfeld, Joh. Christ. Frd. 6, 133. 137. 184.
Sachs, Hans 4, 127; 6, 105; 8, 169.
Sachs, Michael 3, 167.
Sachse, Joh. Christ. 12¹, 68. 361.
Sachsen-Koburg, Friedr. Jos. Herzog zu 10, 28.
Sachsen, Moritz von 10, 37.
Saint-Denis, Hlgr. 9, 37.
Saint-Elme, Mad. Ida de 10, 136.
Saint-Just, Antoine 5, 146. 264; 7, 210; 8, 189. 525; 9, 129. 160; 12², 110.
Saint-Martin 8, 193. 525.
Saint-Simon 8, 161. 189 f. 522; 10, 187. 261. 267. 280. 372.
Saisset 10, 345.
Salosli (Schuster) 10, 71; 11, 83.
Sallust 6, 133; 7, 38; 9, 213.
Salmasius 9, 107.
Salomo 3, 34. 49. 96. 165; 5, 82. 260; 6, 160; 7, 56. 197; 12¹, 158.
Salvandy, Narcisse Achille de 9, 192. 224.
Sancho Pansa (s. auch Cervantes) 2, 267; 7, 207.
Sanchuniathon, phönik. Geschichtsschreiber 12¹, 184. 372.
Sand, George 1, 40; 10, 30 ff. 37 ff. 354; 12², 197.
Sand, Karl Ludwig 10, 36.
Sandeau, Jules 10, 37. 354.
Sandwich, Lady 10, 152.
Sarpi, Paolo 9, 15. 211.
Sarrut, Germain 9, 174.
Sarto, Andrea del 7, 185.
Sartorius, Georg 1, 19; 4, 20. 220; 6, 67. 175; 7, 32; 12², 226.
Satanas 2, 233; 3, 66; 4, 163.
Saul 8, 53.
Savigny, K. F. 4, 125; 5, 258; 7, 106; 10, 363; 12¹, 18 30. 46. 306. 352; 12², 188. 264.
Savoye, Joseph 9, 132. 222.
Scarron, Paul 9, 18. 211.
Schad, Joseph 10, 297. 374.
Schaden, Adolf v. 12¹, 47. 358.
Schadow, Joh. Gottfr. 12¹, 47. 359.
Schadow, Rudolf 12¹, 47. 359.
Schadow, Wilhelm 12¹, 47. 359.
Schaller (Heines Duellgegner) 12², 112.
Schallmeyer (Rektor) 1, 8; 6, 129; 12¹, 220; 12², 111. 226. [355.
Schammai. Rabbi 10, 49.

Scharnhorst-Statue 12¹, 48. 64.
Scharpff, Christian 9, 132.
Schechner-Waagen, Nanette 7, 167. 302.
Scheffer, Ary 8, 19—24. 513; 10, 217; 11, 247; 12¹, 315.
Scheherezade 10, 88; 12², 210.
Scheible, J. 12¹, 276.
Schelling, Fr. Wilh. Joseph v. 1, 61; 3, 82. 164; 4, 106; 5, 9 84 112. 262; 7, 166 f. 168; 8, 184. 243—250. 251. 524; 10, 46. 265; 11, 30. 83 ff. 89. 149. 176. 406. 420; 12², 63. 97. 134.
Schenk, Eduard v. 1, 35; 7, 6. 32. 286.
Schenkendorf, Max v. 1, 10.
Schiller 1, 22. 62. 64; 3, 85. 109. 167; 4, 214; 5, 75. 259; 6, 84 f.; 7, 84. 154. 173; 8, 20. 223. 513. 529; 9, 191; 11, 45 ff. 202. 303. 212. 336. 421; 12¹, 82. 181. 301. 311. 381; 12², 66. 134.
Schilling, Wilhelm Baron von 12¹, 28; 12², 224 f.
Schindler, Anton 10, 129. 213. 362.
Schinkel, Karl Friedr. 12¹, 47. 359.
Schlegel, A. W. 1, 13. 62; 2, 18. 62; 4, 16 f.; 5, 266; 6, 74. 86. 92; 7, 148; 9, 43. 50 f. 214; 11, 16. 29 ff. 38. 57. 60. 62. 63—73. 303. 403. 406; 12¹, 155. 179. 182. 310. 342; 12², 43. 58. 71. 226.
Schlegel, Dorothea, geb. Mendelssohn 11, 61. 412; 12¹, 183. 342.
Schlegel, Friedrich 1, 73; 4, 216. 230; 6, 107; 11, 29 ff. 38. 60 ff. 64. 344. 406; 12¹, 183; 12², 58 f. 256.
Schleiermacher 6, 163; 9, 199; 11, 61. 412; 12¹, 43. 357.
Schlesinger, Moritz 1, 40; 4, 149; 10, 65. 131. 203. 211. 350. 357.
Schloß (Musikverleger) 1, 58.
Schmalz, Theodor Anton Heinr. 6, 74. 133. 184; 7, 143. 299; 12², 226.
Schmidt, Clamer 4, 229.
Schneider, G. A. 4, 221; 12¹, 28. 39. 354. 356.
Schnetz, Jean Victor 8, 36—37. 515.
Schöll, Ad. 3, 160.
Schön (Übersetzer Kants) 8, 216.
Schopenhauer, Arthur 8, 129.
Schorn, Ludwig 7, 69.
Schottky, Maxim. 12¹, 96 f. 363.
Schramm, Joseph 6, 129. 184.
Schreiber, A. W. 10, 201. 368.
Schreiber, Phil. Wilh. 7, 242. 307.
Schröck, Luise 12¹, 93. 363.
Schröckh, Joh. Matthias 8, 138. 520.
Schröder, Ludwig 11, 307. 427.
Schröder, Sophie 12², 55. 256.
Schrödter, Adolf 12², 132. 261.
Schubart, Chr. Fr. Dan. 8, 16. 513.
Schubarth, K. E. 6, 86. 177; 11, 54. 411.
Schubert, Frz. 10, 211, 212 f.
Schücking, Levin 12², 151.
Schuhmann, Kopfabschneider 12¹, 46.
Schüller, Friedrich 9, 132. 222.
Schultz, Heinrich 12¹, 17.
Schultz, Hofprediger 8, 229. 230.
Schulze, Josefine 12¹, 36. 356.
Schumann, Verlag in Zwickau 12¹, 41.
Schupp, Joh. Balthasar 6, 151. 187.
Schütz, Fr. K. J. 6, 51; 11, 51. 410; 12¹, 68. 361.
Schwab, Gustav 1, 51; 4, 104; 11, 138; 12², 135.
Schwabe 4, 115.
Schwarz, Berthold 5, 154; 6, 168; 9, 127.
Schwarz (Schauspieler) 8, 477.
Schwencke, Friedr. Gottl. 12², 71.
Schwerin-Denkmal 12¹, 19. 352.
Scott, Walter 1, 28; 6, 100 ff. 118; 7, 32. 227. 230 ff.; 9, 122. 221; 12¹, 41 f. 356; 12², 124. 125. 167.
Scott, Walter (Sohn) 12¹, 41.
Scribe, Eugen 2, 215; 8, 468. 543; 10, 33. 168. 209. 210. 305. 354.
Sebastiani, Horace François 9, 68. 83. 99. 112. 115. 216. 219; 11, 146. 418.
Sefchen, das rote, s. Josefa.
Ségur 6, 102.
Seidler-Wranitzky, Karoline 12¹, 32. 36. 355 f.
Seidlitz, Friedrich Wilhelm von 12¹, 19. 352.
Selden, Camilla 1, 79; 4, 200. 201. 228.
Seligmann, Hipp. Prosp. 10, 298. 374.
Semiramis 3, 113; 10, 290.
Semler, Joh. Salomo 8, 198. 526.
Seneca 5, 112; 12², 259.
Serassi, Pierantonio 12², 23.
Sesostris 6, 74. 93.
Sethe, Christian 1, 11. 24. 29; 2, 64; 4, 18 f. 212.
Sévigné, Frau von 8, 515; 10, 87. 359.
Seybold, 11, 221. 422.
Shakespeare 1, 27; 4, 102; 5, 50. 259; 6, 142; 7, 21. 36. 63. 94. 125 ff. 129 ff. 137. 153; 8, 189. 357. 495. 525; 10, 36. 104. 141. 218. 307; 11, 64. 80. 81 f. 184 f. 197. 222. 292—400. 414; 12¹, 229. 298. 315; 12², 122. 126
Shelley 7, 101.
Sheridan 9, 73. 217; 12², 103. 258.
Shortall, Kapitän 12², 174.
Shylock 11, 364 ff
Sichel (Arzt) 11, 249; 12², 244. 246.
Sickingen, Franz von 3, 84.
Siebenpfeiffer, Phil. Jak. 9, 132. 221; 11. 233.

Siebold, Phil. Frz. von 12¹, 223. 376.
Siegfried 4, 89. 163.
Sieyès, Emanuel 8, 51; 12², 98. 258.
Simeon der Stylit 12¹, 297. 380.
Simrock, Karl 1, 13; 3, 160; 4, 224; 12¹, 155. 158. 366.
Sina, Violinist 10, 130.
Sirach 8, 135. 519.
Sirr, Charles 12², 170 f.
Sisyphus 2, 264; 5, 115.
Sivori, Camillo 10, 203. 204. 205. 298. 368.
Skibinski, Kasimir 12¹, 363.
Skibinska, Josefa 12¹, 96. 363.
Smerdis 3, 122. 126.
Smets, Wilhelm 3, 160; 12², 19 ff. 43. 255.
Smollet, Tobias 12¹, 72.
Sokrates 5, 101; 6, 111; 7, 24; 12¹, 329.
Solger, K. W. F. 11, 64. 413.
Solomons (Violinspieler) 11, 64.
Solon 10, 179. 12¹, 331.
Sontag, Henriette 3, 101. 166; 4, 134; 7, 167; 11, 174. 419.
Sophokles 4, 110; 10, 218; 11, 68.
Soult, Marschall 9, 113. 121. 169; 10, 96. 97. 151. 237. 352; 12¹, 239; 12², 162.
Southey, Robert 12¹, 69. 361.
Spaun, Franz Frhr. v. 11, 51. 410.
Spener 8, 194. 525.
Spieß, Johann 12¹, 135. 152. 365.
Spiker, Sam. Hch. 12¹, 41. 49. 359.
Spinoza 8, 181 ff. 185. 235. 246. 524; 10, 273. 307; 12², 57.
Spitta, K. J. Ph. 1, 54. 63; 6, 145.
Spontini 6, 53. 58; 10, 64. 301 f. 309. 357; 12¹, 18. 26. 28. 37. 47. 48. 58 f. 65. 356.
Sprenger, Jakob 12¹, 276. 379.
Staël, Frau von 6, 99. 147; 7, 68; 9, 59. 157. 215; 10, 52. 53. 356; 11, 16. 69. 403; 12¹, 27. 177 ff. 190. 192. 321. 342. 348; 12², 195 ff.
Stägemann, F. A. v. 9, 24. 212.
Stanhope, Lady Esther 10, 16. 352.
Staub (Schneider) 9, 136.
Steen, Jan 1, 57; 7, 73; 8, 107 ff. 518.
Steffens, Henrik 8, 252. 531; 11, 86. 414; 12², 63.
Stein, Frhr. vom 12¹, 322.
Steinmann, Fritz 4, 19. 213. 220.
Stendhal 3, 162.
Stern, Daniel s. Agoult.
Stern (Jude aus Frankfurt) 10, 126. 222. 362; 11, 217 f. 422.
Sterne, Laurence 1, 31. 64; 8, 445. 541; 11, 119. 126. 416.
Stich, Madame s. Crelinger
Stiebel 11, 183. 420.
Stieglitz, Heinrich 1, 36.
Stieler, Jos. 12², 55.
Stirling, Konsul in Genua, Offizier der Londonderry-Miliz 12², 171.
Stolberg, Friedrich Leop. v. 11, 39 ff. 408.
Stolberg-Wernigerode, Graf 6, 46. [40.
Stolterfoth, Adelh. v. 12²,
Stolz, Rosine 10, 303.
Stöpel, Franz 12¹, 46. 358.
Strafford, Graf 10, 153.
Straube, H. 1, 15; 2, 63.
Straus-Wohl, Jeannette 1, 52; 10, 358; 11, 165. 170 f. 172. 218. 243 ff. 419.
Strauß, D. F. 1, 47. 55; 8, 260; 12¹, 295; 12², 135. 138. 261,
Strauß, Friedr. (Hofpred.) 6, 182.
Strauß, Gerh. Friedrich Abraham 12², 43.
Strauß (Vater), Johann 10, 79.
Streckfuß, Karl 8, 438. 506. 541.
Struensee 12², 255.
Stürmer, Baron 7, 234.
Sue, Eugene 12², 209.
Sulzer 8, 201. 526.
Swann, Magistratsperson in Dublin 12², 171 ff.
Swedenborg, Emanuel 3, 156. 157; 10, 169. 365 f.
Swift 7, 235.
Szymkaylo, Jan u. Frau 12¹, 96.

T

Tacitus 5, 111. 258; 6, 92. 145; 7, 65; 11, 17. 73. 237; 12², 228.
Taglioni, Maria 9, 75; 10, 79. 159. 358.
Talleyrand, Ch. M. 4, 93; 8, 21; 9, 60. 117. 136. 160. 209. 216; 10, 58. 206; 12¹, 182. 321. 371.
Tamburini 4, 197.
Tankred 9, 191.
Tannhäuser 2, 226 ff.; 8, 144. 379 ff. 383 ff. 521. 538; 12¹, 131.
Tantalus 4, 182.
Tarik 5, 186.
Tarnow, Fanny 12¹, 47. 358.
Tarquinius 6, 147.
Tasso 8, 495; 12², 23.
Tauler 8, 191 f. 525.
Taylor, General 12², 174.
Teichmann, Konditor 12¹, 24.
Teller, W. A. 8, 198. 526.
Teut 4, 105.
Thais 3, 122 f 126; 12¹, 334.
Thalberg, Sigismund 8, 510 f.; 10, 129. 208. 292. 293. 297. 362.
Thamar 10, 246 f. 248.
Themis 6, 17.
Theopilus-Legende 12¹, 134. 364 f.
Theophrast 6, 61.
Theremin, Franz 12¹, 20. 353.
Thersites 6, 95; 11, 309 f.
Theseus 7, 42. 112; 8, 103.
Thetis 3, 95.
Thierry, Augustin 1, 40; 3, 161; 10, 234. 254. 370; 12¹, 314. 381.
Thiers, Adolphe 1, 40. 59; 4, 223; 9, 42. 49 209; 10, 14. 18. 19. 22. 23. 24. 26. 30. 44. 45. 46. 47. 57. 59. 71. 72. 75. 76. 77. 80. 88. 93 f. 95. 97. 98. 120. 121. 122.

139. 152. 157. 158. 176. 191. 197. 198. 199. 226. 232. 237. 238. 242. 254. 255. 352. 358. 359 f.; 12¹, 160. 209.
Thiersch, Fr. W. 7, 26. 69. 286; 10, 237. 370.
Thomas von Aquino 3, 141; 8, 143.
Thomas, Ch. L. Ambr. 10, 305.
Thomas, Pater 10, 57. 355.
Thorus, Raphael 6, 146.
Thou, François Aug. de 8, 45. 515; 10, 153.
Thouret, Anthony 9, 53. 215.
Thukydides 9, 93.
Thümmel 1, 31.
Thusnelda 4, 126; 7, 25. 38.
Tiberius 11, 196.
Tieck, Friedr. 12¹, 48. 359.
Tieck, Ludwig 1, 25. 55. 63. 64; 2, 18. 232; 5, 94; 7, 62. 145; 8, 388. 538; 9, 131; 10, 291; 11, 31 f. 68. 73—83. 106. 122. 139. 253 f. 255. 303. 304 f. 352. 407. 426; 12¹, 47. 67; 12², 38, 125.
Tizian 7, 88; 11, 26; 12¹, 86.
Tocqueville, Alexis de 10, 276.
Tone, Theobald Wolfe 12², 173 f.
Torquemada, Thomas de 12², 166. 262.
Torrijos, Luisa de 9, 41. 213
Tortoni 8, 288. 533.
Tracy, s. Destutt.
Trastamadura, Enrique de 3, 164.
Tribonian 6, 14. 169.
Tritheim, Johannes 12¹, 153. 249. 366. 378.
Twardowski (poln. Faust) 12¹, 153.
Tychsen, Th. Chr. 10, 138. 363.
Tyrtäus 4, 90.

U

Uechtritz, Friedr. v. 12¹, 70. 361 f.
Uhland, Ludwig 1, 22. 51. 62. 63; 3, 162; 5, 94. 259; 6, 55. 77; 9, 14; 11, 127. 131—140. 417; 12¹, 302; 12², 143. 261.
Uminski 3, 33. 162.
Urban, Papst 2, 228.
Uria 7, 197.
Urspruch (Schauspieler) 11, 162. 418.

V

Vacca, Lopez 5, 155.
Valentinus 12¹, 25.
Vandenhoeck und Ruprecht 8, 369. 538.
Vanloo 10, 245.
Varicourt, Garde du corps 12², 100.
Varnhagen v. Ense, Karl August 1, 17. 25. 29. 37. 70; 2, 16; 5, 78. 260; 6, 34. 78; 7, 12. 164. 232; 11, 162 f. 419; 12¹, 68. 361; 12², 58.
Varnhagen, Rahel, geb. Levin 1, 17. 33. 37; 2, 16; 8, 15. 513; 11, 163. 204. 419. 421; 12¹, 179. 245. 367.
Varus 5, 111; 6, 55; 7, 26; 10, 243. 256. 289.
Vatel, Jean Baptiste 9, 43.
Véfour 9, 43.
Venedey, Jakob 4, 224; 11, 232. 423; 12¹, 307; 12², 216. 266 ff.
Venus 2, 181. 226. 227. 229. 230. 231; 3, 155; 4, 202; 5, 79. 174; 6, 114. 130. 147; 7. 129.
Verdi 12², 180 f. 263.
Vergil 4, 154; 11, 22.
Vernet, Horace 8, 24—27. 64. 514; 9, 82; 10, 246 ff.; 11, 247; 12², 203 f.
Véron 8, 498. 499 f.
Veronese, Paolo 7, 84.
Vestris, Gaétan 10, 161. 365.
Viardot-Garcia, Pauline 10, 303. 304. 374.
Vidocq, F. E. 9, 136. 208; 10, 78. 358.
Viennet, Jean Guill. 9, 209.
Vieuxtemps, Henri 10, 130. 131. 132. 362.
Vigny, Alfred de 11, 391. 428.
Villèle, Joseph 9, 106.
Villemain, A. Fr. 10, 151. 272 f. 274. 275. 373; 12¹, 313. 343. 381.
Visconti, Galeazzo 7, 73.
Vogt, Ernst, Komiker 12¹, 94.
Volney, Constantin François Graf von 9, 157.
Voltaire 1, 7; 3, 23. 95. 131; 5, 47. 100; 6, 151; 7, 76; 8, 138. 156. 183. 191; 9, 153. 154. 191; 10, 49. 82. 137, 248. 311. 381; 11, 336. 427; 12², 98. 200.
Voß, J. H. 7, 156; 11, 37 ff. 408; 12², 38. 65. 137. 261.
Voß, Julius v. 12¹, 29.
Vulpius, Christ. Aug. 12¹, 73.

W

Wach, Karl Wilhelm 12¹, 29. 354.
Wackenroder 11, 32. 407.
Wadzeck, Frz. Dan. Friedr. 6, 127 184; 12¹, 78. 362.
Wagner, Richard 4, 225. 227; 8. 8; 10, 210. 369; 11, 160.
Walpole, Robert 10, 225. 369.
Walsh, Jos. Alexis Biconte de 9, 193.
Walter, Tenorist 12¹, 29. 46. 61. 355.
Walther v. d. Vogelweide 11, 247. 423.
Warnefrid 11, 201.
Washington, Georges 12¹, 83.
Wasischta 2, 117.
Watt, James 10, 112. 360.
Watteau, J. A. 10, 245. 271; 12¹, 258, 379.
Weber, Karl Maria 10, 68; 12¹, 32 ff. 38. 49. 356.
Weckherlin 6, 105.
Weidner (Schauspieler) 11, 162. 418.
Weil, Karl 10, 234. 235.
Weill, Alexander 12², 202 ff.
Weitling, Wilh. 12¹, 196 f. 349. 374.
Welcker, Karl Theodor 12¹, 240. 377; 12², 226.
Wellington, Arthur 1, 28, 30; 6, 97; 7, 79. 233.

243. 266. 269 ff.; 9, 65. 114. 121. 122. 123. 125. 126. 203; 10, 77. 113. 187. 226. 234. 360; 12², 81.
Werner, Sankt 8, 401.
Werner, Zacharias 1, 73; 11, 31. 122 ff. 406; 12¹, 182. 371.
Werther, Wilh. Frhr. v. 12², 229.
Wetzel, K. F. G. 11, 138. 418.
White (Barbier) 7, 270.
Widmann, Georg Rudolf 12¹, 135. 152. 161. 163. 171. 365.
Wieland 3, 85; 8, 342; 11, 29. 302. 426.
Wienbarg 1, 38. 48.
Wierus, Joh. 12¹, 153. 366.
Wihl, Ludwig 12², 154 f. 235 ff. 262.
Wilhelm, der Eroberer 10, 80. 84. 246.
Wilhelm IV. von England 9, 124. 125. 126. 145.
Wilhelm III. von Oranien 12², 169.
Wilhelm IV. von Preußen 9, 51.
Wilhelmine, Prinzessin v. Preußen 12¹, 47.
Wilkes, John 9, 124. 221.
Wille, François 5, 136. 264.
Willis 8, 345. 536; 10, 159 f.; 12¹, 168.
Willmers, Heinrich Rudolf 10, 292. 373.
Wilson, Robert 9, 72.
Winkler, Karl Theodor (=Th. Hell) 12¹, 49. 95. 363; 12², 137, 153.
Winterfeldt-Denkmal 12¹, 19. 352.
Wirth, J. G. A. 8, 256. 531; 9, 131. 132. 137. 221.
Wisotzki 4, 124. 225; 6, 52. 175; 11. 330.
Wit, Joh. von Dörring 1, 35; 12², 78 f.
Wittekind 8, 336.
Wizewski, Fritz v. 3, 94. 165; 6, 121. 183.
Wlodek, Simon 12¹, 96, 363.
Wolf, Friedr. Aug. 11, 288. 425; 12¹, 20. 27. 352. 354; 12², 226.
Wolff, Christian 8, 180. 191. 193 f. 196. 525.
Wolff, Ed. 10, 208. 297. 368.
Wolff, O. L. B. 8, 382. 538.
Wolff, Pius Alexander 11, 307. 427; 12¹, 46 f. 93. 358. 363.
— s. Gattin 12¹, 46 f. 358; 12², 55. 256.
Wolfram von Eschenbach 11, 21. 404.
Wolfrum 11, 222. 240 f. 422.
Woltmann, Karoline 12¹, 29. 354.
Wundermann, Verleger in Hamm 12¹, 17.
Wünneberg 4, 208 ff. 229.
Wurm 7, 160.
Wyß 8, 339. 535.

X

Xantippe 4, 196.
Xenophon 9, 110.
Ximenes 5, 184.

Z

Zamojski, poln. Adelsgeschlecht 12¹, 89. 362.
Zawadzki, poln. Sängerehepaar 12¹, 96.
Zebrowski, poln. Schauspieler 12¹, 96.
Zelter, Karl Friedr. 12¹, 24. 353.
Zernial 4. 209. 229.
Zeune, August 4, 106; 12¹, 45. 358.
Ziethen-Denkmal 12¹, 19. 352.
Zimmermann, Friedr. Gottl. 11, 54. 411; 12², 58.
Zingarelli, N. A. 11, 308. 427.
Zippel, Heines Wärterin 5, 262; 12¹, 273 f.
Zuccalmaglio, Franz v. 4, 23. 221; 12¹, 268. 379.
Zunz, Leopold 1, 18; 12², 186. 263 f.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Author Heine, Heinrich
LG.
L468B
Title Sämtliche Werke, hrsg. von Paul Beyer, &c.
183629
Vol. 12
DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 26 04 16 004 8